

ARTHUR HOLITSCHER

**MEIN LEBEN
IN DIESER ZEIT**


1907 - 1925



WITHDRAWN

Alfred L. Loring





Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

ARTHUR HOLITSCHER

MEIN LEBEN
IN DIESER ZEIT

DER „LEBENSGESCHICHTE
EINES REBELLEN“
ZWEITER BAND

(1907—1925)

POTSDAM 1928

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

172666

PT

2617

058L42

1928

EINBANDENTWURF VON GEORG SALTER
COPYRIGHT POTSDAM 1928 BY GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG A.-G.
DRUCK JULIUS KLINKHARDT • LEIPZIG
1.—5. TAUSEND

**MEIN LEBEN
IN DIESER ZEIT**

Vor einem Bild des Bauern-Brueghel.

Dieses Buch meiner Lebensschicksale habe ich schon einmal niedergeschrieben. Ich habe das Buch bald nach der ersten Niederschrift verbrannt. Warum und unter welchen Umständen dies geschehen ist — darüber berichtet die vorliegende zweite Abschrift.

Ist dies denn eine zweite Abschrift? Ich glaube, es wird ein ganz neues Buch werden. Denn die Voraussetzungen, von denen ausgehend ich das vernichtete Manuskript verfaßt habe, waren falsch. Der Gesichtspunkt war schlecht gewählt, wovon mich das Leben gar bald überzeugt hat.

Ich glaube: erst jetzt stehe ich richtig fest und kann darum an die Arbeit gehen.

Eines aber weiß ich: dieses neue Buch wird ebenfalls brennen. In seinem eigenen Feuer wird es brennen. Dies da wird ein heißes Buch! Noch ehe ich eine Zeile geschrieben habe, versengt es mir das Herz; es muß heraus, sonst werde ich Asche.

Nicht mich allein aber versehrt dieses Feuer. Einige Brandwunden wird es geben, einige Brandmale. Ein paar glühende Zeichen werden aufgedrückt werden. Mit brennenden Lettern einige Male auf Menschenstirnen, auf die Maske, das Schild, die Larve von Institutionen dieser Zeit!!



Darf man in einem Kunstwerk Rechenschaft fordern für Unbill, die das Leben einem angetan hat? Wenn ein Buch das Leben, das man gelebt hat, behandelt, darf man dies wohl. Ja, man darf sich nicht gut darum herumdrücken. Es ist keine Rache, die man nimmt, wenn man die Wahrheit berichtet. Der Gesichtswinkel aber, unter dem man die Ergebnisse eines Lebens betrachtet, mag Schärfe und Intensität der Darstellung bedingen. Ist Leben Kampf, so habe ich keine andere Waffe, um in ihm zu bestehen, als meine Feder, mit der ich Wort an Wort reihe.

Die Anderen haben ihre Waffe. Ihr Geld. Ihre Zunge. Die Verbindung mit ihresgleichen, die Freimaurerei ihrer Gesinnungsgemeinschaft, Interessengemeinschaft, ihrer Gemeinheit. Die Dummheit, die große menschliche Dummheit, die sie, statt ihr durch eigene Klugheit und Weltgewandtheit abzuhelfen, schlau ausnützen, um sich Macht zu verschaffen.

Meine Feder ist im Feuer gesäubert. Ich brauche sie mit reinem Gewissen. „Mein ist die Rache, spricht der Herr“ ?? Jawohl, der Herr der Rache ist auch der meine. Kein „lieber Gott“. Wie oft hörte ich das Wort „mein ist die Rache“, wie oft hörte ich es vorwurfsvoll aus dem Munde von Schurken. Dem christlichen Menschen, der es gebraucht, zu seinem Schutz anführt, erwidere ich: bist du, lebst, fühlst, handelst du nach Christenart, Christengebot, so hast du nichts begangen, wovor du zittern mußt. Bist du ein Christ, bin ich es auch. Laß mich deine Stirn küssen, küsse mich auf Stirn und Wange. Bist du aber in deinem Handeln, Fühlen, deiner Tat das Gegenteil eines Christen gewesen, so werde ich dir beweisen, daß du es mit einem Bolschewik zu tun gehabt hast.

Nun wollen wir weiterreden. —

■

Der Plan zum Buch meines Lebens kam mir an einem Vormittag im Wiener Kunsthistorischen Museum vor einem Brueghel-Bild, das den Kampf der Fasten mit dem Fasching darstellt. Man blickt da irgendwoher von oben, aus einem Turmfenster etwa, auf den Markt hinunter, auf einen Platz zwischen Dom und Wirtshaus, auf dem sich eine närrische Menge in Bauerntracht und Mummenschanz tummelt. Da gibt es Masken von Königen und Ratsherren, Mönchen und Philosophen zu sehen. Die Fettwänste, die Krüppel und die Bettler haben es leichter, ihren Stand und Wesen erraten zu lassen. Die sind in ihrer Alltagstracht aufmarschiert. Über das ganze Bild sind Gruppen verstreut, voll Eifer und tiefem Ernst mit irgendeinem närrischen Tun beschäftigt. Auch sieht man zwischen den Gruppen hier und dort eine einschichtige Figur dahinwandeln oder irren, von einer Gruppe zur anderen, sich das Treiben jeder einzelnen ansehend, dann weitergehend, ohne in einer Fuß zu fassen.

Mir schiens, als blicke ich in dieses Bild selber wie auf mein irdisches Leben nieder, als erkenne ich mich selber inmitten einer oder der anderen Gruppe — oder unter dem Narrengewand eines oder des anderen Herumirrenden, als könnte ich wie der Bauern-Brueghel, behaglich und sicher von so hohem Standort aus das Treiben unten auf dem Bild meines Menschenlebens schildern.

Das war gar kein schlechter Vergleich. Und es war auch kein schlechtes Buch, das ich damals geschrieben habe. Nur . . . der Turm eben hielt nicht stand, und das war der fundamentale Fehler des Buches. Darum ist das Buch unter den Trümmern des Turmes begraben und ist verbrannt in der Explosion des Fundamentes. Ein Gutes aber war dabei: das Feuer hat manches Weiche, Unausgesprochene, Halbzuendegedachte und -gefühlte aus mir weggebrannt, und daraufhin hat es sich verlohnt, Welt und Leben noch einmal anzuschauen. Es geschieht in dieser zweiten Niederschrift, die ich aufs Papier setze, weil ich noch die volle Kraft des Auges besitze und auch die Festigkeit der Hand, die nachzuzeichnen versteht, was das Auge getreu wahrgenommen, das Herz erfaßt, der Verstand verarbeitet hat.

Und das ist nicht wenig.

Meine Welt ist nicht klein. Mein Leben war nicht arm. Ich habe es auch, besonders in seiner zweiten Hälfte, von der dieses Buch handelt, nicht blindlings in den Tag hineingelebt, sondern es hat einen Sinn gehabt. Denn ich habe Freude nicht erlebt, um mich über die Taurigen zu erheben, und das Leid, das über mich ausgeschüttet worden ist, hat meine Seele nicht verhärtet gegen die Frohen. Alles hat sich in Gefühl und Willen verwandelt, und wenn ich sage: mein Leben ist reich geworden durch Niederdrückendes so gut wie durch Erhebendes, so ist das kein Geflunker, und nicht dies mein letztes Buch allein führt den Beweis!

Der Turm meiner eigenen gefestigten Welt ist in die Luft geflogen. Aber ist etwa dem Markt nicht dasselbe passiert? dieser Trümmerstätte einer zerschlagenen und vernichteten Zeit der Lebenden, in deren Mitte das Individuum heutigen Tages steht, Tränen und Blut schwitzend, bis ins Mark verbrannt, brüllend um sich schlagend??

Die Katastrophe des Weltkrieges hat die politischen und ökonomischen Grundfesten der Gesellschaft zertrümmert und die Trümmer durcheinandergeworfen, die moralischen vernichtet. Die westliche Menschheit insbesondere hat aus dem Weltkriege keine neue Erkenntnis geschöpft, sie hat nichts gelernt. Ökonomisch und politisch wirkt die Katastrophe nach — die Moral hat vergessen, daß es jemals Krieg gegeben hat.

Das Reine, Hohe lebt in wenigen. Wo es sich regt, aufzuraffen sucht, sinkt es bald aufs neue, verleumdet, verhöhnt und bespion zu Boden nieder. Ehrfurcht und Schrecken gebietend steht allein, unverändert seit je, erzbewährt und triumphierend das Böse, die Niedertracht, die große augenscheinlich unbesieglige Dummheit aufrecht vor dem Gewissen der Welt. Der Instinkt, der unverwüstliche Trieb der Bestie, der die Art augenscheinlich nicht anders zu erhalten weiß als durch schonungslose Vernichtung der Mitbestien, triumphiert über den Gedanken, wo er sein Haupt erhebt, nach Geltung ringt.

Seht, wie sie brüderlich beisammenstehen, wenn es gilt, Menschenliebe, Hilfsbereitschaft, Zukunftswillen zu bezudeln, unterzukriegen, zu zerstampfen. Den Untergang des Reinen, Hohen, der Wahrheit rasend zu feiern, zu bejubeln!

Die Arbeit zur Fron erniedrigt. Eigennutz, Knechtsinn, wohin man blickt. Der typische Nutznießer, Verräter der Leistungen des Nächsten, des Gedankens, den der Nächste gedacht hat, der Mörder des Traumes, den der Nächste träumt. Vampire und Parasiten der zusammenbrechenden armseligen, von ihren Führern ewig geführten Sklavenhorde, die um einen Stundenlohn das Erträgnis ihres Lebenstages verschachert, — höchstens, daß sie in ein ersehntes Übermorgen hinaufäugt, wo ihre Führer bereits heimatsberechtigt geworden sind, in das gepriesene Reich des Bürgers, in das die verelendete, längst unter die Untersten hinuntergesunkene Mittelschicht des Volkes sich, wie in das letzte unveräußerliche Gut ihres Standes verzweifelt mit Zähnen und Krallen verbissen hat.

Es wird hier ein Wort geredet werden über die Geistigen im Volke. Die Träumer der hohen Träume, die Kämpfer für die hohen Ziele der Menschengemeinschaft! Sofern diese nicht als Bettler vor den Türen ihrer Verächter stehen, froh, wenn durch den vorsichtig

geöffneten Spalt ein Knochen von der Tafel zu ihnen hinausfliegt, sind sie Verbündete ihrer Henker geworden, der Nutznießer ihres Verrates, lauern sie frech und triumphierend darauf, sich zum Feind zu schlagen, wenn der erst aufgehört haben wird, vor dem Sieg der Idee zu zittern, für die zu kämpfen sie in die Welt gesandt worden sind.

*

Ich schreibe dieses Buch fast wie ein Toter. Wie einer, der von dem äußeren Leben nichts mehr erwartet und dem, was er erlebt, nurmehr Material ist für seine Arbeit.

Viele, die in diesem Buche vorkommen, sind, während ich es schrieb, gestorben. Viele, die ich für meine Freunde hielt, sind unter meine Feinde gegangen, für mich so gut wie tot. Dies erleichtert meine Arbeit wesentlich. Aber, wenn ich von außen auch nichts mehr erwarte — um so mehr liebe ich meine Arbeit. Nichts weiter erwarte ich von meinem Leben als dies eine, wahr sein zu dürfen bei der Verrichtung und Erfüllung meiner Arbeit. Wahr zu sein gegen mich selbst und treu zu bleiben der großen, der einzigen Pflicht, bis das Licht anbricht.

*

Es wird sich, jawohl, bei dieser Arbeit als notwendig erweisen, daß ein paar menschenähnliche Gestalten auseinandergenommen, aufgetrennt werden, so daß die Sägespäne aus ihnen herausfallen und man, im Hintergrund, hinter diesen Figuren des Lebens das wahrnimmt, was aufzuzeichnen Zweck und Ziel dieses Buches ist, um dessen willen ich dieses Buch schreibe, nämlich: die Zusammenhänge, das Gewebe der heutigen Gesellschaft.

Bin ich gut? Nein, ich bin es nicht. Müßte ich es sein, um das Recht in Anspruch zu nehmen, daß ich ein Buch schreibe wie dieses? Ich stehe nicht an, Gott anzuklagen darum, daß er den Guten, d. h. den Heiligen unter den Menschen mit Schwäche geschlagen hat, dergestalt, daß dieser zum Untergang im Fleisch vorbestimmt und verurteilt war von Anbeginn. Den Bösen, den Henker, die Bestie mit Säbel, goldklimpernden Hosentaschen, schielendem Blick, den Verräter, der das Maul hält, wenn er schreien, schreit, wenn er verstummen sollte — den hat der Herr mit Stärke

gerüstet, er besteht. Warum muß der Gute Opfer seiner eigenen Schwäche werden, sie seinem Verderber offenbaren, vermeinend, dieser sei im Grunde gut und mild wie er selber? Warum?

In der kurzen Zeit, als der Krieg schwelend zu Ende zuckte und verlosch, die große Revolution zugleich flammend aufging im Osten, da glaubte mancher: nun sei die Bestie ersoffen in dem Blut der Millionen Unschuldigen, der Armen, der Toren, der Dummen, der Verratenen und Mißbrauchten der Welt — nun steige das Nordlicht der Vernunft empor. Irrtum. Irrtum. Sieh wie das Gute, die Reinheit, wie der Heilige weiter gekreuzigt wird, um seiner Liebe, seiner Gerechtigkeit willen, zur Strafe für sein überströmendes Gefühl zur leidenden Kreatur, dem hilflos untergehenden Mitmenschen, den ewig verratenen Massen.

■

Wahrheit dessen, der glaubt. Den die Erfahrung nicht abtötet. Der fortfährt, zu kämpfen gegen Erbarmungslose.

Wahrheit gegen sich selbst, den Feind im eigenen Blut, den Verräter an dem eigenen Gefühl, den Verneiner des Willens zum Hohen, der im eigenen trägen Herzen sitzt und Verzicht brütet.

Wahr sein, — letzte Freude von allen! Nach dem Untergang der Hoffnung letzte Freude, Liebe und Haß in einem. Lust an der Arbeit, magnetische Atmosphäre des lebendigen Gewissens. Trieb! Alles sagen, was das Herz, die Sinne, Nerven, was die okkulten Organe des Bewußtseins zu erfassen, wahrzunehmen vermögen; nichts verschweigen, was sich im Laufe eines Menschenlebens in den Gebieten zugetragen hat, in denen der Verstand, das Gefühl, die Ganglien, die Substanz des irdischen Körpers sich zurechtzufinden vermögen. Alles aussagen was hilft, dem Menschen hilft, diese Mitwelt, dieses Gebilde, das sich menschliche Gesellschaft nennt, dieses irdische Dasein zu erkennen, vielleicht zu ertragen.

Nichts verschweigen, als das, was Gott der Herr selbst dem Menschen verschwiegen hat. Was Gott abzurufen Aufgabe der Wissenschaft, der Religion, Lebensziel des Wahrheitssuchers auf Erden ist. Dessen, der sich unterfängt, seine Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht tätig zu erweisen, zu bestätigen: durch Arbeit;

im Kampf; wenn es sein muß — und an einem bestimmten Wendepunkt des Lebens muß es sein! — im Kampf gegen Alle, trotz Allen, trotz Vereinsamung, Armut, Härte, Unverstand und Tod — immer, immer für die Gemeinschaft.

•

Maßstab des Weltgeschehens ist das eigene Schicksal. Dem Menschen ist keine andere Möglichkeit gegeben, das Weltall und seine geheimnisvolle Struktur zu erkennen, als: das eigene Leben, das ein Teil dieses Weltalls ist, den eigenen Lebenstrieb zu belauschen. Keine andere Parallele gibt es für das Leben des Weltalls als das eigene kleine, individuelle, zeitlich begrenzte Dasein. Dies zur Apologie dessen, der seine eigene Lebensgeschichte niederschreibt.

Die ewigen Gesetze spiegeln sich im Leben eines Menschen so sinnreich wider, wie die Zeit, in der dieses Leben sich abrollt. Nein, es gibt keine gültigere Methode, die Gesetze, die das All regieren, den Einfluß, den die besondere Konstellation der erlebten Gegenwart auf den Ablauf der Gesetze ausübt, zu erfassen, als aufmerksamstes, bewußtestes Erleben des eigenen Lebens. Erkenntnis ohne Schmerz ist keine.

Es gibt für den bewußt lebenden Menschen aber nichts Schmerzhafteres als wach zu sein. Die meisten Menschen werden es nie. Weckt ein Ereignis sie auf, so greinen sie wie Kinder, deren Schlaf man unterbricht. Und nun soll gar ein Leben so gelebt werden, daß, der es erlebt, stets wach sei, es wahrhaftig lebe! Wie muß der Wache sein Dasein hassen. Kann er es überhaupt ertragen, wenn er sich nicht widerstandslos durch die Instinkte von einem Tag zum andern, aus einer Nacht in die andere hinübertragen, entlangschaukeln läßt, wie über die Welle eines breiten Stromes — ohne Schiffbruch und Untergang zu erleiden?

Wer sein Leben niederschreibt, die Welt zu erkennen trachtet durch sein eigenes Leben, der befindet sich an dem anderen Pol. Fortgesetztes, aufmerksames Bewußtsein und Bewußtwerden; absolute Klarheit; Aufgabe: sich fest fühlen, den Strom an beiden Seiten an sich vorbeischäumen zu fühlen, wenn möglich ohne Wanken dastehen, standhaft sein, sich nicht fortschwemmen lassen

vom um die Füße empor gischenden Gewässer. Standhaft sein ohne Selbstbetrug, darauf kommt es an.

Dieser Zustand kann natürlich kein endgültiger sein. Für die Zeit, da man, sein Leben betrachtend, es beschreiben will, muß er aber unbedingt erkämpft werden, erreicht sein. Nachher wird sich der sich selbst Betrachtende wahrscheinlich dem Gesetz der Wandlung weiter fügen müssen. Aber diese Stabilität, dieser Zustand der Festigkeit und Ruhe ist notwendig. Ohne ihn erlangt zu haben, kannst du das Werk der Identifikation: Ich — Welt nicht vollbringen. Du mußt den Zweifel in dir niederkämpfen, den Zweifel an dir, an deinem eigenen Schicksal.

Haß und Bewunderung, alle extremen Gefühle, müssen auf die Formel des Fundamentalsatzes gebracht werden, in dem sie aufgehen wie in einem glücklichen Gleichnis, Erkennen der Natur, des Gesetzes selbst, ohne ihr Wesen zu fälschen, zu steigern, zu reduzieren. Schließlich weicht der Begriff Recht und Unrecht, Schuld und Strafe, die Grenze stürzt, und das Vergängliche löst sich aus dem Bereich des Gleichnisses und wird in die Sphäre der Wirklichkeit erhoben, d. h.: des Werkes.

Die Familie um die Lebenswende.

Cäcilie sagte mir: „Kommen Sie morgen, Arthur, Sie werden einer Szene beiwohnen, die Sie gewiß überraschen wird.“

Als ich nächsten Nachmittag zu Cäcilie kam, saß da ein alter, armselig gekleideter Mann mit langem Bart und kahlem Schädel im Salon; neben ihm stand seine verhärmte Frau, dürftig gekleidet, augenscheinlich früh gealtert, und ein junges Mädchen, ein Kind noch, das eine wohlfeile, rötlichgelbe Geige unters Kinn geklemmt hielt und aus dem schlechten Instrument schreckliche Töne hervorkratzte.

Die Frau klopfte auf eine kleine Ledertasche, die der Mann umgeschnallt trug, worauf der Mann den Mund auftrat und ins Leere hinaus, nach einer ganz anderen Richtung hin, mit der tonlosen Stimme der Tauben zu sprechen begann: „Ja, sie hat nun aufgehört. Also — was sagen Sie, gnädige Frau? Als ich noch sehen und hören konnte, da war die Geigenvirtuosin Teresina Tua das Gespräch von ganz Europa. Man nannte sie allgemein die Geigenfee. Würde Marie ihr gleichkommen, dann wären wir alle Drei gerettet. Ich tue alles, damit das Kind eine gute Ausbildung genießt. Sie soll ins Konservatorium. Sie soll die besten Meister zu Lehrern haben, wenn wir auch hungern müssen. Nach ihrem ersten Konzert . . .“

Die verhärmte Frau blickte zu Boden. Es war ihr anzusehen: sie kämpfte mit Tränen, aber das war ein hartes Gesicht, von Leiden und Entbehrungen gezeichnet, von Mitleid unerhell. Sie stieß die kleine Geigenspielerin mit einer unwirschen Bewegung des Ellenbogens in die Seite, weil das Kind an den Fransen der Fauteuilllehne fingerte. Wie ein getretener Hund blickte das Kind scheu und mürrisch zur Mutter auf. Meine Freundin sprach zur Frau: „Sagen Sie ihm, daß der Mädchenverein sich Mariens annehmen wird. Meine Tochter wird ihr möglichstes tun, damit Ihr Kind weiter studieren kann.“

Die Frau ergriff die Hand des Mannes, klopfte mit dem Zeigefinger in seine Handfläche, dann auf die Ledertasche. Der Blindtaube sprach erfreut. „Verehrte Wohltäterin, verehrte Dame! Es wird nicht vergeblich sein, was Sie für meine Tochter tun! Sie werden sehen, nach dem ersten Konzert . . . Teresina Tua war auch von wenig bemittelten Eltern. Ihr Ruhm hat dann die ganze Welt angefüllt!“ Darauf wandte er sein Gesicht nach der Richtung, wo er die Tochter vermutete: „Spiele jetzt noch die Paraphrase, Marie — du weißt, die Liszt-Paraphrase.“

Das Mädchen hob wie ein Automat die Geige ans Kinn und fing einen ungarischen Tanz, der weder von Liszt noch aber die Paraphrase war, schrill und stümperhaft zu fiedeln an. Sie fiedelte das Stück zu Ende, ließ dann Geige und Bogen sinken und stand wieder mürrisch da wie zuvor.

Die Frau frug meine Freundin: „Wann darf ich wiederkommen?“ Die Tochter meiner Freundin war inzwischen eingetreten, sie hatte die letzten Töne gehört und sagte: „Anfang nächster Woche. Ich werde bis dahin im Verein das Nötige veranlaßt haben.“

Die Frau legte ihre Hand auf die Schulter des Mannes, der sofort aufstand, sich verbeugte und die Hand ausstreckte: „Dank, herzlichsten Dank von uns allen, verehrte Wohltäterin.“ Seine Frau klopfte ein paar Zeichen auf das Ledertäschchen. „Die Tochter ist da . . . Dank auch Ihnen, verehrtes Fräulein, für die Gnade, daß Sie sich meines Kindes annehmen, die Damen im Mädchenverein werden sehen, daß sie ihre Hilfe an keine Unwürdige verschwendet haben! Dank, tausend Dank!“ Gestützt und geführt von Frau und Tochter entfernte er sich.

Ich blieb mit meiner Freundin und der Tochter meiner Freundin beisammen, und wir sprachen. Teresina Tua — du lieber Gott. Wie wird die Zukunft dieses armen Wesens sein. Im besten Falle Damenkapelle, darauf Prostitution, Ruin dieser armen Menschen. Alle Schläge, die das Kind von der Mutter bekommen hat, vielleicht auch vom Blindtauben — vergeblich. Dies entsetzliche Ge-kratze — keine Spur Musik im Leibe!

Meine Freundin schloß dann: „Da haben Sie nun die Familie gesehen, Arthur. Blind und taub, der Glaube an die Kinder, an die Rettung durch das Kind, die einzige Hoffnung, Entbehrung

und alles andere. Zum Schluß: Elend wie am Anfang, Blindheit und Taubheit.“

■

Cäcilie war Mutter von sechs zum Teil außerordentlich begabten Kindern. Sie sah, sie hörte und war die zärtlichste und schwärmerischste Mutter, der ich je begegnet bin. Ihr Gatte, Ingenieur, Erbauer von Kleinbahnen in den Bergbaudistrikten Ungarns, ein Mann von Großzügigkeit, in gewisser Hinsicht genialischem Überschwang, dabei völlig unzulänglicher Geschäfts- und Menschenkenntnis hatte bei seinem Tode die Familie fast mittellos zurückgelassen. In der Glanzzeit der väterlichen Unternehmungen hatte die Familie eine Villa am Schwabenberg besessen, Reitpferde gehalten. Nach einer Periode schwerster Verluste, Konventionalstrafen infolge nicht eingehaltener Lieferungsstermine, war der unstrittig außergewöhnliche Mann gebrochen am Wege geblieben.

Cäcilie fiel es nicht allzu schwer, sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Sie stammte aus der Armut, aus der Sphäre der Armut. Tochter eines Lehrers aus Wilna, eine von diesen äußerst regsamen, für alles Neue, jede Manifestation vorwärts treibender Bewegung empfänglichen russischen Jüdinnen, die, nach dem zivilisierteren Westen verschlagen, alsbald jüngsten, modernsten ästhetischen Richtungen und Schlagworten verfallen. Wäre sie in der Enge ihres heimatlichen Ghettos geblieben, sie wäre wahrscheinlich in das Getriebe der Revolution geraten. In die, durch die kulturelle Isolierung Budapests doppelt verhängnisvolle Wirrnis westlicher Kulturtendenzen brachte sie ihren Heißhunger mit, Neugier und Anpassungslust, keineswegs die Reserven einer sicheren, wohlfundierten Bildung, zum Teil auch nicht einmal die notwendigste Kenntnis dessen, worauf sich die neue Zeit mit ihren Bestrebungen aufbaut. Herbert Spencer, Nietzsche und Ibsen wurden die Götter ihrer frühen Frauenjahre (später waren es Dalcroze, Montessori und Freud) — aber von der deutschen Philosophie, den Psychologen und auch den literarischen Vorfahren ihrer Götter wußte sie kaum die Namen. Darum ergriff sie bei Nietzsche das rein Dithyrambische, in Ibsen aber das, was sie als das Befreiende aus der Enge des Alltagslebens des Gegenwartsmenschen erkannte.

Gern nannte sie sich, sich selbst und ihre russische Haltung ironisie-

rend, die Zigeunermutter ihrer zahlreichen Kinderschar, im Grunde aber war sie mit ihrem undisziplinierten, ewig schillernden, lebhaften und sprunghaften Temperament eher die älteste Schwester ihrer Kinder zu nennen — zuweilen sogar nur den Jahren, nicht aber der Reife nach Älteste unter den schönen, jungen Menschen, die sie umgaben. Diese alle hatten die dunkle, dabei gar nicht orientalistisch betonte rassige Sonderheit der Mutter mitbekommen, dazu die physischen Wesenszüge ihres Vaters, der auf dem schwächlichen, bald verbrauchten Körper eines Nervenmenschen den Kopf eines phantasievollen Erfinders oder Gelehrten trug.

In der Familie Cäciliens hatte ein Prinzip Geltung, dessen Mangel, ja diametraler Gegensatz meine Jugend im Elternhause untergraben hatte: im Rate der Familie hatten Cäciliens Kinder wie gleichberechtigte Kameraden Stimme und Bestimmungsrecht in allen Fragen der Erziehung, der wichtigsten Angelegenheiten, die das Schicksal dieser kleinen Menschengemeinschaft angingen.

Aus der besonderen Veranlagung der Eltern und Kinder ergab es sich, daß oft Probleme in die Debatte gezogen wurden, die eigentlich zu kompliziert und abseitig waren, als daß junge Kinder sie hätten beherrschen können, ebensowenig aber die Mutter, deren Phantasie oft mit dem Verstand durchging. Bei Debatten solcher Art — ich durfte ihnen zuweilen beiwohnen — kam es vor, daß jenes Familienmitglied das letzte Wort behielt, das die überraschendste, bestechendste Ansicht zu formulieren wußte. Mochte diese Ansicht richtig oder falsch sein, immer blieb es ein Spielen mit Glanzlichtern, Feuerwerk interessanter, zuweilen skurriler Geistesakrobatik. Eltern und Kinder lebten in gemeinsamer, gegenseitiger Bewunderung dahin, die Geschwister aber, das muß gesagt sein, bewunderten die Mutter weniger als diese ihre Kinderschar. Cäciliens Vorliebe für diejenigen unter ihren Kindern, die bei solchen Debatten am unbeschränktesten zu exzellieren verstanden, drückte auf die weniger glänzenden, die jüngeren Kinder. Der Zweitjüngste zumal, ein ruhiger, mit einem leicht skeptisch getönten Lächeln stets abseits bleibender Junge, der es später zu einem anerkannten und angesehenen Biologen an einem großen deutschen Institut gebracht hat, war Mutter und Geschwistern schon von seiner frühesten Jugend an ein fremdes, schwer begreif-

liches Element in der engen Gemeinschaft, Außenseiter, dessen heimliche Überlegenheit ein gewisses Angstgefühl in den anderen nie ganz verstummen ließ.

Wunderbar war das innere Einvernehmen dieser kleinen, wertvollen Menschengemeinschaft, als der Stern des Vaters Michael niedergegangen war, und die Not von der Familie nur durch die Treue von Michaels Bruder Karl, eines der edelsten und aufopferndsten Menschen, denen ich je begegnet bin — und der auch mir in meinem trüben und immer verworrener werdenden Schicksal wie ein Schutzengel gegen meine eigene Familie beigestanden hat — abgewendet wurde. Der gemeinsame Sturz von der Höhe der ökonomischen Sicherheit eines hochbürgerlich geführten Lebens knüpfte den Zusammenhang Cäciliens und ihrer Kinder nur noch enger. Besonders bei der Mutter nahm die gegenseitig bis zur Vergötterung gesteigerte Liebe dieser Menschen zuweilen Formen des Überschwangs an. Die Erwartungen Cäciliens an die Lebensschicksale ihrer allmählich flügge werdenden Kinder stiegen zu schwindelnder Höhe empor. Als sie sich nicht zu erfüllen schienen, sammelte die Mutter ihren Groll mit derselben Intensität, die ihre Liebe kennzeichnete, auf Personen, die sie beschuldigte, den Aufstieg ihrer Kinder gehemmt zu haben — die Frau ihres ältesten Sohnes z. B. Dieser, ein junger dilettierender Techniker von außergewöhnlicher, aber widerspruchsvoller, komplizierter Intelligenz, in Dingen der Soziologie ziemlich bewandert, hatte vom Vater Unternehmungsgeist und von der Mutter den Sinn für die neuesten Strömungen der europäischen Entwicklung geerbt. Das gleiche war bei der ältesten Tochter Cäciliens der Fall, einem auffallend schönen Mädchen, das sich bei der Organisation der sozialistischen Frauengruppen Ungarns eine Zeitlang hervortat, bis sie dann durch ihren Mann — einer neuen Zielscheibe der Erbitterung Cäciliens — zu Reichtum gelangte und sich aus der Bewegung zurückzog. Der Sohn ging nach Japan, beteiligte sich an industriellen Unternehmungen, kehrte dann nach Europa zurück, wurde von der kurzlebigen ungarischen Räterepublik mit einer wichtigen Mission betraut, die ihm Verfolgungen einbrachte und ihn nach dem Scheitern der Diktatur ins Exil hinwegschwemmte.

Am stärksten hatten sich die positiven Qualitäten, wie auch die Unzulänglichkeiten der Mutter in dem zweiten Sohn, der Jurist und Schriftsteller wurde, manifestiert. In diesem jungen Menschen fand jede neue Strömung der zeitgenössischen Philosophie, Aesthetik, der sozialen Bewegung der Zeit einen glühenden, aber, sobald etwas Neues kam, erlahmenden Verkünder, Streiter und Apostel. Es schien fast, als gingen alle kaleidoskophaft wechselnden Strömungen des aufgeregten Zeitalters durch diesen Menschen hindurch. Als Betrachter und verständnisvoller Analytiker gab er ihnen den Funken seiner Verve, nach ihrem Durchzug aber ließen sie ihn ausgebrannt und leer zurück; immer im Sturm und Drang, stets ein Propagator fremder Kraft, Erfindungen, die er sich derart zu eigen machte, daß es den Anschein hatte, als wäre die primäre Idee, der Anstoß der Bewegung in ihm selber gekeimt, aus seinem Verstand in die Existenz der Welt gesprungen! Cäcilie allein schien es nicht zu bemerken, daß ihr Sohn keineswegs der Schöpfer, der große Kommende, nein, schon gegenwärtige Mensch sei, für den er sich zu halten schien, sondern im besten Falle der geschickte mitgerissene Verkünder und Vermittler des Fremden. Noch in Augenblicken zwingender Erkenntnis behauptete sie, in diesem Sohn den „apostolischen Menschen“ zu erblicken. Im Grunde aber mußte ihr doch aus ihrem tiefsten Mutterinstinkt heraus bekannt sein, wie es sich mit ihren Lieblingskindern verhielt. Es genügte nicht, sich über ihre Gefühle in paradoxen Sentenzen hinwegzusetzen, etwa durch die Behauptung, daß ein Sohn, auch wenn er in Scherben liege, noch immer zusammengeflückt werden könne und einen Menschen ergebe — während eine Tochter, die nur einen einzigen Sprung aufweise, auf den Mist geworfen werden müsse — solche Selbstbetörung langte im besten Falle nur für kurze Etappen des Lebensweges. Als das Alter hereinbrach, äußere Schicksale, politische, ökonomische sie von ihren Kindern trennten, sie in Budapest vereinsamt, enttäuscht und allein zurückblieb, da wurde sie ganz zur Niobe. Wie ehemals in der Fiktion der Zigeunerstammutter gefiel sie sich nun in dieser neuen pathetischeren Rolle. In ihren Briefen, die sie zuweilen an mich schrieb, bewährte sich aber fortdauernd die geistige Schwungkraft, das genialisch befeuernde russische Wesen dieser ungewöhn-

lichen Frau, das an den Enttäuschungen des Lebens nicht gescheitert war, obzwar der Strom der erregten Zeit ihre kleine durch Heimsuchungen immer inniger zusammengeschmiedete Gemeinschaft schließlich völlig auseinander gerissen und als Strandgut an entfernte, unwirtliche Gestade geworfen hatte.

■

Mir war' es mit Cäcilie und den Ihren sonderbar ergangen. Wochenlang war ich schon wieder in meiner Vaterstadt, ehe ich meinen ersten Besuch bei ihr machte. Auf unruhigen Streifzügen durch die Stadt, in die ich so fremd zurückgekehrt war, hatte ich auf der Donaupromenade einmal, dann im Parkett eines Theaters einen, noch einen Menschen erblickt, bei dessen Anschauen mich das Gefühl ergriff: diese — diese — — Freunde!!

Als ich dann Cäciliens Familie und ihren nächsten intimsten Kreis kennenlernte, traf ich diese Menschen wieder: sie waren Familienmitglieder, nah Befreundete, Wahlverwandte! Mein Instinkt hatte mich nicht betrogen. Es war meine eigene Familie, meine Wahlverwandtschaft, mein Kreis, und in den trüben und gefährlichen Schicksalen, die mir in meiner Vaterstadt bevorstanden, hatte mir das Leben diese Isolierschicht der Freundschaft gewährt, um mich vor der Unbill zu schützen, die mir von der feindlichen Außenwelt her, besonders von den Menschen her drohte, die sich meine Blutsverwandten nannten.

■

Nach den Münchener Jahren 'war ich nun wieder seit einigen Wochen in Budapest. Ehe ich heimkehrte, hatte ich einige Verhaltensmaßregeln erwogen, die mir das Leben in der Vaterstadt ermöglichen sollten. Ich ahnte, daß dem Menschen ohne Heim, ohne Familie, ohne nennenswerten Zusammenhang mit der Umwelt um das 35. Jahr herum der Wechsel präsentiert wird. Ich hatte mir vorgenommen, im Verkehr mit meiner Familie um Gottes Willen nicht wieder, d. h. nicht mehr sentimental zu werden. Ich sagte mir: hier war ja die beste, die einzige Gelegenheit, sozusagen physiologisch die eigenen Charaktereigenschaften, in veränderter Zusammensetzung zwar, wiederzufinden und sie, an neuen Gegen-

spielen gemessen, zu prüfen und zu erkennen. Noch war ich nicht zur ruhevollen Besinnung auf das Eigene, auf die sachliche Kritik der Welt, gemessen an dem eigenen, in seinen Tiefen durchschauenden Wesen gelangt. Mit Maximen des Selbstschutzes bewehrt und gewappnet trat ich also den Heimweg an. Ich hatte guten Mut. In der Fremde war meines Bleibens nicht. Wohl erkannte ich meine Vaterstadt nicht als meine Heimat an. Aber es trieb mich doch aus allen fremden Gegenden, in denen ich so etwas wie Heimat gesucht hatte, immer wieder nach diesem Ausgangspunkte zurück. Diesmal war ich fest entschlossen, Fuß zu fassen. Alles aber, alles scheiterte an der Kälte, die mich im Hause meiner Mutter, meinem Elternhause erwartete.

Wenige Tage nur waren vergangen, da hatte ich es bereits aufgegeben, bei meiner Mutter zu wohnen, die jetzt, als Witwe, nach der Verheiratung meiner Schwester und der abenteuerlichen Reise- eskapade meines jüngeren Bruders nach China, in der riesigen Wohnung allein zurückgeblieben war.

Mein treuer Jugendfreund Bobolo, von dessen Freundschaft zu mir, unserer Verbindung im Leben ich bereits in einem anderen Buch Kunde gegeben habe, bewährte sich auch in dieser neuen Katastrophe meiner Enttäuschungen an der Heimat. Er räumte mir in seiner eigenen Wohnung ein Zimmer ein, dort konnte ich, Flüchtling in meiner Vaterstadt, leben und in Ruhe arbeiten. Dies war Rettung, im vollsten Sinne des Wortes. — —

Meine Bücher, etliche unentbehrliche Möbelstücke standen noch in der elterlichen Wohnung. Aus diesem Grunde war ich zuweilen gezwungen, hinzugehen. Bei solcher Gelegenheit, an einem Nachmittag früh im Oktober, traf ich meine Mutter vor ihrem Schreibtisch sitzend. Wie vor fünf Jahren beim Tode meines Vaters, wie vor zehn, wie vor zwanzig, wie ich sie zeit meines traurigen, bedrückten Lebens gekannt hatte, saß sie vor mir, im Lehnssessel über dem kleinen Bouletisch, blickte auf ihr Wirtschaftsbuch nieder, in das sie mit ihrem Bleistift Notizen schrieb, und antwortete mir kalt, unbeteiligt und einsilbig. Ich hatte erwartet, daß sie mich zumindest fragen werde, wie ich bei meinem Freunde untergebracht sei. Nichts dergleichen. Plötzlich fühlte ich, von Überarbeitung, Schlaflosigkeit, und im allgemeinen von der quälenden Bedrückung

meines täglichen Lebens schon sehr mitgenommen, wie die Haltung dieser Frau, die mir das Leben gegeben hatte, mir jetzt den letzten Rest seelischen Gleichgewichts raubte. Ich fühlte, während es mir schwarz vor Augen wurde, daß ich von meinem Stuhl seitwärts zum Boden niederglitt. Mein Kopf stieß an die Tischkante. Eine Weile lag ich ohnmächtig da.

Als die Besinnung zurückgekehrt war, und ich mich mit Mühe aufrichtete, stand die Köchin mit einem Glas Wasser in der Hand vor mir, das Glas klirrte leise an die Untertasse, die die alte Dienerin mit beiden Händen festhielt. Offenbar zitterten ihre Hände. Sie reichte mir das Wasser, ich trank und setzte mich auf den Stuhl nieder.

Meine Mutter saß weiter vor ihrem Wirtschaftsbuch. Jetzt stand sie auf, zog mit dem Fuß den Teppich zurecht, der sich bei meinem Fall ein wenig verschoben hatte, und sprach mit einem kurzen Blick nach mir: „Du kannst hier nicht bleiben, ich erwarte Gäste“, und begann hierauf mit der Köchin das Wirtschaftsbuch durchzusehen, zu „rechnen“. Ich ging.

Die Stube, die ich bei meinem Jugendfreunde bewohnte, war hell und ruhig. Nachts badeten die Nachbarn nebenan, und die Wasserleitung rasselte durch meinen nervösen Schlaf. Am Tage aber hatte ich Ruhe. Den ganzen Tag verbrachte mein Freund in der Bank, in der ihm ein ehemaliger Untergebener seines Vaters, der jetzt zum mächtigsten Finanzmann Ungarns emporgerückt war, eine Stellung gesichert hatte, so daß meines Freundes verwitwete Mutter und Schwester keine Not zu leiden brauchten. Denn auch in meines Freundes Haus war nach dem Tode des Vaters, wie in das Haus Cäciliens, wie in das Haus, das mir einst Vaterhaus war, Sorge und Bedrücktheit eingezo-gen.

Bobolos Mutter, die mir so oft erklärt hatte, wie sehr ihr Leben dadurch, daß sie der Schauspielerinnenlaufbahn entsagen mußte, verdorben wäre, lebte schon seit Jahren mit ihrer Tochter in größeren deutschen Städten, zuletzt in Berlin, wo das junge Mädchen Reinhardt's Theaterschule besuchte. Bobolos Mutter, die den Sohn als Prinzen erzogen hatte, warf nun den schwärmerischen Überschwang ihrer enttäuschten Seele auf das Leben der Tochter hinüber, für das sie alles erträumte, was ihrem eigenen Leben versagt gewesen

war. In trauriger Fron schaffte Bobolo hart und gewissenhaft für Mutter und Schwester, indem er sich das Letzte an Behagen, an heiterem Lebensgenuß versagte. Kam er, selten, einmal im Jahr, mit Mutter und Schwester zusammen, so warf man ihm, der sein eigenes Leben geopfert hatte, Sonderlingsallüren vor — die sich ja aus einem zerstörten Eigenleben leicht zu entwickeln pflegen. — Er schwieg und brachte das Opfer, das Inbegriff seines Erdendaseins, sein Schicksal zu sein schien.

Wie oft hatte mir meine Mutter Bobolo als leuchtendes Vorbild hingestellt, weil er ja für die Seinen so aufopferungsvoll sorgte. Bobolo, den meine Mutter sonst, da er mir ja ein treuer Freund war, als ihren Widersacher anzusehen genötigt war! Und tatsächlich, mir selber legte ich nicht selten die Frage vor: wäre es nicht meine Pflicht gewesen, auch angesichts der feindlichen Haltung meiner Mutter gegen mich, ihr das Opfer meines Berufes zu bringen? Aus der Erwägung der ökonomischen Hilfeleistung heraus, zu der mich die Verhältnisse nach dem Tode meines Vaters zwingen mußten. Beruhigt wurde mein Gewissen durch die Erkenntnis, daß diese Verhältnisse immer noch günstige waren, so daß das Opfer meine Mutter wohl in ihrer Eigenliebe befriedigt hätte, für ihre Existenz aber nebensächlich gewesen wäre.

In Wahrheit war Bobolos Mutter, bei aller Anbetung, die sie ihren Kindern in überschwenglichster Weise entgegenbrachte, doch nur ausschließlich Nutznießerin des Lebens ihrer Kinder — dieser Kinder, die sie selbst an Vitalität turmhoch überragte. Ihre eigene Resignation schob sie auf solche Weise weit weg von sich, indem sie diese Leben ihrem Zwecke dienstbar zu machen und nach ihrem Bedürfnis zu gestalten suchte. —

Die Atmosphäre der verlassenen Wohnung zwischen den Möbeln, Vorhängen und Einrichtungsstücken verblichener Pracht war erdrückend. Aber ich konnte über mein Manuskript brütend sitzen, tagelang, ohne aufgescheucht zu werden, was sicher der Fall gewesen wäre, hätte ich zu Hause gewohnt. Und ich konnte lesen. Ich konnte auf dem zitternden, alten, verstimmten Flügel im Salon Schumann, Beethoven und Chopin spielen.

Ich konnte sogar in meinem Zimmer mit meinem Revolver Schießübungen veranstalten, indem ich bei der Durchlöcherung des dunk-

len rissigen Tapetenfrieses, oben am Rand des Plafonds, meine Hand in der Sicherheit des Ziels vervollkommnete. Ich konnte in meinen vier Wänden tun und lassen, was ich wollte. Niemand störte mich tagsüber.

Am Nachmittag kam die Aufräumerfrau, richtete die Zimmer her, versorgte die Küche für das Abendessen.

Zuweilen, an manchen Abenden, war diese Küche voll von Menschen. Da saß die ganze weit verzweigte Sippe der Aufräumerfrau beisammen, und es fanden aufgeregte und lärmende Beratungen statt. Einmal trat ich in die Küche ein, um mir etwas zu holen, und hörte gerade noch die letzten Worte, die ein älterer, wie ein verbrauchter Fabrikarbeiter aussehender Mann, offenbar mit einiger Anstrengung, inmitten des plötzlichen Verstummens, Durcheinanderredens vier-, fünfmal wiederholte. Diese Worte klangen zu meinem maßlosen Erstaunen wie:

„Lankschampsz, Lankschampsz, Lankschampsz.“

Die Aufräumerfrau sprang diensteifrig auf und suchte mir die Zitronenpresse aus dem Schrank. Derweil sah ich rasch die verlegene dasitzende und herumstehende Versammlung an. Es waren, wie die Aufräumerfrau, armselige Proletarier und Proletarierinnen, ungarische in die Stadt verschlagene Bauern, die die Küche anfüllten.

Nächsten Tag frug ich die Frau, worüber denn gestern so heftig debattiert worden war? Und da erfuhr ich, daß das geheimnisvolle Wort, womit der alte Mann, Setzer in einer Akzisedruckerei, sich die Zunge verrenkte, in der Tat: „Longchamps“ bedeutet hatte!

Die Aufräumerfrau und ihre ganze Familie spielten bei den Wettrennen. Sie spielten, wenn es in Budapest welche gab, an Ort und Stelle. Sonst aber waren sie bei einem Buchmacher an Wetten in Frankreich, in Österreich, in Deutschland beteiligt, ja sogar in den Chancen eines oder des anderen Crack, der in St. Petersburg oder dem englischen Derby lief, kannte sich die Aufräumerfrau und ihre Familie aus...

Sie scharrtten ihre elenden Groschen zusammen, abonnierten eine Sportzeitung, schickten regelmäßig ein Familienmitglied auf gemeinsame Kosten zu den Budapester, ja auch den Wiener Rennen, sie hatten gemeinsame Hoffnung, gemeinsame Enttäuschung, ihr Leben

hatte einen Zweck. Sie waren eine Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft verwandter Menschen. Eine Familie . . .

Zuweilen, in meiner einsamen Stube, in meinem verbitterten Herzen, beneidete ich die Aufräumerfrau und ihre Sippschaft.

*

Die Arbeit, über der ich in solcher Umgebung, in dieser Stille, in dem Zimmer bei meinem Freunde saß, — erhebend bei dem Gedanken, daß meines Freundes Mutter und Schwester eines Tages heimkehren könnten und ich dann dieser Zufluchtsstätte in meiner Vaterstadt verlustig würde — die Arbeit, die mich diesmal heimgetrieben hatte, aus der Welt in diese Stadt zurück, die ich ja immer noch Vaterstadt nannte, obzwar mein edler, leidender, traurig hinsiehender Vater lange schon, vor fünf Jahren, gestorben war — die Arbeit, die ich in diesen Jahren um die Lebenswende in der Stadt meiner Geburt zu beginnen und zu vollenden mir zugeschworen hatte, war: ein Drama, ein Ghettostück und sollte: „Der Golem“ heißen. Zu diesem Werk hatte ich alle Vorarbeiten geleistet und abgeschlossen, ehe ich nach Budapest gekommen war, um es zu schreiben. Ich hatte in der Berliner Staatsbibliothek, dann bei einem kurzen Aufenthalt in Prag (der Stätte des legendären, vom Hohen Rabbi Löw geschaffenen Tonkolosses — mein „Golem“ aber sollte in einer alten deutschen Judengemeinde in Speyer oder Trier spielen —) Studien getrieben, dann während des Winters in Rom den Stoff ausreifen lassen. Was ich benötigte, um das Werk zu schaffen, war innere Ruhe, das warme, günstige Klima eines heiter beschwingten Daseins — ich war nach meiner Vaterstadt gekommen, um das Werk hier — in Harmonie, Wärme, Frohsinn, die ich in der Welt vergeblich, vergeblich gesucht hatte, zu schaffen und zu vollenden!

*

Drei Tage nach meiner Ankunft in Budapest — ebenso viele Tage, ehe ich das Heim meiner Mutter verließ, um zu Bobolo zu übersiedeln, suchte ich den Rabbiner der Pester jüdischen Gemeinde Dr. Philipp Kayserling auf, um mit ihm über meine Arbeit zu sprechen.

Dr. Kayserling, der berühmte Forscher und Entdecker wichtiger

Manuskripte hebräischer Lyriker aus der spanischen Marannenzzeit, empfing mich, als ich meine Visitenkarte in sein Studierzimmer schickte, wie mir schien, widerstrebend und schlecht gelaunt.

Er blickte schief herüber von seinem überlasteten Schreibtisch, sagte mit einer Handbewegung, die mich zum Niedersetzen einlud, kurz: „Herr Holitscher? womit kann ich dienen?“

Ich erklärte mit einigen Worten, aus welchem Grunde ich ihn aufgesucht hatte und beeilte mich hinzuzufügen, daß ich gern zu einer passenderen Stunde wiederkommen würde, falls er jetzt keine Zeit für mich hätte. Der alte Gelehrte hatte sich, während ich sprach, zu mir gewandt. Er sah mich mit weicherwerdendem, freundlicherem Gesicht an, streckte plötzlich seine Hand mir entgegen, als wollte er meine ergreifen, und sagte:

„Wie? Sie kommen zu mir . . . Sie kommen nicht, weil Sie sich taufen lassen wollen?!“

Ich versicherte Kayserling, daß ich wegen meines „Golem“-Stoffes zu ihm gekommen wäre und aus keinem anderen Grunde. Nun sprudelte es aus dem alten Mann hervor. Er holte ein Buch aus seinem Schreibtisch und las mir die Namen meiner Vettern und Cousinen vor, eine fast lückenlose Reihe, sie waren alle aus dem selben Grunde zu ihm gekommen: man mußte einen vom zuständigen Rabbiner ausgefüllten Schein mitbringen, ehe man der heiligen Taufe teilhaftig werden konnte. Es war eine Formalität — der Form zu genügen, mußte der Rabbiner den Taufebegierigen zu überreden suchen, doch beim Glauben seiner Väter zu verharren, und erst, nachdem sich dieser Versuch als mißglückt und vergeblich erwiesen hatte, wurde das Dokument ausgefertigt und war der Rabbiner seiner Pflicht ledig.

„Nicht so sehr die Tatsache, daß junge Menschen aus Ihrer Familie das Judentum verlassen, ist es, was mich so empört, schließlich — es ist der Zug der Zeit. Als Christ hat man's in Ungarn und in dieser Stadt und in der Welt wahrscheinlich besser. Man kann seinen gesellschaftlichen Ehrgeiz befriedigen. Aber sagen Sie mir, Herr Holitscher. Ich habe ja Ihren Vater, Ihre Onkel, die Väter und Mütter dieser jungen Menschen gekannt. Sie gehören doch einer vornehmen, gebildeten Familie an, haben eine gute Erziehung genossen — sagen Sie: warum sind alle diese jungen

Menschen, die zu mir kommen, so unhöflich, so arrogant zu mir altem Manne? Was habe ich verbrochen? Weil ich Jude bin? Vor ein paar Wochen stand noch Ihre Cousine, ich glaube, Emma ist ihr Name, da in meiner Wohnung vor mir und hat sich benommen, wie . . . wie . . . so ironisch; was hat dieses junge Mädchen mich alten Mann ironisch zu behandeln, zu verhöhnen, mir durch Unhöflichkeit zu zeigen, daß es mich verachtet?“

Wir sprachen dann über meine Arbeit und Dr. Kayserling gab mir ein Buch, das ich lesen sollte, aus dem ich über die Familienbräuche der Juden vom Rhein um das 16. Jahrhundert Näheres erfahren würde. Er selber stammte aus einer dieser alten Gemeinden.

■

Die Stadt, in der ich 'geboren war, hatte sich in den Jahren meines Fernseins verändert. In der Nachahmung der Vorbilder Paris und Wien hatte sie bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Sie hatte sich dem Gehaben, den Bedürfnissen der oberen Schichten gefügig erwiesen. Die unteren Schichten hatten sich nach dem Muster der großen Metropolen apachisiert, sogar ihr eigenes Argot, die „Jasz“-sprache entwickelt. Die mittlere Schicht des Bürgertums vegetierte zwischen spärlichem Behagen, nach außen hin zur Schau getragensem Wohlleben und heimlicher Schuldenmacherei. Mein altes evangelisches Gymnasium war in eine vornehme Gegend gezogen. Nach wie vor wurde es von den Sprößlingen des begüterten jüdischen Mittelstandes besucht. Ein Gang durch die Korridore des neuen Hauses, ein Blick in die Schulsäle bewies mir, daß die Schule sich äußerlich der Zeit angepaßt hatte. Wo waren die zerschnitzelten Bänke meiner Kindheit geblieben? Hier waren helle hygienische Säle, die neuen Errungenschaften der Technik in bezug auf Heizung, Kanalisation, die neuen Errungenschaften der Pädagogik in bezug auf Spielplätze, Hof und Turnsaal, alles war mit der Zeit mitgegangen, in dieser kurzen Spanne, während ich fort war, in dieser kurzen Spanne zwischen meiner bedrückten Kindheit und den bedrückten Jahren meiner Lebenswende.

Wo waren die Kameraden, die die Bänke der alten Schule zerschnitzelt hatten? Fremd, fremd alles ringsum. Was suchte ich denn in dieser fremd gewordenen Stadt, die mir ja niemals so recht Vaterstadt gewesen war?

Zuweilen ging ich abends, wenn schönes Wetter herrschte, oder wohl auch an Sonntagvormittagen auf der Donaupromenade, dem „Korso“, spazieren, begegnete einem Bekannten, einem Freunde, der mir dann wohl unter den anderen Spaziergängern diesen und jenen zeigte, von dem er annahm, er könnte mich interessieren. Gelegentlich begrüßte mein Begleiter auch diesen und jenen und war erstaunt, daß ich nicht wußte, wer sie gewesen seien: denn dieser und jener trug ja meinen Namen, gehörte bereits der jüngsten Generation meiner eigenen Familie an, die ich nicht kannte, da ich ja schon so lange im Ausland gelebt und mit meiner eigenen und der vorangegangenen Generation die Fühlung verloren hatte.

Sie wieder zu erlangen gelüstete mich nicht. Wie sollte ich meine Angehörigen aufsuchen, wo ich das Haus meiner Mutter zu meiden gezwungen war. Aber nicht aus Gründen des Taktes allein blieb ich abseits. Jetzt, aus der Perspektive meiner unbürgerlichen, anti-bürgerlichen Entwicklung, konnte ich die Lebensläufe und Lebenskurven meiner Angehörigen gut sehen und verfolgen.

Neben meiner Arbeit gab es in dieser Stadt wenig, was mich so leidenschaftlich interessiert hätte, als dieses Schauspiel der Entwicklung der Generationen, der Auflösung der Familie, dieses Gebildes, wie ich es in meiner Kindheit gekannt hatte, unter Aggregation in der verwandelten Atmosphäre neuer gesellschaftlicher Zusammenhänge — wie es bei der fortschreitenden Magyarisierung und Verchristlichung der alten eingesessenen jüdischen „Patrizierfamilie“ nicht anders denkbar war!

Die Männer der älteren Generation, mein Vater und seine Brüder, waren weggestorben, die Frauen der Familie bezeugten zähere Lebenskraft.

Die jungen Männer, die jungen Frauen meiner eigenen Generation — getauft alle. „Magyarisiert“ — keiner. Sie alle führten noch den Namen Holitscher, der ihnen, obwohl sie Christen geworden waren, immerhin die Tradition des guten Stammbaumes, der patrizischen Herkunft gewährleistete, während die Goldsteins, Grünfelds, die Cohns und Levysohns es ja wohl nötig hatten, magyariserte Namen zu erwerben.

Doch bewies der gemeinsam geführte Name keine zusammenhaltende Kraft mehr. Alles strebte auseinander. Die Staffelung

wurde allein durch die Willigkeit der christlichen Gesellschaft, der Gentry, ja der Aristokratie bestimmt, einen oder den anderen, eine oder die andere Holitscher in ihrer Nähe zu dulden oder in ihren Kreis aufzunehmen.

Auch der Schwerpunkt des finanziellen Standards der Lebensführung erwirkte keine rechte Gemeinsamkeit mehr, wie es ehemals der Fall war, d. h. ein Familienmitglied kümmerte sich nicht mehr in dem Maße, wie es noch die Generation der Väter getan hatte, um Zahlungsfähigkeit und bürgerliches Ansehen des anderen Familienmitgliedes. Das gemeinsame Mißtrauen gegen mich, den aus der Art Geschlagenen, schien die junge Generation, meine und die folgende, auch nicht so sehr zu einen, wie das bei der vorigen der Fall gewesen war. Daß ich dem Namen, den ich führte, und der zufällig der Name meiner Sippe war, einen Klang gegeben hatte, nicht durch die Patrizier-Tradition metallisch geworden, erweckte in den Anderen kaum mehr deutlichen und eingestandenen Widerspruch, Widerstreben, sondern im besten Falle spöttische Gleichgültigkeit, da meiner Arbeit ja der nach außen dringende laute Erfolg nicht zuteil geworden war.

Auch die Zeiten des gemeinsamen väterlichen Nägelkauens waren vorüber, das geheime Band, das die Zueinandergehörigkeit physisch erwies. Der gemeinsame, im Frühjahr auftretende Augenkatarrh schien bei allen ebenfalls überwunden zu sein. Die jüngste Generation zeigte andere divergierende Merkmale der Degeneration auf — zuweilen äußerten sie sich und führten zu Katastrophen, die schwer zu verheimlichen waren.



Der letzte zur ursprünglichen Gemeinschaft gehörende Teil der Familie, der die Drohung materieller Not aufsteigen sah, und dessen Sanierung dem noch einzig überlebenden der Brüder Holitscher oblag, war meine engere Familie. Meine verwitwete Mutter, meine Geschwister und ich. Mein Vater hatte im letzten Jahre seines unter schweren körperlichen Qualen zu Ende gehenden Lebens seinen materiellen Ruin erlebt, aber zu vertuschen gewußt, so daß die Bestürzung nach seinem Tode bei der Aufnahme der Hinterlassenschaft eine beträchtliche war. Sogleich unternahm der jüngste

Bruder, eben dieser einzige Überlebende, der es durch äußere Umstände, Verbindungen und Freundschaften zum größten Wohlstand in der Familie gebracht hatte, die Wiederherstellung des Gleichgewichts. Der Witwe war eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, die Tochter möglichst günstig an den Mann zu bringen, der jüngere Sohn sollte seine Studien beenden, der ältere . . .

Der ältere war ich, ein hartnäckig in seinen unproduktiven Beruf verbissener Mensch, wunder Punkt der Familie, geradezu ihr Schandfleck.

Es war mir sehr schwer, mit dem Onkel, der mit der Autorität des Vormunds diktatorische Manieren angenommen hatte, mich über mein Leben zu verständigen, über das, was nottat, ja über die nächstliegenden Dinge. Er hatte ja durch seinen Reichtum, durch den Erfolg Bestätigung der Richtigkeit seiner Lebensauffassung erfahren. Als ich, von ihm aufgefordert, mitzuteilen, was mich denn eigentlich bestimme, an meinen Schreibereien festzuhalten, erwiderte: „Es ist für mich das Mittel . . .“, konnte ich den Satz nicht vollenden, der natürlich gelautet hätte: mein bedrücktes Leben zu ertragen. Der Onkel wies mit einer charakteristischen Handbewegung auf mich, sprach dann mit einem Blick auf meine Mutter, aber auch, mit einem gewißermaßen warnenden Hinweis, auf seinen anwesenden, etwa fünfzehnjährigen Sohn: „das Mittel, das Mittel, immer denkst du an die Mittel: Und wir sollen dir die Mittel geben!!“

Ich brach rasch ab. —

Die „Sanierung“ der Hinterlassenschaft gelang meinem Onkel dank geschickter Börsenoperationen mit den vorhandenen Aktienpapieren, und weil der Onkel in der Person des Bankpräsidenten v. L. einen verlässlichen Ratgeber in allen finanziellen Dingen, zugleich einen intimen und erprobten Hausfreund besaß.

Die Abneigung gegen meinen Beruf entsprang keineswegs der unbedingten Verachtung des Geistigen bei meinem Onkel und seiner Familie. Im Gegenteil — ich erinnere mich eines Ausspruches seiner Frau, der mondänsten unter den Damen Holitscher: daß nichts sie so glücklich machen könnte, als wenn einer ihrer Söhne Schriftsteller würde! Dieser Wunsch ging indes nicht in Erfüllung. Ich aber war Schriftsteller geworden ohne die

Grundlage des Reichtums, auf der sich das Leben meines Onkels Leopold und der Seinen errichtete. Und ich hielt an meinem Beruf fest, obzwar die ökonomische Grundlage meiner Familie ins Wanken geraten war. Das war unverzeihlichstes Verbrechen an der Familie. Denn der Besitz ist Grundlage und Allerheiligstes der bürgerlichen Gemeinschaft. Wer den Besitz nicht achtet, ist Feind der Familie, nicht nur der Familie, sondern der Menschengemeinschaft!

Meines Onkels Leopold Haus bildete einen ausgesprochenen Gegensatz zu dem meiner Eltern, und auch zu jenen der anderen Brüder Holitscher. Diese waren gutbürgerlich geführt, während Leopolds Gattin Wilhelmine einen Salon besaß, in dem hauptsächlich die Finanzwelt Budapests und Wiens verkehrte. Wenn mein Onkel am Abend aus dem „Lloyd“, dem Kaufmannsklub, oder aus seinem Büro nach Hause kam, fand er den Salon seiner Frau hell erleuchtet und voll von interessanten, einflußreichen Leuten. Hier war der schon erwähnte Bankpräsident anzutreffen, dem mein Onkel eine Anzahl Aufsichtsratsstellen in Finanz- und Industrieunternehmen verdankte, der ergebene, elegante Bankier und Junggeselle T., sodann der wegen einer mittelmäßigen Übersetzung des ungarischen proletarischen Freiheitsdichters Petöfi in den Adelsstand erhobene Bankbeamte Neugebauer, außerdem Wiener Bankleute, Bankiers aus Berlin, zuweilen auch mein romantischer, ehemaliger Vorgesetzter aus Fiume, der sich später wegen einer Frauenaffäre das Leben genommen haben soll.

Im Glanz ihrer üppigen rabenschwarzen Frisur bewegte sich die Hausfrau in diesem von venetianischen Lüstern erhellten Raum. Dem heimkehrenden Onkel gingen vor Entzücken und Stolz die Augen über.

Als ich nach Budapest zurückkam, traf ich meine Tante schon in den ersten Tagen bei meiner Mutter. Sie bemerkte mit freundlicher Miene, daß sie alle meine Bücher gelesen habe, unterließ es aber, mich einzuladen, teils der Attitüde wegen, die ich gegen ihren Mann gelegentlich der Hinterlassenschaftsregelung eingenommen hatte, besonders aber, natürlich in erster Linie wegen des schadhaften Zustandes meiner Garderobe. In dieser Frau also, die einzig in meiner Familie Verständnis für meine Arbeiten, meine

Lebensziele hätte aufbringen können, fand ich keine Verbündete, keinen Menschen, der mir in meiner trostlosen Lage hätte beistehen können. Das schmerzte um so mehr, als es meiner Mutter ein triftiges Argument gegen mich zu bieten schien. —

Cäcilie, meine Freundin und ihr Haus, wurden nun die Zielscheibe der versteckten oder offenen höhnischen Bosheiten meiner Familie. Also diese exzentrische, überspannte Person war etwas Besseres als man selbst es war, diese (ebenfalls) stets nachlässig gekleidete Russin, die, als sie noch Geld hatte, Reitpferde hielt, jetzt aber, da sie zu Grunde gegangen war, aus ihrer Wohnung einen Rendezvous-Ort für Sozialisten, Nihilisten und andere Außen-seiter machte, — sie galt mir als näherstehend, war mir mehr als meine Mutter, meine Angehörigen, als die, deren Namen ich trug!

Instinktiv verspürten die Holitscher, aus deren Umkreis ich nun völlig verschwunden war, wie unerbittlich sie mitsamt ihren bürgerlichen Eigenschaften, Tugenden und Vorurteilen aus dem Gesichtswinkel, dem Brennpunkt von Cäciliens Salon analysiert und beurteilt wurden!

Dies entsprach den Tatsachen. Bei Cäcilie, unter ihren schönen und begabten Kindern, ihren wertvollen und in der sybaritisch verkommenden Stadt doppelt bedeutenden geistig gerichteten Freunden (deren Mehrzahl in der ungarischen Revolution Mitglieder der ersten republikanischen Regierung und auch der auf sie folgenden Rätediktatur wurden!) hatte ich einen Ruhepunkt, von dem aus ich die mich beschäftigenden Formationen der bürgerlichen Familie in aller Ruhe ohne Herzeleid und Bitterkeit studieren und zu ergründen trachten konnte. Denn seltsam war es: ich vermochte mich, trotz aller Erfahrung, allem ernstesten Nachdenken, Überprüfung des Gefühls, trotz aller stürmisch gefaßten Entschlüsse von der Familie nie loszulösen, diesem Gebilde, das mir so viel Pein verursachte, das wie kein zweites an meinem Lebensschicksal verdorben hatte, was an ihm von außen und innen zu verderben war, niemals gänzlich zu entsagen. Welcher Jude vermöchte dies auch?

*

Ich blickte um mich und bemerkte, konstatierte, notierte. — Die Assimilation der Juden an die christlich-magyarische Bevöl-

kerung, die bald nach dem Ritualmord-Prozeß von Tisza-Eszlar eingesetzt hatte, war mächtig angewachsen. Nicht nur in Sachen der Glaubensgemeinschaft hatten sich die Jungen, die vor dem alten Rabbiner Kayserling vorbeizogen, den herrschenden Sitten angepaßt. Leopolds jüngerer Sohn hatte in den kleinen ungarischen Landadel hineingeheiratet, die Tochter eines Gentry aus dem Orte, neben dem das väterliche Gut lag, geehelicht, war dann geadelt und ins Abgeordnetenhaus gewählt worden, wo er sich als getreuer Mameluk der Tisza-Regierung betätigte. Vetter Miska, ebenfalls Großgrundbesitzerssohn, hatte, da sein strenggläubiger Vater noch lebte, und er der Erbschaft nicht verlustig gehen wollte, die Trauung mit seiner Cousine in der Synagoge vollziehen lassen; Uniform des Husaren-Regiments; während der hochheiligen Zeremonie lebhaft Erörterungen über das Wiener Derby, das am selben Nachmittag gelaufen werden sollte, und zu dem das Brautpaar zu reisen beabsichtigte — schneidige Auffassung der Lebensgewohnheiten des gehobenen Mittelstandes. Wenige Jahre später war der Alte tot, und die Sitten des Erben samt seiner Gattin denen des um ihr Landgut herum seßhaften Adels bereits völlig angepaßt. Zur Feier der Einweihung des Familien-Mausoleums, das Vetter Miska, dem Beispiel eines gräflichen Nachbarn folgend, im Park hatte erbauen lassen, war die gesamte Aristokratie des Komitats geladen. Nach dem Champagnermahl führte der Gutsherr, es war Hochsommer, die Gesellschaft durch den Park und sprang übermütig und hochgelaunt in seinen Marmorsarkophag, um zu beweisen, daß man Maß genommen habe. Tags darauf war Miska tot, und man konnte diesen Tod wohl einen standesgemäßen nennen, obzwar die Ursache Lungenentzündung hieß. Als ich Jahrzehnte später mich in England aufhielt, war Miskas Sohn Student in Oxford, Besitzer berühmter Poloponies — der Sohn eines Maharadscha allein vermochte Miskas Sohn den Rang abzulaufen — dieser also hatte die Tradition seines Hauses nicht nur fort-, sondern empgeführt.

Im übrigen hatten die meisten aus der Generation nach mir den Erwerbssinn ihrer Väter geerbt und verstanden es, die Patriziertradition auch durch Verheiratung mit Angehörigen, wenn auch nicht gerade der entsprechenden Gesellschaftsschicht, aus der Christenheit aufrecht zu erhalten. Nur ein Mitglied der Familie

hatte das Christentum in der Tiefe seiner Seele aufgenommen, und diesen einen jungen Menschen hat der Erlöser, zu dem er sich bekannte, im wahren Sinne zu sich genommen. —

Der Vater des unglücklichen Geschöpfes, dessen Geschichte ich hier in kurzen Strichen erzählen werde, war in jener Kinderzeit in St. Emmerich mein Gespieler gewesen. Als ich nach mancherlei Irrfahrten in meine Vaterstadt zurückkehrte, war mein Vetter ein gesuchter Rechtsanwalt und Notar geworden, selbstverständlich Christ, Gatte einer schon lange vorher zum Christentum übergetretenen, sehr eleganten und ehrgeizigen jungen Jüdin, die es verstanden hatte, sich trotz gelegentlicher Trübungen in Komitees und auch in der näheren Intimität junger, eleganter, ungarischer Aristokratinnen zu halten und zu bewähren. Im Hause meines Veters traf sich lebenslustige Gesellschaft. Es wurde gut gegessen, hoch gespielt, Karten und Roulette hielten die Gesellschaft bis spät in den Morgen in Atem. Das Paar hatte ein Kind, ein zartes, hübsches Mädchen, das es vergötterte, und von dem es vergöttert wurde. In sorglosem Glück und Üppigkeit wuchs das Kind auf, bis das Strafgericht über Ungarn hereinbrach, das nach dem großen Gewitter des Krieges wie ein verspäteter Blitz in die verfaulte Gesellschaft der leichtsinnigen Stadt einschlug — Béla Kuns Diktatur!

Die kleine Clara war um diese Zeit bereits im Alter, in dem der von seinen Eltern noch so verwöhnte Mensch, der durch die Atmosphäre seines Elternhauses noch so verfälschte Mensch flügge und selbständig wird. In der jählings veränderten Welt der Arbeiter- und Bauerndiktatur wurde die Seele des jungen, empfänglichen Wesens in ihren Tiefen erschüttert. Die Frivolität des Elternhauses, während ringsherum Elend und Verzweiflung geherrscht hatten, die Umwelt, von deren Berührung und Kenntnis ihre Eltern sie ferngehalten hatten! — Clara ging in Versammlungen, brachte Flugschriften nach Hause, lehnte es ab, an dem Tisch mit ihren Eltern die Gerichte zu essen, die man sich trotz der allgemeinen Not zu verschaffen gewußt hatte. Mehr und mehr entfremdete sie sich Vater und Mutter; Verachtung der Lebensform, die sie und die Gesellschaftsschicht, in der sie aufgezogen war, beobachteten, bemächtigte sich ihrer mit Gewalt. Sie schämte sich. In ihrer Stube

lagen die unverständlichen Bücher Marx', Lenin's aufgeschlagen. Einmal nach einem erregten Disput mit den Eltern, sprang sie mit plötzlichem Entschluß vom Tisch auf, lief zum Balkon und stürzte sich mit dem Schrei: „Christus!“ in die Tiefe.

*

Das Strafgericht der Diktatur brachte, indem es die bis dahin als unumstößlich und hochheilig angesehenen Fundamente der Familie, des Privateigentums und des Rechtsstaates als das enthüllte, was sie in Wirklichkeit sind, Unheil, Verwirrung, Tod über die Familie Holitscher wie über so viele andere Patrizierfamilien des Landes.

Wilhelmine, die Mondäne, die vor Jahren ihren Mann verloren hatte — sie war über Nacht weiß geworden, allein die Naturfarbe kleidete sie, und damit gab sie sich zufrieden! — sah plötzlich ihren Freund, den Bankpräsidenten, ins Gefängnis geworfen; sie mußte ihre prunkvolle Wohnung mit obdachlosen Proletarierfamilien teilen, ihre Juwelen dem Staatstresor abgeben. Das Gut . . . das Gut sollte unter die Landarbeiter verteilt werden, die es bebauten! — All dies erwies sich als zu hart; die Überrumpelung tötete die alte Frau. Aus Furcht vor Verarmung nahm sie Gift; am Vorabend hatte sie ihre Kinder um sich versammelt, um diesen ihren letzten Wunsch vorzutragen: auf ihrem Grabstein ist sie in der Tat um fünf Jahre jünger geblieben, als sie in Wirklichkeit war.

*

Die Diktatur . . . ich will das Ende vorwegnehmen und den hier folgenden Abschnitt nach dem Herrn der dunklen Dörfer betiteln, nach dem Herrn der dunklen Dörfer benennen, von dem er handeln soll; man wird erfahren, aus welchem Grunde.

Als mein Vater ruiniert starb, blieb der Witwe außer der Sorge um den jüngsten Sohn die weitaus schwerere: die Tochter standesgemäß zu verheiraten. Wohl waren wir verarmt, aber das wenige, das geblieben war, sollte der Schwiegersohn erhalten — dies forderte die sittliche Weltordnung, das Gebot der Selbsterhaltung der Familie, der Ehrenkodex des Bürgertums, der ja zugleich das geheime und offenkundige eherne Sittengesetz der Gesellschaft in ihrer heutigen Form ist. — Familien, Freunde der Familie, wie

auch berufsmäßige Ehevermittler wurden aufgeboten, und nachdem einige Heiratswillige sich durch die in keinem Verhältnis zum Patrizierruf des altangesehenen Namens stehende Mitgift hatten abschrecken lassen, meldete sich aus einer gesellschaftlich niederen Schicht ein Bewerber und wurde angenommen. Hier war Gelegenheit gegeben, einen Aufstieg aus nächster Nähe zu beobachten. Und ich tat mein Bestes, um das vollkommene Bild eines solchen Prozesses mit allen seinen Einzelheiten meiner Kenntnis der Zusammenhänge der bürgerlichen Gesellschaft, der ich angehörte, einzuverleiben.

Der Herr, von dem hier die Rede ist, war ein Herr in mittleren Jahren, Wiener Abstammung, aus einer Familie, mit der kein sonderlicher Staat zu machen war, ein Schwager Konzessionär für Lebensmittellieferungen an Gefängnisse, ziemlich anrühiges Gewerbe, das zukünftige Familienmitglied selber aber ein aus dem Beamtenstand zum Direktorposten einer südungarischen Petroleum-Aktiengesellschaft emporgestiegener Selfmademan.

Ein Selfmademan — wie er das angesichts der durch Zahlen erweisbaren Dekadenz unseres Patriziergeschlechtes nachdrücklich betonte.

Als er mit Mutter und Onkel handelsein geworden, die notwendigen Sicherheiten erlangt hatte, vollzog er bei der Verlobungsfeier die folgende symbolische Handlung: er ließ seine Braut auf einen Stuhl steigen, stellte sich daneben und sprach: „Fräulein Holitscher, Sie werden wohl zu Herrn Mayer heruntersteigen müssen!“ Und unter beifälligem Schmunzeln der Anwesenden stieg die Patriziertochter von der Hand des Selfmademan kraftvoll unterstützt auf den Boden der Tatsachen herunter. Der Schwiegersohn imponierte meiner Mutter recht sehr. Die gealterte Frau hatte ja an ihren Söhnen Enttäuschungen erlebt. Ich, aus der Art geschlagen, rettungslos verloren. Mein kleiner Bruder, kleiner Abenteurer, wenn auch nicht ohne liebenswürdige Wesenszüge; immer in Weiberangelegenheiten verstrickt; viel auf Reisen; infolge Geldmangels in einem Atem mit Selbstmord drohend und Frack und Smoking aus der daheimgelassenen Garderobe heischend; unruhig nach dem Westen, Monte Carlo und Ostende, dann nach dem fernen Osten, Peking, Tientsin, oszillierend. Zwar kein ausgesprochenes Sorgen-

kind, weil von der Natur mit Erwerbssinn ausgestattet, doch sicherlich auch kein verlässlicher Stützpunkt in der Verworrenheit des sich nur langsam erholenden Erbes nach meinem armen bankrotten Vater. —

Da war der Selfmademan ein anderer Kerl! Seine offenkundigen geschäftlichen Qualifikationen flößten meiner Mutter ungetrübten Respekt ein. Der Ruf, daß es sich hier um einen jener neuen geschäftstüchtigen Männer handle, die sich nicht scheuten, im Notfalle über Leichen zu gehen, wie auch ein von besonderem Zielbewußtsein zeugender Zwischenfall bei der definitiven Regelung der Mitgiftangelegenheit — der Bräutigam erklärte infolge einer Differenz von etlichen tausend Kronen wenige Tage vor der Vermählung seinen Rücktritt, der Zwischenfall wurde allein durch erschrockene Nachgiebigkeit meiner Familie erledigt —, all dies schien meiner Mutter Gewähr dafür zu sein, daß wenigstens die Tochter, dieses eine ihrer Kinder, sich in bester Hut befinde und vor dem Schreckgespenst der Verarmung geschützt sei. Die Unstimmigkeit mit dem Lebensstandard der „Patrizier“ manifestierte sich überdies lediglich in kleinen Wesenszügen, an die man sich, wie meine Mutter seufzend gestand, gewöhnen mußte. Diese kleinen Wesenszüge allein waren es, die ihr den Selfmademan unwillkommen erscheinen ließen, weil er seine Inferiorität gegenüber unserem eigenen gesellschaftlichen Niveau erwies; z. B. das plötzliche Einnicken um 10 Uhr abends, das laute Anschreien der Kellner im Restaurant und ähnliche Fehler der Erziehung. Diese Schranke aber fiel bald, und das Einvernehmen war nun endgültig befestigt.

In der Beurteilung meines spezifischen Falles herrschte zwischen meiner Mutter und dem neuen Familienmitglied vollständige Übereinstimmung. Wäre meine Mutter bei der Behandlung dieses Falles jemals durch Skrupel belastigt gewesen, — durch die Stellung, die der Schwiegersohn vom ersten Tage an mir gegenüber einnahm, wäre sie sicherlich von der Berechtigung ihres Verfahrens überzeugt worden. Auch dem neuen Familienmitglied erschien, nachdem es mit einem raschen Blick die Stimmung in der Familie mir, dem ökonomischen und moralischen Problem meiner Existenz gegenüber, erkundet hatte, ich als der dunkle Punkt in seiner zukünftigen Familie. Zum Teil war ihm die Tatsache meines Vor-

handenseins vielleicht gar nicht so unwillkommen; dem aus tieferen Schichten emporstrebenden Selfmademan konnte ja ein Fleck auf der Ehre des Patrizierhauses nur als Argument gegen dessen angemähte Erhabenheit dienen. In den Verhandlungen über meine Existenzbedingungen: immer die Berufung auf die eigenen Kinder, das Heiligtum der Familie, auf bereits geborene, sowie auf das Recht der noch zu erwartenden, (um den Geruch der Habsucht, des Betruges von sich abzulenken, die strikte Korrektheit des Gebahrens) — die immer erneute Berufung dieses Menschen auf den notwendigen Schutz seiner Kinder, gegen mich, mein Recht, meinen Anspruch! . . . Das Wort „Aushungern“ tauchte auf, nicht zum erstenmal, aber diesmal in drohend nüchterner positiver Form. Ich war ja gegenwärtig in Pest. Die Taktik konnte unverzüglich in Aktion umgesetzt werden. Der Kampf war erklärt, und die letzten Jahre meiner Mutter waren durch das Bewußtsein verschönt, daß sie in dem Mann ihrer Tochter einen tatkräftigen, vor radikalen Maßnahmen keineswegs sentimental zurückscheuenden Verbündeten besitze. Einen verlässlichen Gesinnungsgenossen, bei dem die Ehre der Familie, der materielle Standard gewahrt blieb und der in den wesentlichsten Fragen, wie z. B. der meiner Existenz (für die er das Bonmot: „das Damoklesschwert“ erfunden hatte, gar keine unebene Bezeichnung, wie man sieht!) nicht nur mit ihr übereinstimmte, sondern sogar ihre Aktionen lenkte, — eben durch die Intelligenz, Menschenkenntnis und die unerbittlichen Erfahrungen des aus den tieferen Schichten zur gesellschaftlichen Geltung emporgestiegenen Selfmademan.

Diesen meinen bittersten, kältesten Feind, der, als meine Mutter starb, seine Prozeduren auch auf meinen Bruder auszudehnen suchte, im wilden Kampf um das Erbe und das offenbare Recht des Selfmademan, der seinerseits auf den Trümmern eines untergegangenen Patriziergeschlechtes ein eigenes Patriziergeschlecht zu begründen unternimmt — ihn hat, wie so viele andere im Bürgertum sicher Verwurzelte, Tüchtige, über Leichen zur Höhe des eigenen Erfolges Schreitende, die Diktatur für kurze Zeit aus dem Geleise geschleudert. Der Haß des Proletariats gegen Mayer, der inzwischen den Christenglauben angenommen hatte, war nicht unbegründet. Im Kriege hatte die Aktiengesellschaft, die er leitete, sozusagen das Monopol

auf Erdöl in Ungarn. Der tüchtige Selfmademan nutzte selbstverständlich die günstige Lage aus und verstand es, mit dem kostbaren Stoff so gut hauszuhalten, daß die Preise des Petroleums ins Maßlose stiegen, und die Armen im Lande, besonders in den elenden verstreuten Dörfern, in dunklen Wohnungen und Hütten, in vom brennenden, rußenden Kienspan gespenstisch durchflackerten Räumen die langen Nächte zu verleben verurteilt waren. Die Rache der mißhandelten Armut schlug dann auch in den Tagen der Diktatur auf den zu gewaltigem Reichtum emporgestiegenen Petroleumfürsten nieder. Seine Wohnung fand er in Stücke zerschlagen. Mit Frau und Kindern auf Schleichwegen durch Nacht und Nebel, auf morastigen Waldpfaden über die Grenze nach Österreich zu entkommen, war kein behagliches Unternehmen. Dort konnte man ruhig das Ende des Spuks abwarten, als der die kurze Periode der gerechten Heimsuchung den verängsteten Nutznießern des Volkselends erscheinen mußte.

Triumphierend über die Schwäche des Proletariats sitzt der Herr des Öls wieder in seinem Besitz. Der Lauf der Welt hat ihm ja Recht gegeben. Konzentrationslager, Zuchthäuser und Massengräber sind voll von denen, die sich an der Heiligkeit des Besitzes, an dem großen Götzen der Bürgerwelt einen kurzen Augenblick lang vergriffen haben. Im strahlenden Licht der bürgerlichen Wohlanständigkeit sitzt der Herr der dunklen Dörfer rehabilitiert da — in Sicherheit auch vor den Banden der nationalistischen Gewalttäter des Landes, die sich die „Erwachenden“ nennen, — die wohl die armen und elenden Juden und Sozialisten heimsuchen, jene aber verschonen, die auf den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft Lösegeld zu bezahlen gewillt und fähig sind.

*

Welche Abkürzung, Überschneidung, Verquickung: Familiengeschichte, eigenes trübes Erlebnis — Diktatur, Weltgericht! Vielleicht gar nicht so absurd diese Verquickung, Überschneidung, Perspektive! Das Proletariat allein ist zum Rächer aller Ausgebeuteten, Erniedrigten, Unterdrückten, aller um des Geistes willen Gehetzten, Ausgehungerten, ins Unglück Gestossenen bestellt und berufen. Das Proletariat allein, dies ist mein Glaube und auch Tatsache

der Erfahrung eines Lebens, darf die Sache führen jener Entrechteten und Ausgestoßenen, zu denen ich durch die kalte Willkür der bürgerlichen Gesinnung meiner Familie zeit meines Lebens geworfen war. Über den schmalen Horizont des eigenen Schicksals erhebt der Geist der Zeit sein Haupt, drohend dem schuldbeladenen, verheißungsvoll und hell dem hoffenden, für die Gemeinschaft kämpfenden Menschen.

Der Markt und ein Theater.

Einundeinhalbes Jahr arbeitete ich an meinem „Golem“-Drama. Einundeinhalbes Jahr blieb ich inmitten der schwierigen Umstände meiner inneren und äußeren Existenz in Budapest; arbeitend, aber eigentlich ohne Ziel noch Hoffnung mehr für mein Leben.

Wie war ich zu diesem „Golem“-stoff gekommen? Im Gespräch mit einer Frau, die, in der Geschichte der Juden bewandert, ihre mittelalterliche Sagenwelt, die dumpfen, mystischen Beziehungen der jüdischen Symbolik auf das tägliche magisch anziehende Leben im Ghetto zurückzuführen suchte. Was mich an dem Stoff fesselte, war dies: bist du nicht selber ein Golem? Dem göttlichen Gebot dumpfen Gehorsam leistend, Funktionen des Lebens mechanisch erfüllend, solange der geheimnisvolle Name, der „Schem“, das Überirdische, das Feuer dir in der Brust brennt! Gehorsam, dumpfen Gehorsam, unbekanntem Willen, ohne Liebe, ohne Liebe, ein Geschöpf, ausgestoßen aus der Gemeinschaft . . .

Nach dem Abbild des Hohen Rabbi Löw von Prag erfand und gestaltete ich einen von gottähnlichem Schöpferdrang erfüllten, der geheimnisvollen Zauberformel kundigen Rabbi, der, Gott bekämpfend, weil Gott ihm sein Weib raubte, ein Geschöpf erschafft, nicht damit es ihm diene, sondern damit es ihm durch sein bloßes Sein die Schöpferkraft bestätige. Als der Golem dann ein Mensch werden will und versteht, woran es ihm zum Menschwerden gebracht, der Liebe, zerstört er sich selber und damit das Leben des Rabbi. — Es war ein schöner, tiefer, geheimnisvoller Gesang, der in mir ertönte, und ich lauschte und arbeitete, um ihn in die Schwingungen der Sprache zu übersetzen. Einundeinhalbes Jahr lang arbeitete ich, dem Unglück meiner Existenz in der Vaterstadt, der Lieblosigkeit, der Feindschaft meiner Nächsten preisgegeben, aber ihnen abgewandt zu den Bezirken meiner Pflicht, oft versagend, aber mit der zähen, monomanischen Verbissenheit, mit der

ich mein unerklärliches Leben führen mußte. Anderthalb schwere, kaum erträgliche Jahre. —

*

Eines Morgens, im März, schrieb ich das letzte Wort: Ende, unter die fertige Arbeit.

Ich setzte mich auf die Trambahn, fuhr zum Friedhof vor der Stadt hinaus, um ein Gebet an dem Grabe meines Vaters zu verrichten.

Vor dem Grabe stand meine Mutter. Fast ein Jahr lang hatte ich sie nicht mehr gesehen.

Sie sah mich durch die Gräberallee herankommen, und ich fühlte instinktiv: sie witterte Mache; einen Versuch, den ich unternommen hätte, um mich ihr zu nähern; — um irgendwelchen Zweckes willen hätte ich ihr aufgelaurt, wäre ich ihr heimlich gefolgt.

In mir wurde alles Eis. Ich ging zu ihr, küßte ihr die Hand. Mit eisiger Miene zog sie dann ihre Hand zurück. Ich stand da, hatte den Hut vom Kopfe gezogen, was man eigentlich im Bezirk jüdischen Glaubens nicht tun darf, ich stand da, versuchte den Funken zu entfachen zwischen dem eben vollendeten Werk und dem Schöpfer meiner Erdentage. Es gelang mir nicht. Ich hatte das Gefühl: diese Frau sieht dich, während du barhäuptig und mit geschlossenen Augen vor deines Vaters Grab dastehst, wie einen Komödianten an. Schließlich bückte ich mich, las einige Kieselsteine vom Boden auf, legte sie auf die Grabplatte, grüßte und wandte mich zum Gehen. Ich hörte, wie meine Mutter mir einige Worte nachsandte. Ich hörte genau, daß diese Worte an mich gerichtet waren. Es mochte: Recht, Unrecht oder ähnliches sein, jedenfalls waren diese Worte nicht in dem Ton gesprochen, der mich hätte umkehren heißen, die Mutterhand erfassen, dieser Frau das Wort sagen heißen, das mich Vereinsamten, Unglücklichen erlöst hätte. Ich ging und sah meine Mutter erst Monate später wieder, als ich, um mit meinem fertigen Stück nach Berlin reisen zu können, gezwungen war, von ihr eine kleine Summe zu erbitten. Ich hatte keinerlei Einnahmen, meine Bücher wurden nicht gekauft, die Arbeit an dem Drama hatte Kraft und Zeit absorbiert, so daß ich während des vergangenen Jahres keine geldbringende Arbeit leisten konnte.

Vor meiner Mutter hatte sich der Schwiegersohn aufgepflanzt, mit ihm, dem „Aushungerer“ hatte ich zu verhandeln. Ich konnte für zwei Wochen nach Berlin fahren, um den Versuch zu wagen, mein Drama dort anzubringen, zumindest es den Theatern anzubieten. Ende Mai 1907 fuhr ich also nach Berlin. —

*

Wiederholt hatte ich mich schon, wochen-, monatelang, in Berlin aufgehalten. Ich hatte in Berlin Freunde. Mein Verleger S. Fischer, der meine Bücher von Albert Langen übernommen und ein ihm eingereichtes, „Das sentimentale Abenteuer“, herausgegeben hatte, wohnte in Berlin. Aus München waren im Laufe der Jahre nicht wenige Kameraden nach Berlin gezogen.

Als ich mit meinem Dramenmanuskript an einem Frühlingsabend in Berlin ankam, führte mich mein erster Weg zu Frank Wedekind. Wedekind hatte vor kurzem die Schauspielerin Tilly Newes geheiratet, die in Wien in einem seiner Stücke die Hauptrolle gespielt hatte. Ich lernte sie in der „kleinen, mit bürgerlichem Geschmack eingerichteten Wohnung kennen, die Wedekind in der Kurfürstenstraße gemietet hatte. Frau Tilly war ein junges, sehr liebezendes Wesen, graziös und heiter, gar nicht der Inbegriff der dämonischen Lulu, die sie spielen mußte, und deren Wesenszüge und Ausdruck ihr der Gatte mit großer Energie beizubringen suchte. In seinen Händen schien sie ganz und gar zum Werkzeug seines Willens geworden. Es war rührend, sie mit eifriger Gelehrigkeit ihrem Charakter und auch ihrer physischen Veranlagung diametral entgegengesetzte Gestalten verkörpern zu sehen. — Aber die wunderbare Klarheit der Diktion, die Wedekind den Sprecher, mehr den Sprecher als den Mimen seiner eigenen Werke kennzeichnete, hatte sich Frau Tilly in vollstem Maße zu eigen gemacht, und wenn die suggestive Kraft ihrer Persönlichkeit auch nicht hinreichte, die Gewalt des Ausdrucks, der Gedanken, wirkte überzeugend aus ihrem zarten, jungmädchenhaften Mund.

Wedekind hatte bei Reinhardt, der aus dem Kleinen Theater an die Wirkungsstätte von Otto Brahm ins Deutsche Theater übersiedelt war — eine symbolische Handlung, die von kapitalkräftigen

Enthusiasten nicht ohne Mühe und Aufwand in Szene gesetzt wurde —, seinen ersten großen Erfolg. Auch Reinhardt übrigens. Denn „Frühlingserwachen“, ursprünglich gar nicht für die Bühne gedacht, erst durch die Lautenschlägersche Adaptierung der japanischen Drehbühne mit ihren Möglichkeiten eines raschen Szenenwechsels aufführungsfähig geworden, beherrschte den Spielplan des Deutschen Theaters bereits seit Monaten. Ich saß bei Wedekind, und wir sprachen von München. Wedekind bemerkte seufzend, wie wenig ihm das Leben in Berlin zusage, die geschäftige, anstrengende, vom Machertum übersaturierte Atmosphäre des Marktes. Aber, so bemerkte er: „Wie Christus nach Jerusalem gezogen sei, um sich dort kreuzigen zu lassen, so müsse der deutsche Dramatiker nach Berlin ziehen, um dort gekreuzigt zu werden und vielleicht später seine Himmelfahrt zu erleben!“

Er gab mir, noch ehe ich mein Manuskript aus der Tasche holte, einige praktische Winke. Z. B. diesen: man erreicht in Berlin beim Theater nur dann etwas, wenn es einem gelingt, zwei Direktoren gegeneinander zu hetzen. An einem Stück, möge es noch so wertvoll sein, ja selbst an einem hervorragenden Schauspieler bekundet ein Berliner Theaterdirektor erst dann Interesse, wenn er es, oder ihn, dem Konkurrenten vor der Nase wegschnappen kann. Ich wußte aus früheren Zeiten, daß solche Weisheit, aus langer bitterer Erfahrung destilliert, bei Wedekind Aphorismus bleiben, von ihm selbst niemals in wirksame Praxis umgewandelt werden konnte; und in der Tat versicherte er mich, während unserer Gespräche, schon am nächsten Tage, daß er den Helfern und Helfershelfern der Reinhardtschen Theater gegenüber vollkommen hilflos und geschlagen dastehe — trotz des Erfolges seines Kinderdramas.

Ich las Wedekind „Golem“ in der ersten Fassung vor, und er gab mir während der Vorlesung wertvolle Ratschläge in bezug auf Kürzungen, schlagkräftigere Herausarbeitung von Pointen des Dialogs. Im übrigen sagte er mir, daß er mich um den Stoff beneidete, und daß das Stück einen großen Bühnenerfolg verspräche. Ich machte mir eifrig Notizen. Und als ich die Vorlesung beendet hatte, wünschte mir Wedekind Glück auf den Dornenweg, den wir nun sogleich gemeinsam beschreiten wollten.

Die erste Etappe dieses Weges führte Wedekind und mich noch am selben Abend in ein Kaffeehaus, das in dem Paul Cassirer gehörenden Gebäude der Berliner Sezession am Kurfürstendamm gelegen war. Hier versammelten sich um einen runden Tisch allabendlich Künstler der Sezession, Cassirer mit seinen Mannen, Reinhardt mit seinem Gefolge, Journalisten, Musiker, in Berlin Ansässige und Durchreisende, die nach Berlin kamen, flüchtig, um ihre Geschäfte abzuwickeln und dann sofort wieder zu verschwinden! —

Ich kannte nicht alle unter den Anwesenden. Mit Reinhardt war sein getreuer Trabant Felix Holländer gekommen, mit Cassirer der Bildhauer Kruse, die Maler Slevogt, Orlik, dann war der Kunstkritiker Fritz Stahl anwesend und einige, deren Namen ich vergessen habe. Sehr gegen meinen Willen lenkte Wedekind sofort das Gespräch auf mein Drama. Paul Cassirer, der seinem Kunsthandel einen Verlag anzugliedern beabsichtigte, nahm mir das Versprechen ab, daß ich ihm das Manuskript nächsten Morgen in die Viktoriastraße bringen werde. Reinhardt schwieg, höflich und aufmerksam, wie immer, nicht ohne Wohlwollen in seinem warmblickenden sympathischen Gesicht, das mich an den alten, großen Lewinsky aus dem ehrwürdigen Burgtheater erinnerte. Der aufgeregte Holländer saß, wachsam, auf dem Quivive daneben, als Korrektiv des Theatergetriebes neben seiner zentralen Figur, dem Meister, dessen Schweigsamkeit und Wohlwollen nicht mißdeutet werden sollte!

Nächsten Morgen ging ich in die Viktoriastraße und übergab Cassirer mein Stück. Cassirer eröffnete mir, als „alter Kamerad“ — denn wir kannten uns noch von München her, waren sogar gewissermaßen befreundet — aber auch als gewiegter und gewitzigter Kenner des Kunstmarktes, seiner Schliche, Methoden, geheimen und offenkundigen Zusammenhänge, ja seiner Finten und Fallen, daß er sich meines Stückes annehmen und mir Geschäftsuntüchtigem die Gefahr, das Stück anzubieten und unterzubringen, abnehmen würde.

Ich hatte eine Abschrift meines Stückes bereits aus Budapest einem jungen, aus dieser Stadt stammenden Theaterdirektor eingeschickt, der in der bevorstehenden Saison in Berlin ein Theater

eröffnen wollte, und den ein gemeinsamer Freund auf den „Golem“ aufmerksam gemacht hatte. Ich verschwieg diese Tatsache meinem hilfreichen Kameraden Cassirer keineswegs, der aber Wedekinds Meinung zu teilen schien: nämlich, daß es nicht schaden könne, wenn man zwei Eisen im Feuer habe, vorausgesetzt, daß man genug starke Lungen besitze, um an beide Eisen gleichzeitig gehörige Puste zu verwenden.

Cassirer las noch an demselben Tage mein Stück und erklärte mir am nächsten Morgen, dieses Stück schreie nach Reinhardt. Und er werde jetzt den üblichen Weg beschreiten, der zu einem erfolgreichen Vorgehen bei Reinhardt führe, nämlich über Maximilian Harden. Er werde Harden das Stück einsenden, Harden werde es dann Reinhardt empfehlen, und damit sei das Stück so gut wie angenommen.

Am Nachmittag war ich bei dem Budapest-Berliner Theaterdirektor gewesen, der großes Interesse für den „Golem“ bekundete und sich, da ich auf das Manuskript meine Budapester Adresse, die Wohnung meines Freundes Bobolo, geschrieben hatte, sogleich darüber informierte: in welchem Teil der Königstraße meine Wohnung gelegen wäre. Die Königstraße nämlich, eine der längsten und an Verkehr reichsten der ungarischen Hauptstadt, läuft durch ein ziemlich armes Viertel, in dem Kleinbürger, Juden, der niedere Mittelstand wohnt, mündet aber im vornehmen Villenviertel der Stadt. Als ich die Lage meiner Wohnung in dem gemeinen Teil der Straße lokalisierte, bemerkte ich auf dem Gesicht des Direktors ausgesprochene Ernüchterung.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Berlin ging ich jeden Abend ins Theater, und zwar fast ausschließlich zu Reinhardt, der um diese Zeit, auf der Höhe seiner die Bühnenkunst revolutionierenden Arbeit, wunderbare Aufführungen herausbrachte. Ich sah bei Reinhardt einen Schauspieler, den ich mir für meine Golemgestalt nicht vollendeter denken konnte: Kayssler, und eine Schauspielerin, die die wichtige und dankbare weibliche Hauptrolle meines Stückes seelisch und körperlich aufs idealste zu verkörpern schien: Gertrud Eysoldt. Besonders das Spiel dieser Schauspielerin und der Gedanke, daß sie in meinem Drama die „Abigail“ darstellen könnte, erfüllten mich mit Entzücken.

Nach dem Theater traf ich Wedekind. Wir gingen in die Sezession und fanden dort Cassirer und seinen Kreis. Ich machte von meiner Begeisterung ausgiebigen Gebrauch, sang eine Lobeshymne auf Kayssler und besonders auf die Schauspielerin Eysoldt und konnte mir nicht recht das ins längliche gezogene Gesicht Wedekinds, der mich funkelnd anblickte, sowie das peinliche Schweigen des einen und des andern um den Tisch erklären.

Nächsten Tag speiste ich bei Cassirer und wurde seiner zweiten Frau, einer um diese Zeit bereits sehr anerkannten Schauspielerin der Reinhardt Bühne vorgestellt. Sie hatte mein Stück gelesen. Auf meine Lobeshymne, die als ideale Abigail Frau Eysoldt besang, äußerte die interessante Frau nur einige meine Meinung bestätigende kurze Bemerkungen. „Was hast du da angerichtet!“ sagte mir Wedekind. „Du bist ja recht tief ins Fettnäpfchen ge-glitten. Wie kann man nur so weltungewandt sein!“

Das Unglück wollte es überdies, daß Harden an einer Erkrankung daniederlag. — Reinhardt und sein Stab äußerten sich nicht über mein Stück. — Mein Geld ging zu Ende. Mit meinem Verleger hatte ich vereinbart, daß ich das Stück, zum Teil unter Verwertung der durch Wedekind suggerierten Verbesserungen, umarbeiten würde. — Ich fuhr nach Budapest zurück, hatte trotz dem geringen Resultat meiner Bemühungen, ja dem offenkundigen Fehlschlag, meine Hoffnung nicht aufgegeben, daß das Stück doch noch in der Umarbeitung bei Reinhardt zur Aufführung gelangen würde. Ich fuhr in meine feindliche Vaterstadt zurück, in meine trübselige Stube mit der durch Revolverschießübungen durchlöcherten Tapete. Den ganzen Sommer über blieb ich in Budapest völlig einsam und brach endlich Ende August unter Mitnahme von allem, was ich besaß, nämlich meinen Büchern, einem Anzug, ein wenig Wäsche und meinem umgearbeiteten „Golem“, nach Berlin auf, wo ich, vom Glück begünstigt, gleich in den ersten Tagen zwei bescheidene Stuben bei einem freundlichen, älteren Schwesternpaar fand. Nun konnte ich mich niederlassen, der Dinge harrend, die mir beschieden sein sollten. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Berlin stand ich bereits mitten im Getriebe des Marktes.

Wäre mein Leben in Berlin im Bezirk meiner Arbeit begrenzt und umfriedet geblieben, ich hätte, wie ich das bei früheren Aufhalten in Berlin getan hatte, den Markt gar nicht, höchstens gleichmütig, passiv betrachten können. Das wirre Geräusch von fern an mein Ohr schlagen lassen. Stoisch erdulden, daß andere, Geschicktere, Weltgewandtere die Vorteile ihrer Fähigkeit zu nutzen suchten, während ich, der die Gesetze des Marktes, seine Zusammenhänge und Bedingungen wohl ahnte, mich voll auf meine Arbeit konzentrieren konnte und im übrigen die Konsequenzen aus solcher Abseitigkeit zog. Mein Theaterstück war ja bereits in das Getriebe hineingeraten, und somit hing ich selbst mit meiner Existenz an dem wirbelnden Räderwerk, den surrenden Transmissionen fest, durfte mich von dem Schicksal meines Werkes nicht mehr abtrennen, wie ich das bisher bei meinen epischen Arbeiten wohl tun konnte. Ich war ja diesmal auf Geldverdienst angewiesen. Wie hätte ich in Berlin leben können. Somit meldete ich mich einige Tage nachdem ich mich bei meinen freundlichen alten Damen eingerichtet hatte, eines Morgens in der Viktoriastraße bei Paul Cassirer. —

Die Lebensumstände hatten mich hier geradezu in das Turbinenhaus des surrenden Kraftwerkes versetzt, in dem die Triebwellen der wirkenden Zusammenhänge des Marktes stampfend und mit erschütternder Vehemenz in Aktion gesetzt wurden. Die Schwingungen des fieberhaften Berliner Lebenspulses erfaßten bald meinen durch die abgestorbene, abseitige Pester Existenz langsam und fast unhörbar gewordenen Herzschlag. —

Ich hatte meinen „alten Kameraden“ Cassirer in der ersten Münchener Simplicissimus-Zeit kennengelernt. Damals hatte er unter einem Pseudonym bei Albert Langen einen von Begabung zeugenden Künstlerroman veröffentlicht, in dessen Titelfigur mit dem unansehnlichen Namen „Joseph Geiger“ Cassirer offenbar sich selber gezeichnet hatte. Es war ein pessimistisches Buch und blieb Cassirers einziges. In dem Schicksal des an sich verzweifelnden Dilettanten hatte Cassirer sein eigenes geschildert — sollte er in seinem Leben dem schrecklichen Beruf des Bücherschreibers weiter treu bleiben.

Cassirer lebte in München, im Gegensatz zu uns anderen Schrift-

stellern um Langen herum, in äußerst günstigen materiellen Umständen, ja in ausgesprochenem Luxus. Sprach man über ihn, dann vergaß man nicht zu erwähnen, daß in seiner Wohnung ein Billard stand. Und daß bei ihm Maler der Münchener Sezession verkehrten, Corinth, Slevogt, von deren Bildern man eben zu sprechen begann; diese Bilder schmückten bereits die Wände der Cassirerschen Wohnung. Cassirer hatte sehr jung geheiratet. Eine liebenswürdige, etwas bedrückte Frau, die unter den Seitensprüngen des bohemehaft ungezügelter Mannes beträchtlich zu leiden schien. Auf uns machten diese Bohemeallüren unseres Kameraden keineswegs den Eindruck, als wären sie Zeichen eines ungezügelter, überschäumender Temperaments, das sich in der Kunstbetätigung nicht genügend austoben konnte. Wir hatten vielmehr die Gewißheit, daß Cassirers Abenteuer einer bedrängten, unglücklich zerspaltenen Natur entsprangen, die sich in den selbst auferlegten Schranken der Betätigung und der bürgerlichen Lebensführung nicht zurechtzufinden vermochte und qualvoll einen Ausweg suchte. Diesen Ausweg zu finden, schien Cassirer bald gelungen zu sein. Denn als ich ihn ein paar Jahre später bei einem kurzen Aufenthalt in Berlin wieder traf, da hatte er sich aus einem Verfasser von Romanen, aus einem Freund jüngster Künstler in einen anerkannten und erfolgreichen Kunsthändler verwandelt. Er war indes mehr als lediglich Geschäftsmann. In seiner sprunghaften, keiner Konzentration fähigen Natur war schlummernd eine Ingredienz von Künstlertum und von menschlicher Tüchtigkeit vorhanden. Beides gab sich in kameradschaftlicher Treue kund, wenn es sich um Menschen und Richtungen der Kunst handelte, die in jener seiner ersten Münchener Zeit ihm begegnet waren. An den Kameraden aus seinen bedrückten Dichterjahren schien er mit besonderer Treue zu hängen, dabei spielte ihm aber sein ausgeprägter Geschäftssinn immer wieder einen Streich — er konnte es bei dem besten seiner Freunde, dem er mit unbedingter Hingebung zu dienen und zu helfen suchte, nicht unterlassen, diesen selben Freund für seine Zwecke auszunützen, wenn er mit der Kunst des Freundes nur gute Geschäfte machen konnte! Dieser Zwiespalt war nicht danach angetan, freundliche Gesinnung für Paul Cassirer zu vertiefen. Unter nichts litt Cassirer aber tiefer, als wenn er sah, daß der Freund ihm mit

gleicher Münze vergalt, ihn als Geldquelle betrachtete und auszunützen suchte — indem er sich auf seine Freundschaft berief. Mit der Zeit war dieser Riß in Cassirers Wesen tiefer geworden; schließlich verachtete er die Künstler und besonders seine Freunde unter ihnen. Seine Äußerungen klangen zynisch und kalt, seine beträchtliche Intelligenz schien jedem noch so komplizierten Fall mit Blitzeschärfe auf den Grund zu sehen, und was er dort sah, war Eigennutz, Bestätigung seiner eigenen Haltung gegenüber den anderen. Er war nun reif geworden für das Getriebe des Marktes, und in der Tat: man konnte sich um dieses Jahr, in dem ich nach Berlin zog — es war das erste des Jahrsiebens vor dem Kriege — kaum eine repräsentativere Figur Berlins vorstellen, dieses Berlins, das sich als Markt geistiger Werte innerhalb einer in ihre fieberhafte Entwicklungskurve eingetretenen Zivilisation erwies.

Welt der Vorkriegszeit: der Manager an der Spitze der Zivilisation, nicht der Prophet und Apostel. Der Fanatiker des Eigennutzes, der Mache. Der Nutzniessung des Nächsten. Eitelkeit, Sucht, Macht zu entfalten, Geschäftstüchtigkeit zu beweisen, Amateurtrieb. Seltsam: trotz der Toleranz der Gesellschaft gegenüber dem Macher, trotz der drückenden Abhängigkeit des Künstlers von dem Managertum wurde in dieser Stadt ernste und gültige Kunst geschaffen. In dem denkbar ungünstigsten Nährboden, aus dem der Betrieb emporwucherte, blühte dennoch eine starke und eigenwillige Kunst empor.

*

Zu dem Interessenkreis Cassirers, der, wie ich wußte, bisher von der Literatur und den bildenden Künsten bestimmt gewesen, war seit seiner Verbindung mit der bereits anerkannten Schauspielerin das Theater hinzugekommen. In der zweideutigen, schillernden Atmosphäre des Theaters begegneten sich ja jene beiden Künste, die des Wortes und die der Farbe. Seit dem Auftauchen Reinhardts beherrschte dieses Bündnis des gedanklich und des sinnlich Wahrnehmbaren die Bühne vollkommen. Der bildende Künstler war sogar zweifellos eine wichtigere Person als der Dichter selbst geworden. Der Dialog ließ der Dekoration, der Geste, der Farbe, der Beleuchtung den Vortritt. Dem Theater Berlins, den Theatern Reinhardts schufen die Künstler der Berliner Sezession,

gerade jene Münchener, Corinth und Slevogt, das unentbehrliche, bestimmende Element.

Ich brachte Cassirer den umgearbeiteten „Golem“. Ich reichte das Stück Reinhardt ein, wie das besprochen gewesen war. Gleich sah ich, daß Cassirers Interesse an dem Stück und seinen Schicksalen abgenommen hatte, wahrscheinlich überhaupt verschwunden war. In dem unbeherrschten, sprunghaften, sich überstürzenden Wesen des „alten Kameraden“ war ein Zug, der den Verkehr, und wie ich das später einsah, auch das Zusammenarbeiten mit ihm bis zur Unmöglichkeit erschwerte — und das war: er griff jede neue Idee mit Feuereifer auf, verging sich sozusagen wie ein Notzüchtiger Minderjähriger an dem unausgegorenen Projekt, brachte es sofort in aller Mund, zerschwätzte es zu Fasern, warf es, noch ehe der erste Versuch zur Verwirklichung unternommen worden war, beiseite, hatte jede Beziehung, jedes Interesse daran verloren, und das Projekt und die an seiner Durchführung Beteiligten hatten das Nachsehen. Dies verhielt sich auch mit seinen eigenen privaten, wichtigsten Unternehmungen ähnlich. In seiner Sucht zu reden, sich zu rühmen, seine Unternehmungslust wirken zu lassen, ja sich aufzuspielen, riß er die unreife Frucht vom Baum und warf sie sofort in den Kot. Seine Beredsamkeit, die ihm bei seinem Kunsthandel beste Dienste leistete, weil er ja dem verständnislosen, aber bemittelten Banausen jedes Bild einzeln und schlau aufschwätzen mußte, hatte sich erstaunlich entwickelt. —

Zum Überfluß hatte ich es mir mit Cassirer ja auch durch die ehrliche und offene Erklärung verdorben, daß ich mir die weibliche Hauptrolle von der Rivalin seiner Frau gespielt vorstellte. Der „Golem“ also war ganz und gar nicht mehr Angelegenheit Cassirers und seiner Interessen. Um so mehr aber interessierte ihn mein Arbeitsangebot. Ich suchte, um leben zu können, die Stelle eines Lektors in einem Verlag zu übernehmen. Cassirer hatte ein Jahrzehnt lang gemeinschaftlich mit seinem Vetter Bruno Bücher herausgegeben. Jetzt hatte sich sein Weg von dem Bruno Cassirers getrennt, und so überredete mich der „alte Kamerad“ zum Eintritt in seinen neu zu gründenden Verlag. Er wollte überdies, wie das allmählich auch breiteren Kreisen bekannt geworden war, zugleich mit dem Verlag ein Theater gründen. Das

Ausstellungsgebäude der Berliner Sezession sollte umgebaut, und das Haus das neue Theater werden. Cassirer sein Direktor, ich sein Dramaturg, Frau Cassirer sein Star, Wedekind sein Dichter. Da Frau Cassirer in Wedekinds Frauengestalten dankbarste Aufgabe ihrer Darstellungskunst erblickte, sollte das Theater nach dem Genius loci „Wedekind-Theater“ genannt werden.

Nie werde ich den sardonischen Gesichtsausdruck Wedekinds vergessen, als er mir von diesem Projekt, in das ihn Cassirer eingeweiht hatte, Mitteilung machte. „Wedekind-Theater!“ Er hielt seine Hand vor den Mund und prustete laut, was bei ihm immer die Stelle des Lachens einnahm, dann erklärte er mir: das ganze sei nichts weiter als ein verhüllter Einschüchterungsversuch, gegen Reinhardt gerichtet, in dessen Theatern der künftige Star des „Wedekind-Theaters“ seine Absichten nicht in dem von ihm gewünschten Maße durchzusetzen vermochte.

„Dazu braucht man uns? Dazu braucht man deinen Namen?“ frug ich Wedekind.

„Es ist der Markt, mein Lieber. Keine Illusionen. Hier befinden wir uns auf dem Markt. Es wäre töricht, wollte man aus Zimperlichkeit den Gesetzen auszuweichen suchen, die hier die Zusammenhänge regieren. Was dich anbelangt: du hast doch“ — hier wieder der sardonische Gesichtsausdruck! — „zwei Stücke geschrieben: den ‚Golem‘. Nun, den wird doch wohl Reinhardt aufführen! Aber das ‚Andere Ufer‘, das wird doch das neue Theater haben können?“

Er vermied es fortan, wenn von dem neuen Theater gesprochen wurde, es mit seinem Namen in Verbindung zu bringen. Tat aber, als glaube er felsenfest an dieses Theater. Mit größtem Ernst besprach er mit allen, die dazu gehörten, mit Cassirer vor allem, Aufbau und Einzelheiten. Seine Frau, schöne und gelehrige Schülerin ihres Gatten und Meisters, hatte jetzt die ganze Reihe seiner Heldinnenrollen durchstudiert, und Wedekind lehnte es mit äußerster Schärfe ab, mit jemand anderem in seinen eigenen Stücken auf der Bühne zu erscheinen, als mit seiner Frau Tilly. Von einer Darstellerin seiner Frauengestalten forderte er ja nur: daß sie schön anzusehen sei, und daß sie seine Worte in absoluter Deutlichkeit artikuliere. Beide Bedingungen erfüllte Frau Tilly aufs glücklichste.

■

Mein umgearbeitetes Drama lag nun schon den dritten Monat bei Reinhardts Dramaturgen fest. Oft kam ich ins Deutsche Theater, auf Einladung von Reinhardt selber, der mich auch den Proben beizuwohnen aufforderte. Für Reinhardts Werk, das um diese Zeit seinen künstlerischen Höhepunkt erreicht hatte, empfand ich wirkliche Begeisterung. Ich übertrug sie auch auf den Menschen Reinhardt selber, den ich in näherer Geselligkeit, vor allem aber bei der schweren Arbeit der Proben als einen aus dem Vollen einer außerordentlichen Vision schaffenden Künstler erkannt hatte. Nach Otto Brahm oft pedantisch an dem Veristischen kleben gebliebener Darstellungsweise, deren Unzulänglichkeit genau zu erkennen war, sobald Brahm seinen Schauspielern Verse zu sprechen zumutete oder Stücke romantischen Charakters aufzuführen suchte, nach der Periode des Holz-Schlafschens Realismus und der realistischen Epoche von Hauptmanns Schaffen bedeutete die Erscheinung Reinhardts eine veritable Befreiung der Bühne. Die Bühne wurde wieder zur Schaubühne, bei Reinhardt gab es in Wirklichkeit zu schauen.

Ich erinnere mich deutlich an einen enthusiastischen Kritiker, der während der Erstaufführung von Rodenbachs „Toter Stadt“ durch Brahm bewundernd berichtete, daß auf der Bühne des Deutschen Theaters diesmal eine Türklinke funktionierte — die Türen auf der Bühne gingen allen Ernstes erst auf, wenn man die Klinke niedergedrückt hatte!! Es war höchste Zeit, aus der überhandnehmenden Geistlosigkeit den Weg herauszusuchen. Reinhardt gab an, diesen Weg gefunden zu haben, indem er zuerst das Auge beschäftigte.

Daß aber das Ohr nicht zu kurz komme, auch dafür sorgte die Erfindungsgabe Reinhardts. In Maeterlincks „Aglavaine und Selysette“ beherrschte ein Vokalquintett wunderbar aufeinander abgetönter Stimmen das ganze Stück, die Handlung glich einem mystischen Oratorium, das Grundwesen von Maeterlincks Schöpfung war auf das außerordentlichste getroffen.

Gleichzeitig gelang es aber Reinhardt, der ja von Brahm herkam, seine Prinzipien auf das naturalistische Fröh drama Hauptmanns anzuwenden. Eine unvergeßliche Aufführung des „Friedensfestes“ bewies das sinnfällig. —

Bei den Proben zu den „Räubern“ beobachtete ich Reinhardts Fähigkeit, Massen in Bewegung zu setzen, aus den Silhouetten der Einzelfiguren Gruppen zu gestalten, die Gruppe zu Einzelfiguren aufzulösen, in fließender Neugestaltung den Rhythmus der Dichtung zu treffen — das Geheimnis des intuitiven Nachschaffens. Die Szene im Walde bis zum Erscheinen des tot geglaubten Roller war eine einzige, mächtig gesteigerte Sinfonie von Ton, Farbe und Bewegung. Der Gesang der Räuber:

„Die Nürnberger henken kein’

Sie hätten ihn denn vor . . .“

brauste bei der Erstaufführung wuchtig über die Zuhörer hinweg, die Reinhardt, mitgerissen, den Triumph seines höchsten Erfolges im Deutschen Theater bereiteten. Mir, der ich die zähe, immer erneute, unermüdliche Arbeit an der Einzelheit, bis sie zum Ganzen sich fügend ihre Selbständigkeit zugunsten der [endgültigen Wirkung aufgab, so gut kannte, erschien dieser Erfolg eines Arbeiters, der es zur Meisterschaft gebracht hatte, verdient und Bestätigung.

Eins gefiel mir noch an Reinhardt. Er schien nicht von der Unart seiner Trabanten besessen zu sein — den Gegnern schön zu tun, um sie zu gewinnen, die Menschen danach einzuschätzen und zu behandeln, wie weit sie einem nützen oder schaden konnten. Ich glaubte, nicht nur aus meiner Begeisterung für das Theater heraus, das noch von München und dem „Anderen Ufer“ her in mir steckte, sondern aus dem Instinkt für menschliche Zusammengehörigkeit an diesen sicherlich außergewöhnlichen Menschen, der so still zuhören konnte, in dessen Äußerungen eine ruhige und bezwingende Liebenswürdigkeit mitschwang; bald aber mußte ich den Einfluß seiner Umgebung zwingend erkennen, die, jenen besonderen Gesetzen des Zusammenhanges unter Menschen auf dem Markt gehorchend, in mir vor allen Dingen den Mitarbeiter des drohenden Konkurrenten vom „Wedekind-Theater“ witterte und mich — als sie sah, daß ich aus unverhohlener Begeisterung zu Reinhardt stand — als ungefährlich abtat. Auch meinen freundschaftlichen Einfluß auf Wedekind, der mit diesen um Reinhardt herum geschäftigen Herren auf ewigem Kriegsfuß stand, schätzte die Dramaturgengilde entsprechend niedriger ein, da ich

ja eben, offenkundig auch dem „Konkurrenten“ gegenüber, für Reinhardts Kunst eintrat. Daß ich mir, durch eben diesen Enthusiasmus, bei meinem „alten Kameraden“, der jetzt mein Brotgeber geworden war, vieles, wenn nicht alles verscherzte, war selbstverständlich. Nur zu wenig verstand ich mich auf die Kunstfertigkeit, das eigene Interesse zu fördern, indem ich einen gegen den andern ausspielte; diese Kunst, die man nach Wedekinds Ansicht besitzen oder unbedingt erlernen mußte, wollte man es in Berlin zu etwas bringen, habe ich nie erlernt. Ich trachtete sie auch nicht zu erlernen. Ich bemitleidete Wedekind aufrichtig, der, indem er mit heißem Bemühen den Geboten seiner Einsicht zu folgen suchte, doch immer nur, ohne es zu merken, Spielball und Opfer des überlegenen Raffinements der Macher und Manager blieb!

*

Ich war also Lektor des neuen Verlages geworden. Ein liebenswürdiger Zug im Charakter Cassirers, der den Enthusiasten verriet: die ersten Verlagswerke waren Lenz und Büchner, dann Cassirers Lieblingskinderbücher, die „Lederstrumpferzählungen“, die Gustav Landauer und seine Frau neu übersetzten und Slevogt mit Lithographien illustrierte. Ungeduld erzeugte Cassirers quälender Ehrgeiz, einen repräsentativeren Verlagsautor zu entdecken, um den, wie um Hauptmann bei Fischer, sich der junge Verlag mit seiner künstlerischen Arbeit gruppieren könnte. Das war leichter gesagt und gewünscht als getan. Verzweiflungsvoll sandten wir unsere Blicke in die Runde. Da half mir eines Tages Moritz Heimann, der Lektor des Verlages S. Fischer, aus der Klemme. Er empfahl mir einen jungen Dramatiker, der sich auf der Titelseite seines ersten Manuskriptes „Herrmann der Cherusker“ nannte, sich dann aber sofort, nachdem Heimann erklärt hatte, das Drama weise Spuren von Begabung auf, mit seinem wirklichen Namen Herrmann Essig im Büro des Verlages S. Fischer vorstellte. Essig hatte bereits eine Reihe von skurrilen Tragödien und Komödien verfaßt. Heimann erklärte: für Fischer sei Essig noch zu unreif, aber für den Verlag Cassirer bereits „genügend meschugge“. Ich las die ersten einge-reichten Manuskripte und fand in der Tat, daß ein Geniefunken unter dem Wust kraftgenialischen Wirrwarrs glomm. Da Essig mir

auch ein verspäteter Nachfaher der Lenz, Büchner und Grabbe zu sein schien, paßte er ja vortrefflich in den jungen Verlag. Ich nahm sein verhältnismäßig bestgelungenes Bühnenstück an, um mit ihm die Reihe zu beginnen. Es war ein Stück, das sich „Mariä Heimsuchung“ benannte. Der Titel hatte gar keine Beziehung zum Inhalt des Stückes. Essig erklärte, daß er das Stück an dem Kalendarstage Mariä Heimsuchung beendet habe, darum heiße das Stück „Mariä Heimsuchung“. —

Der abenteuerliche Mischmasch von Individuen, der sich auf das erste vage Gerücht des Wedekind-Theaters an Cassirer herangedrängt hatte, war nicht danach angetan, Cassirers abgründige Verachtung gegenüber allem, was Künstler hieß und mit ihm in Verbindung treten wollte, zu verringern. Eine unglaubliche Schar von Schmarotzern, Projektemachern und Scharlatanen kam und ging in der Viktoriastraße. Cassirer ließ alle vor und frönte seiner Leidenschaft, ungeborene Unternehmungen durch andauerndes Reden und Besprechen um den letzten Rest ihrer Existenzfähigkeit zu bringen, nach Herzenslust. Erschrocken mahnte ich, wenn es zuweilen gar zu arg wurde, diese Belästigungen doch energischer abzuwehren, um so mehr, als Cassirer allen Leuten versprach, sie bei der Gründung des neuen Theaters zu beschäftigen; aber ich wußte ja, im Grunde war Cassirer zu schlau, um nicht diese Machenschaften zu durchschauen, er freute sich nur, daß wieder Anlaß war, seinem Temperament durch ungehemmten Redeschwall die Zügel schießen zu lassen, und an dem gänzlich neuen Element seine stets rege Sensationslust und Neugierde zu befriedigen. All die mehr oder minder zweideutigen Gestalten verließen dann auch das Büro ausnahmslos in gehobener Stimmung. Ihnen hatte die überschwengliche Anteilnahme des künftigen Theaterdirektors die Sicherheit ihres Erfolges gewiesen — und zwar in einem Augenblick, in dem das ganze Theaterprojekt für Cassirer schon endgültig abgetan war. Da gab es Tenöre von Provinzhoftheatern, die ihre Dienste als Regisseure anboten; ein Architekt meldete sich, der ein Theater neuester Konstruktion, ohne Sitzreihen, nach dem Prinzip von Honigwaben bauen wollte: in jeder Wabe eine Loge, glänzendste Ausnutzung des Raumes; junge und älteste Stammkunden des Münchener Cafes Stefanie erschienen auf der Bild-

fläche mit Dramen, Pantomimen, Singspielen, zum Teil arme, an Demütigungen gewöhnte Menschen, die nach Empfang von kleinen Unterstützungen im Bewußtsein davon gingen, daß sie nunmehr einen Vorschub auf künftige Erfolge eingeheimst hätten. Wochen später war schon beträchtlicher Energieaufwand nötig, um die Tenöre und Architekten von dem Scheitern ihrer Bemühungen zu überzeugen.

*

Nun lag mein „Golem“-Drama bereits den fünften Monat im Büro der Dramaturgen Reinhardts. —

Eines Tages erschien einer von diesen in meiner Wohnung bei den alten Fräulein, sah sich bei mir um, ließ zweihundert Mark, die mich der Existenzmöglichkeit für die folgenden vier Wochen beraubten, und ging wieder, nicht ohne einige freundliche Worte über mein Stück und sein Schicksal fallen zu lassen. Noch verblüffter als durch diesen Besuch wurde ich, als ich das Geld vom Dramaturgen ein paar Monate später fast zur gleichen Zeit mit meinem „Golem“-Manuskript zurückbekam. —

Es gab — dies zur Erklärung — es gab nämlich in Berlin einen Namensvetter von mir, einen Herrn von Hollitscher, als Sammler von Rembrandt und Kleinbronzen der italienischen Renaissance weithin berühmt, mit dem ich sehr zu Unrecht nicht selten verwechselt wurde. Der Anblick meines möblierten Zimmers muß auf den Dramaturgen wie ein Keulenschlag gewirkt haben. Aber jahrelang noch hatte ich gegen das Mißverständnis zu kämpfen: ich sei mit dem reichen Herrn von Hollitscher identisch oder entstamme doch der gleichen, hochbegüterten Linie unserer weitverzweigten Familie! —

*

Im übrigen hatte das bedrohliche Phantom des Wedekind-Theaters seine beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Die Gattin meines „alten Kameraden“ erhielt an den Bühnen Reinhardts nunmehr wichtige und dankbare Aufgaben zugeteilt. Und wenn sie dort auch Wedekind nicht spielen konnte, so entschädigten sie doch die auf witziger Konversation beruhenden Komödien von Shaw, in denen ihre schillernde, katzenartige Eleganz, ihr Geschmack in der Wahl eleganter Gewänder, besonders bei dem raffinierten

Publikum der kostspieligen Vorderplätze in den „Kammerspielen“ zur Geltung kommen konnten. (Nicht selten betätigten sich die Künstler der Berliner Sezession in den Entwürfen dieser aufsehen-erregenden Kleidungsstücke.)

Das Projekt des Wedekind-Theaters war also völlig fallen gelassen worden. Auch die Durchführung der Verlagsangelegenheiten erwies sich von Tag zu Tag undankbarer und unerquicklicher. Es verursachte unausdenkliche Mühe, das Interesse des „alten Kameraden“ für die einmal gefaßten Pläne wachzuhalten; zu viele von den verschiedensten neu eindringenden und sich kreuzenden Projekten, Interessen und Sensationen befehdeten sich in der Viktoriastraße. Hätte ich nicht daheim eine neue Arbeit, meinen Roman: „Worauf wartest Du?“, der mich innerlich völlig absorbierte, begonnen, es wäre schwer möglich gewesen, standzuhalten. Es gelang auf die Dauer doch nicht. Obzwar der geringe Betrag, den mir der „alte Kamerad“ monatlich anweisen ließ, mir zur Erhaltung meiner Existenz notdürftig verhalf, war ich mir bewußt, daß ein Zusammenarbeiten mit Cassirer nurmehr für ganz kurze Zeit möglich war. Dazu kam auch die unkameradschaftliche Gleichgültigkeit, die er meinem „Golem“-Drama und seinen ferneren Schicksalen bewies.

•

Als ich im Herbst das umgearbeitete Manuskript nach Berlin gebracht hatte, war mir von den Dramaturgen bedeutet worden: es sei jetzt an Reinhardts Bühnen ein neues Mitglied engagiert, das in seiner physischen Erscheinung wie in seinem Wesen die Bedingungen der „Golem“-Rolle erfülle: ein aus Königsberg geholter Charakterdarsteller Wegener. Ihm wollten die Dramaturgen mein Stück geben. Und er sollte in dem Stück die Rolle des Golem spielen.

Ich sah mir Wegener bei der ersten Gelegenheit als „Franz“ in den Räubern an und war, wenigstens was die körperliche Erscheinung dieses Schauspielers betraf, ganz der Meinung der Dramaturgen. Wegener spielte damals auch in Shaws Komödien mit Cassirers Frau. Und diese beiden, im wesentlichen auf die äußeren Wirkungen gerichteten Temperamente ergänzten sich vortrefflich. Der schillernde nicht gar tief reichende Dialog des Spötters Shaw kam den beiden Schauspielern entgegen.

Ich erlaubte mir wiederholt zu betonen, daß trotz der unleugbaren äußeren Eignung Wegeners für die „Golem“-Rolle doch die tiefere, edle Begabung Kaysslers gerade jenes Element des „Golem“, das an den metaphysischen Bereich streifte, ans Licht bringen müsse. Indes, es blieb dabei, Wegener sollte die Rolle haben. Endlich, nach jenem monatelangem Hinhalten, währenddessen ich aber mit Reinhardt noch in bestem Einvernehmen stand, suchte ich an einem Wintermorgen das Direktionsbüro des Deutschen Theaters auf. Es kam zuerst, obzwar ich Reinhardt selbst sprechen wollte, der erste Dramaturg Felix Holländer zu mir heraus. Eine Weile später der zweite Dramaturg. Von beiden erfuhr ich, daß Bedenken gegen die Annahme des Stückes herrschten, so z.B. lehne es der Schauspieler Wegener ab, die Titelrolle zu spielen, da er im ersten Akt stumm auf der Bühne zu stehen habe. Und ähnliche leicht ausgesprochene Ausflüchte. — Ich nahm mein Manuskript an mich und verließ das Reich Reinhardts auf Nimmerwiedersehen.

*

Für dieses Schicksal meines Stückes, das er vermutlich vorausgesehen, hatte Wedekind das sardonische Lächeln, das sich an ihm immer zeigte, sobald von dem Markt die Rede war, sowie von der kläglichen Rolle dessen, der sich im Gestrüpp von Lügen, Verrat, Machenschaften zu bewähren suchte. Wedekind versprach mir nach Möglichkeit weiterzuhelfen.

Erst Jahre später gelangte das Stück in Wien auf die Bühne, und zwar ohne irgendwessen Hinzutun. Ich sah es und war von seiner Bühnenwirksamkeit, wäre ich von ihr nicht im vorhinein durchdrungen gewesen, nunmehr völlig überzeugt. Bei wiederholten Versuchen, das Stück an anderen Bühnen anzubringen, die Zahl dieser Bühnen war ja gering, denn die Hauptrollen stellten höchste Anforderungen an die Darsteller, wurde immer betont, das Stück bilde ausgesprochen eine Aufgabe für Reinhardt. Und daß dieser es nicht aufführte, präjudizierte das Stück selbstverständlich aufs schwerste. Ich bin überzeugt, hätte ich den Dramaturgen, statt in meinem dürftigen möblierten Zimmer, in den mit Rembrandts und Plastiken der italienischen Frührenaissance ausgestatteten Räumen meines Namensvetters am Pariser Platz empfangen, das Schick-

sal des „Golem“ wäre anders ausgefallen. Dieses Schicksal hat sich dann tückisch genug gestaltet, wie ich das sogleich niederschreiben werde.

✱

Ehe ich aber dies tue, muß ich, schlechter Schmied meines Schicksals, mich selber bezichtigen. Einer der verhängnisvollsten Fehler, die in der Natur eines Künstlers begründet sein können, vereitelt systematisch seit je den Erfolg meiner Arbeiten. Sobald ein Werk beendet ist, konzentriere ich meine Gedanken auf das nächste — statt daß ich, — wie es so viele meiner Generation und wie sehr erst der nach mir folgenden! tun — die Chancen des auf den Markt gebrachten Werkes zu lenken suchte. Die Leute des Marktes: Verleger, Theater-Direktoren, auch Rezensenten, sehen in solchem Mangel an Tüchtigkeit eine geringe Einschätzung des Werkes durch seinen Schöpfer selber. Und das stimuliert ihr Interesse selbstverständlich keineswegs, tötet es ab. Wedekind wußte dies ganz genau. Aber auch er verstand sich nicht darauf, Verleger, Theaterdirektoren, Rezensenten zu überreden, zu überrennen. Wäre er nicht der geborene Interpret seiner Dramen gewesen, der Darsteller seiner selbst auf der Bühne, bis zum Exhibitionismus, zur Selbstfolterung, — er hätte für sein Werk bei Lebzeiten nichts erreicht, sein Werk wäre übergangen, er selber vernichtet worden. Er entging nur durch seine Schauspielerbegabung und den Fanatismus, mit dem er sich immer wieder vor seine Widersacher an die Rampe stellte, dem Schicksal des Menschen, der sich, wie er selbst einmal sagte, „nicht abrichten läßt“, nämlich dem „Hingerichtetwerden“.

✱

Da ich mich nun, wie erwähnt, anschicke, über die weiteren Schicksale meines „Golem“-Dramas, die zugleich schmerzlichste Schicksale meiner Existenz wurden, zu berichten, empfinde ich die sonderbare, ganz und gar vernunftwidrige Scham des Bestohlenen, von dem Diebstahl, dessen Opfer er geworden, zu sprechen. Diese Scham, diesen absurden, lähmenden, den Willen zur Vergeltung fast ertötenden Trieb: über das Böse, das einem geschah, hinwegzugehen, somit den Bösewicht ruhig gewähren zu lassen, der selber, nicht im geringsten schamhaft, die Früchte seines Bösesseins mit erhobener Stirn genießt.

Noch eins. Sie tun dir unrecht, weil sie wissen: das Unrecht, das sie dir tun, wird nicht geahndet werden. Der künstlerische Geschmack, die Diskretion verbietet es dem Geschädigten, dem um die Früchte seiner Arbeit hinterlistig Betrogenen, deutlich zu reden, die Wahrheit zu sagen, mit ausgestrecktem Finger auf den Dieb, den Verräter zu weisen. Wohl darum, weil Persönlichstes auszusagen gegen den künstlerischen Geschmack verstößt! Eine Katze Katze zu nennen — Verstoß gegen die guten Sitten, gegen den Geschmack: sonderbare Schwäche in der Natur des Opfers, des aus Gewissensreinheit auf das Höhere gerichteten Sinnes, des vielleicht um die Gerechtigkeit Leidenden! Sie füllt die Gefängnisse mit Unschuldigen, sie läßt die wirtschaftlich Schwachen vollends untergehen, bewehrt die Übermütigen, Skrupellosen, die Räuber und Parasiten mit Sicherheit und Kraft. Ein Leben ist oft nicht genug dazu, solche absurde Schwäche und Scham zu ersticken. Das Vorurteil der guten Sitten, des Herkommens verbietet, Vergeltung zu üben? Es handelt sich im Grunde allein darum, Vergeltung mit reiner Waffe zu üben. Der Waffe, deren Kraft sich in dem selbstlosen Kampf für das Nichtmehrpersönliche, die allgemeine Gerechtigkeit, für den Mitmenschen, den Nächsten, das unterdrückte Individuum, die unterdrückten Klassen erprobt hat! Wer schützt den Betrogenen, um seine Arbeit Bestohlenen, den auf dem Markt Unterliegenden, wenn er sich selber nicht schützen kann? In dieser auf Raub und Rücksichtslosigkeit begründeten Gesellschaftsordnung schützt ihn niemand. Der Parasit aber, der Räuber, der durch seine Schamlosigkeit Erfolgreiche — der findet willige Helfer, denn die Macht des Marktes, sein Gesetz beruht auf Handinhandarbeiten, gegenseitige Befestigung des Rechts des Stärkeren, des Skrupellosen, der sieghaften Gemeinheit. —

Der Charakterspieler Wegener, dem es zu viel schien, einen Akt lang stumm auf der Bühne zu verharren, benutzte die Kenntnis meines „Golem“-Dramas, um aus dem Stoff einen Film für sich zurechtzuzimmern, wobei er die wichtigsten Elemente meines Stückes, der von mir über die Legende weg erschaffenen Fabel, der Charakterisierung der Hauptfiguren, Einzelheiten der Szenenführung, Regiebemerkungen in seinen Film hinübernahm. Dieses Plagiat, das dem Verfasser unerhörten materiellen Erfolg eintrug,

wurde wohl von diesem und jenem, von der Mehrzahl meiner Zunftgenossen als Plagiat erkannt, aber weder auf dem Rechtswege, noch durch die Presse war dem Nutznießer beizukommen. Die Figur des Golem gehörte ja der Legende an. Es war bequemer, den erfolgreichen Ausbeuter fremder Arbeit gewähren zu lassen, als das Recht auf geistiges Eigentum schützend anzuerkennen.

Übrigens lebt der Film, d. h. die Industrie des Films ja bisher im wesentlichen von ähnlichen Prozeduren. Das zynische Wesen des Marktes entpuppt sich in dieser Ecke, in der sich so viele Diebe und Hehler versammeln, in der es besonders lebhaft und geschäftig zugeht, in seiner völligen Glorie. Dort hat wohl das Beispiel des Charakterspielers einen anerkannten, weithin sichtbaren Präzedenzfall geschaffen.

*

Jahraus jahrein — tausend Theaterkritiken. Berichte über Wert und Unwert aufgeführter Theaterstücke. Daß ihnen vor ihrem Handwerk nicht graut! Wissen, Können, nicht selten wahre Begeisterung — an ephemeren Unsinn, Sensationslust, Geschäftemachen vergendet! Warum nicht: den Weg aufdecken, den ein Werk geht, vom Schreibtisch zur Rampe — oder: aus welchen Gründen es diesen Weg nicht geht! Nützliche Arbeit leisten!!

Die Zusammenhänge . . .

Lernt sie kennen!

Wehrt euch!! —

*

Ich habe das Theater geliebt. Ich kann nicht durch Kehrriech waten. Mein Schaffen, meine Arbeit, mein Leben haben eine andere Richtung genommen. —

■

Zu bemerken ist noch, daß ich eines Tages, nach einer Auseinandersetzung mit Cassirers Gattin, in der die Manager-Empfindlichkeit des „alten Kameraden“ durch mein unverblümt geäußertes Urteil über eine Bühnenleistung verletzt worden zu sein schien — die Arbeiten im Verlage rasch niederlegte. Die letzten Worte, die die Schauspielerin als Warnung verlauten ließ, waren: ich solle mich vor Paulchen in acht nehmen, denn er sei tückisch. Der

„alte Kamerad“ selbst aber rief mir bei unserem Abschied diese Selbstcharakteristik nach, die ich als leuchtende Inschrift über das Tor zum Markt geschrieben haben möchte: ihn solle der Teufel holen, wenn er noch einmal etwas mit einem anständigen Menschen zu tun haben wollte! . . .

*

Die Hundsgrotte in Capri zeichnet sich, wie bekannt, durch das Phänomen aus, daß Menschen, die in ihr aufrecht gehen, von den Ausdünstungen des Bodens verschont bleiben, Hunde aber, sowie kriechendes Gewürm stirbt dort eines qualvollen Todes. Mit dem Markt verhält es sich umgekehrt. Die Aufrechten gehen zugrunde.

Selbstverständlich wird der Markt durch kapitalistische Gesetze und Zusammenhänge regiert. Wer ihnen dient, sich ihnen unterwirft, gedeiht. Der Rebell wird hingerichtet. Das läßt sich füglich ergänzen, insofern, als zu bemerken ist, daß der Spaßmacher, der Clown der Machthaber, der den Instinkten der Bürgerklasse schmeichelt, bei der Ausübung seines Gewerbes wohl seinen reichlichen Lohn findet, obwohl er von seinen Brotherrn nach Gebühr gering geschätzt und ausgenützt wird, — während der in menschenhafter Haltung durch die Miasmen Wandelnde auf Schritt und Tritt seine Schläge abbekommt. Machthaber wie deren Helfershelfer, Liebediener, Lakaien trachten ihn zu beugen, niederzudrücken, zu zertreten. Die Wahl bleibt zwischen Verachtung und Haß, Auskommen und Not, Anstand und Unterwerfung.

Es ist nicht leicht, sich auf dem Markt zu bewegen. Berlin liegt in Deutschland. Wohl in keinem Lande ist die geistige Arbeit, ist der Künstler so gering geschätzt wie im Lande, das sich seiner Dichter und Denker rühmt. Berlin ist die kälteste, zynischste Stadt Deutschlands, und hier befindet sich der Markt. Hier laufen Fäden der Zusammenhänge ineinander. Neben der Verachtung des Geistes herrscht der Mißbrauch der Sache, um die der Geist ringt. Je gewaltiger die Macht des Marktes, um so härter die Daseinsbedingungen des Geistigen.

Zeige dem Beherrscher des Marktes, daß du deiner Kraft vertraust, ihn nicht benötigst, auch wenn er dich seiner Gunst noch so freundlich versichert — und du bist verloren.

Was ist denn auf dem Grunde dieser Hilfsbereitschaft? Der Machthaber will seine Macht erproben. Du selbst bist ihm gleichgültig, er betrachtet dich, dein Werk, deine Kraft als Objekt seiner Geschäftigkeit, zieht dich in die Machtsphäre seines Einflusses ein, und wenn du, der Kraft deines Werkes vertrauend, freundlich aber selbstbewußt, den im Grunde demütigenden Beistand ablehnst, beweisest du dem Machthaber nicht so sehr deine eigene Kraft als vielmehr: daß du die seine nicht allzu hoch einschätzeest und daher glaubst, ihrer entraten zu können. Im gleichen Augenblick kehrt sich diese Macht gegen dich. Wehre dich, du bist verloren.

Jawohl, man ließ den Anständigen, wie ihn, nicht ohne Haß, der „alte Kamerad“ nannte, gern brutalste Demütigung fühlen, in dieser unkeuschen, lautesten, hemmungslosesten Stadt, in der noch unbedingte Bewunderung der rohen Gewalt, des Säbels wie des Geldsackes herrschte, und in der doch so angestrengt gearbeitet, geistig gearbeitet wurde, gute, gültige Kunst entstand . . .

*

Wir saßen, Wedekind, Frau Tilly und ich, bei einer Flasche Wein im Restaurant des Deutschen Theaters. Oben auf der Bühne hatte Wedekind soeben in der 300. Aufführung von „Frühlings-erwachen“ den „Vermummten Herrn“ gespielt. Wir sprachen von München, Erinnerungen an die Not des Anfanges, schlimme Schicksale des Nichtaufgeführtwerdens, der mangelnden Anerkennung und Wärme. Eine lustige Gesellschaft betrat den Kellerraum, Reinhardt inmitten seiner Getreuen. Als er uns da sitzen sah, trat Reinhardt für einen Augenblick an unseren Tisch. „Ach ja, heute war ja die 300. Aufführung“. Grüßte und verschwand mit den anderen. —

Erstaufführung von „Simson“. Wedekind spielt die Hauptrolle. Wedekind auf der Höhe seines Lebens, seiner Erfolge, von der Welt anerkannt. Im Zwischenakt begegne ich im Vestibül dem Literarhistoriker Richard M. Meyer und seiner Frau. Frau Professor Meyer wendet sich im Vorübergehen zu mir um: „Sagen Sie doch Ihrem Freund, er soll erst Deutsch lernen. Ein schauriges Deutsch!“

*

Ein wohlmeinender junger Dichter, den ich bei meinem Verleger Fischer kennengelernt hatte, und der ein Haus zu führen versuchte, lud mich eines Tages zu sich ein. Ich traf in seinem Hause, um seine lebenslustige Frau, eine Anzahl einflußreicher Kritiker. Ich hatte den Eindruck, daß mein Gastgeber mir einen wirklichen Freundesdienst zu erweisen gedacht hatte, daß aber die Mehrzahl der Gäste eine Geste, eine bestimmte Form der Annäherung erwartete, zu der ich mich nicht verstehen konnte: aus Blödigkeit vielleicht, vielleicht aus Zurückhaltung, einer abweichenden Auffassung vom Wesen der Geselligkeit, vielleicht einer Mischung von Stolz und Bescheidenheit; ich habe die Erinnerung an diesen Abend behalten, daß ich mir an ihm, ohne es zu wollen, jene einflußreichen Herrschaften zu Feinden gemacht habe. — —

Denn meine Arbeit erleidet nunmehr Jahrzehnte hindurch, von einer bestimmten Gruppe Berliner Rezensenten, systematische Unterdrückung, Geringschätzung, Totschweigen. Diese Methode wirkt ansteckend, nichts findet leichter Nachahmung, besonders in dem Bereich des Literaturgetriebes, als Bosheit, Schadenzufügen, Schadenfreude, Lust an Ungerechtigkeit. Oft machen mich Freunde mit Erstaunen auf den Umstand aufmerksam, daß meine Lebensarbeit in den Literaturgeschichten dieser Zeit, die sich durch unerhörte Vollzähligkeit des Namenregisters auszeichnen, übergangen, mit keinem Wort erwähnt ist. Sie fragen sich und mich, wie das möglich sei, da ja in diesen Büchern solch unerhörter Wust von ephemeren Leistungen umfangreiche Würdigung erfährt, Leistungen, die weder für die deutsche noch für die Weltliteratur, weder für diese Zeit noch für die Kultur der kommenden irgendwelche Bedeutung haben.

Zuweilen kommen auch junge Schriftsteller zu mir, bitten mich um biographisches Material zu meinem Leben, meinem Lebenswerk, das sie seit Jahren verfolgen, das nicht selten ihre eigene Entwicklung bestimmt und gefördert hat und erzählen mir, daß sie nicht imstande waren, dieses Material in den Spalten von Literaturzeitschriften aufzutreiben, die seit Jahrzehnten monographische Darstellungen aller deutschen und ausländischen Schriftsteller enthalten. Mit ebensolchem Staunen, das indes bereits mit heimlichen Vorwürfen vermennt ist, berichten mir diese jungen Leute dann zu-

weilen, Wochen später, daß es ihnen unmöglich gewesen sei, ihre Arbeit über mein Lebenswerk unterzubringen. Diese jungen Leute fragen mich nach der Ursache solchen Boykotts. Denn einem Boykott gleiche ja eine derartige Behandlungsweise! Was kann ich darauf antworten? Ich bin Ungar, Jude, Sozialist, verkehre nicht bei Einflußreichen, bitte niemand um eine Gunst, bemühe mich um Niemandes Gunst und Liebe, nicht um Gerechtigkeit für mich und sage mir: es sei Pflicht der Berufenen, Gutes und Richtiges als solches zu erkennen, Pflicht ihnen zur Wirkung auf die im allgemeinen instinktlose Masse zu verhelfen. Pflicht! Ich selber habe nichts mehr dazu zu tun. Ich laufe auch niemandem nach, meinem Schicksal nicht davon. Gott habe mich so geschaffen. Und was derlei Erklärungen mehr sind. —

Der Grund liegt auch noch anderswo. Ich gehörte offenkundig zu jenen, die Geschenke ungern annehmen, die Vergünstigungen, Lob verstimmt, unruhig, aufsässig macht. Am liebsten suche ich ganz frei nach eigener Verantwortung zu leben. Einflüsse fremder Willen, guter und schlechter, vermeide ich, wo ich es kann. Widersacher und Schutzengel erweisen sich dem irregeführten Instinkt erst, wenn es zu spät ist. Ein taktischer Fehler: Menschen, die einem auf den ersten Blick sympathisch sind, Sympathie, die in einem auf den ersten Blick Widerwillen erwecken, sofort Antipathie fühlen zu lassen! Zudem begehe ich einen anderen fundamentalen Fehler, der besonders einem Schriftsteller schwer zu verzeihen ist — daß mich an den Menschen nicht ihre allgemeinen, für sie selber und das Zusammenwirken der Gesellschaft wichtigen Eigenschaften interessieren, sondern jene, die meinem eigenen Gefühlsbedürfnis entgegenkommen. —

Dem trüben Schicksal meiner Arbeiten liegt außerdem noch eine verhängnisvolle Ursache zugrunde. Immer habe ich, aus Begeisterung für die wahrhaft großen Werke der Kunst und Taten des Menschengewissens meinen eigenen Platz bescheiden und ohne den geringsten Versuch der Selbstüberschätzung, ja der gerechten Einschätzung meiner eigenen Leistungen zu lokalisieren gesucht. Daß ich von Kind auf durch eine boshaft törichte Erziehungsweise stets bei belastetem Gewissen erhalten worden war — so, als hätte ich gerade jetzt, immer gerade im gegenwärtigen Augenblick, etwas

Verkehrtes, Übles verbrochen oder angestellt — das steigerte in mir das Gefühl einer Minderwertigkeit bis zum nagenden Selbstvorwurf, beständigen Zweifel in mir selber. Ich war inmitten meiner andauernden, angestregten, strengen Arbeit ein unerbittlicher Beurteiler meines Wertes, Verurteiler meines Unwertes. Den Minuten der Eingebung mißtraute ich aufs tiefste, obwohl sie ja die einzigen Minuten absoluten Glückes in dieser meiner bedrängten Existenz bedeuteten. Ich mißtraute Augenblicken der Inspiration und erlebte, nachdem ich fliegend und in glühender Hast Seiten niedergeschrieben hatte, Zerknirschung, derart, wie sie der Liebende nach dem Liebesakt erlebt; tiefste Depression, seelischen wie physischen Niederstürzens.

Wie schon erwähnt: im Augenblick, in dem eine Arbeit, ein Werk sich von mir losgelöst hatte, fertig dastand, reckte sich schon ein neues Projekt vor mir auf, das meine ganze Energie, Einbildungskraft, Liebe an sich zog, in sich aufzog. Dabei vergaß ich vollends das soeben vollendete Werk, und die Gleichgültigkeit, die ich dann seinen äußeren Schicksalen gegenüber bewies, wirkte natürlich bestimmend auf jene Menschen zurück, die in ihrem Beruf gewohnt waren, Künstler erst dann richtig lebendig zu sehen, wenn diese Künstler mit ihrem fertigen Werk, wie mit einer Ware Handel zu treiben, ja vielleicht den Hausierergang anzutreten begannen. Als Beobachter der Zusammenhänge innerhalb dieser bürgerlichen Gesellschaftsschicht, in der ich lebte, kannte und verstand ich wohl die Gesetze, den Mechanismus, nach dem sie für den eigenen Egoismus, das eigene Interesse auszunutzen waren. Aber ich machte diese Kenntnis meiner eigenen Arbeit und ihrer Chance keineswegs dienstbar, so daß der „alte Kamerad“ Cassirer ganz recht hatte, als er mir einmal angesichts der Schicksale meines „Golem“-Dramas sagte, — er habe noch niemals jemand gesehen, der so gute Verbindungen wie ich gehabt und sie so wenig auszunutzen verstanden hätte! Mit diesem Ausspruch bewies der „alte Kamerad“ zugleich schlagend, wie wenig er vom wahren Wesen seines Kameraden begiffen habe. Auch sonst mußte er ja zugeben, daß er sich in der Psychologie jener Menschenkategorie, die er als die „Anständigen“ bezeichnete, nicht auskenne. —

Wie viele sah ich zu Lebzeiten sich in dem Glanz ihres kunst-

voll erworbenen und geförderten Erfolges sonnen, deren Werke kaum, daß sie vom Schauplatz verschwunden, diesem irdischen Leben abhanden gekommen waren, schon der tödlichsten Vergessenheit anheimfielen, sich als belanglos noch für die lebende, wie erst für die nächste Generation erwiesen — —, während Unbekannte, bei Lebzeiten Verachtete, Unterdrückte, Beiseitegeschobene, die nach dem ewigen Wort der Schrift von den Maurern verworfenen Steine als wahre Ecksteine des Tempels der Gegenwart und Zukunft bestanden! Noch eines sei hinzugefügt: den Erfolg meiner Arbeiten ersehnte ich keineswegs mit der Inbrunst wie das andere auf das Positive des Lebens Gerichtete tun mögen. Ich war mir der Eigentümlichkeit all dessen, was ich erreicht hatte, bewußt — nämlich, daß es sogleich als es erreicht war, Wert und Reiz verlor. Der Aufwand an Energie lohnte den Wert des Erreichten, ja des Erreichbaren keineswegs. Auch dies ist zu berücksichtigen. —

Gewiß hat sich meine Lebensarbeit trotz dem boshaften feindlichen Schweigen in gewisser Weise durchgesetzt. Doch ist ihr Durchbruch nicht in dem Maße erfolgt, wie es der Fall hätte sein müssen, wären die Berufenen sich ihrer Pflicht bewußt gewesen. Mein Werk ist breiten Kreisen des Volkes unbekannt. Selbstverständlich schlägt solche Erkenntnis auf den Nerv des Schaffens zurück. Ausbleiben der Wirkung lähmt Herz und Hirn auch in dem bestgerüsteten Kämpfer. Starke, jahrzehntelang andauernde Pein, bohrender Tag und Nacht wacher Schmerz fördert Verzweiflung, aber auch Revolte. Den innigen Wunsch: den Mechanismus in Stücke zu zerschlagen, der die große Unterdrückung, die große Ungerechtigkeit in dieser Gesellschaft, in der wir leben, bewirkt!

*

Diesen Mechanismus in Stücke schlagen. Werden es die Jungen vermögen? Die aus der nächsten Generation? Die ich in den vorigen Blättern erwähnt habe; die zu mir kommen, nicht begreifen können, was mir und meinem Werk angetan wird, warum mir dieses Schicksal bereitet wird.

Diesen Jungen, Freunden, ihnen, die die Gesetze des Marktes bald durchschaut haben, aber, wie ich es tat, nicht befolgen werden, ihnen sage ich:

Ihr wißt, was an meiner Lebensarbeit gut, notwendig, des Hinübergehens in die Zukunft wert ist; was aus dieser Arbeit künftige Generationen angeht; was durch sie für das Leben des Menschen unter Menschen geschehen ist. Verhindert, daß meine Bücher verschwinden, daß sie vergessen werden, so, als wären sie nie geschrieben. Manchem unter diesen Büchern droht dies Schicksal durch äußere Umstände. Sorgt dafür, daß unter meinen Büchern jene, die auf schlechtes Papier gedruckt wurden, auf gutem, dauerhaftem neuen erstehen. Daß vergriffene Bücher wieder erscheinen. Sorgt dafür, daß das, was euch, was die nach euch Kommenden aus meinen Büchern reicher, freier, froher machen kann, nicht vergehe. Daß es nicht vergeblich, in Schmerz und Liebe vergeblich entstanden sei!

*

Gewiß spielt sich der Daseinskampf in den meisten Berufen innerhalb dieser bürgerlichen Gesellschaft in ähnlichen Formen ab wie in dem meinen. Vermutlich in keinem auf solche gewaltttätige, häßliche Weise wie in diesem Beruf, in dem mit einer Feder für Wahrheit und Recht gekämpft wird . . . und für das Gegenteil von Wahrheit und Recht!

*

Als ich mit jenem durchgearbeiteten Manuskript meines „Golem“-Dramas nach Berlin gekommen war, war ich von dem Bewußtsein durchdrungen, daß mit der endgültigen Aufgabe des Gedankens, jemals in meiner Vaterstadt wieder leben zu können, eine Periode meines Lebens definitiv abgeschlossen war. Daß es für mich nunmehr keine Illusion, keine Hoffnung, aber auch keine Enttäuschung mehr geben dürfe. Der Markt — das Leben auf dem Markt, das mir bevorstand, bedeutete nichts weniger als Selbstaufgabe. —

Nach einem Nervenzusammenbruch Jahre vorher, hatte ich einen Sommer in einem Sanatorium verlebt, das in einem Vorort Berlins gelegen war. Unter den Menschen mit traurigen, beschädigten Seelen, zerrüttet Dahinsiechenden hatte ich eine junge Amerikanerin kennengelernt. Als ich von ihr schied, hatten wir eine Zusammenkunft für das nächste Frühjahr in Knocke an der belgischen Küste verabredet, einem Ort, an dem ich wiederholt gewesen war, und den ich wegen der Abgeschiedenheit seiner weiten Dünen außerordent-

lich liebte. Das arme, leidende, zarte Mädchen war indes bald nach unserer Trennung in einen Zustand unheilbarer Melancholie verfallen und bald darauf gestorben. Mit diesem Tode wich von mir auch der letzte Schimmer einer Hoffnung, jemals wieder einem mir nahen Menschen begegnen zu können. Somit lebte ich also, meinem inneren Schicksal und dem Treiben der Welt in Berlin eher zuschauend als an ihm teilhabend, das Leben auf dem Markt schlecht und recht weiter. Und doch war es fast ein Heim, ein wenig Wärme, jedenfalls Freundlichkeit und Güte, die mich in meinen bescheidenen Zimmern bei den beiden alten Jungfern umgab, so daß ich den letzten, schrecklichsten Bodensatz der Einsamkeit nicht zu leeren brauchte. Wenn ich zuweilen mit ihnen nach ihres Tages Arbeit und der meinen in der „guten Stube“ beisammen saß, konnte ich meine Freude haben an der naiven Begeisterung der beiden, sooft der Name einer Persönlichkeit erwähnt wurde, mit der ich im Laufe des Tages zu tun gehabt hatte, die sie aus ihrer Zeitung von ferne, wie einen sagenhaften Klang vernahmen.

In den Stunden, die mir die aufreibende und unerquickliche Arbeit in dem Verlage des „alten Kameraden“ übrigließ, schrieb ich jenes Buch mit dem trostlosen Titel „Worauf wartest du?“ Es war eine Abrechnung. Das Leben in dem Sanatorium, das ich in dem Buche schilderte, war ja ein Abschluß gewesen, wie es so viele Abschlüsse schon in meinem Leben gegeben hatte. Der Zweifel an allem, was noch folgen sollte, war in diesem Buch vorweggenommen, es war ein Buch der Verzweiflung, aber, wie ich später erfuhr, war es nicht meine eigene Verzweiflung allein, die dieses Buch erfüllte, sondern es schilderte hellseherisch das Schicksal meiner ganzen eigenen Generation und der mir folgenden. Wie viele junge Menschen hörte ich in den folgenden Jahren beteuern, wie sehr sie dieses Buch liebten! Wie an jenem meinem ersten Roman „Weiße Liebe“, hingen viele junge Seelen an diesem neuen, letzten. Was zwischen den beiden lag, das Leben, das ich gelebt hatte, leben mußte, spiegelte also nicht nur mein eigenes Schicksal wider. Es hatte Dauer. Es bedeutete etwas. Es konnte nicht vergessen werden. Jetzt ist dieses Buch vergriffen. Es scheint niemand daran zu denken, es auferstehen zu lassen. Es wird auferstehen. Es lebt indes auch trotz der scheinbaren Vergessenheit,

die ihm beschieden ist, weiter. Es macht wie so vieles Gefühle und Gestaltete, aus der Tiefe des Zeitempfindens Gehobene seine Periode der Inkubation durch. Es braucht nicht aufzuerstehen, denn es lebt. Es wird auferstehen! —

Schon seit einigen Jahren erschienen meine Bücher nicht mehr bei Albert Langen, sondern im Verlage von S. Fischer in Berlin.

Fischer, dem ich nach einer Premiere durch Karl Kraus vorgestellt wurde, hatte von mir eine Erzählung „Das sentimentale Abenteuer“, eine Münchener Ateliergeschichte, auch das „Golem“-Drama verlegt und gleichzeitig meine Bücher aus dem Verlag Langens in den seinen herübergenommen — mehr aus einer Gesinnung der Sympathie für mich als aus besonderem Enthusiasmus für meine Kunst. Indes, er hatte, wie ich das zur Beruhigung meines Gewissens konstatieren durfte, den noch unverkauften Bücherstapel für einen nicht allzu hohen Betrag erworben.

Ich kam, da ich nun in Berlin lebte, viel mit meinem Verleger zusammen und kam auch oft in sein Haus, das mit seiner kultivierten Geselligkeit einen wohlthuenden Gegensatz zu der in Berlin im allgemeinen gepflogenen bildete. Der Kreis um S. Fischer und seine Frau Hedwig ähnelte jenem, der sich vor Jahren in München um Albert Langen gebildet hatte, nur darin, daß seinen Kern ebenfalls die Autoren des Verlages bildeten. In seiner Zusammensetzung und seinem Grundwesen aber war er von jenem Münchener Kreis so verschieden, wie Berlin von München, der Markt von der Kunststadt, das Bürgertum von der Bohème.

Solidität wohl erworbenen Ranges und Reichtums gaben dem Kreis um Fischer seinen Charakter. Die zweideutig schillernde Atmosphäre der genialischen Zufälligkeit, die um Langens Wohnung an der Isar sich so reizvoll gewoben hatte, war in der Grunewaldvilla nicht zu spüren.

Man kam gern in die Grunewaldvilla. Und auch die Besprechungen in der Bülowstraße, in dem einer Fabrik nicht unähnlichen Geschäftshaus, das Fischer sich für seinen Verlag hatte erbauen lassen, entbehrten nicht des freundschaftlichen Untertons und der geschäftlichen Zuverlässigkeit. Bei Fischer, einem der bedeutendsten unter den fortschrittlichen Verlegern Deutschlands, zu erscheinen, verbürgte Niveau, Standard, und der Autor von Werken minderer

Popularität bezahlte dies nicht ungern mit geringerem materiellen Gewinn. Die künstlerisch gehobene Gesellschaft, in der er sich befand, erhob ihn wohl selbst, drückte aber, das war gewiß, auf die Bedingungen des Vertriebes. Denn es war einem Verleger minderen Grades, mit einer geringeren Zahl Publikationen im Jahr, sicherlich leichter, sich für jedes einzelne seiner Verlagswerke einzusetzen. Irgendwie verhielt es sich mit den Schauspielern, die bei Reinhardt im Engagement standen, ähnlich. Ihr Wirken an der vornehmsten Bühne Deutschlands bekamen sie in mäßigen Gagen zu spüren.

S. Fischers Rang unter den Verlegern Deutschlands hatte seine Ursache, neben der durchaus nicht zufälligen Chance, daß die Entwicklungslinie des Verlages mit dem Aufstieg des Naturalismus und der steigenden Erfolgskurve der Werke Ibsens, Gerhart Hauptmanns zusammenfiel, hauptsächlich in dem außergewöhnlichen literarischen Instinkt dieses, aus einem kleinen nordungarischen Städtchen stammenden tüchtigen und arbeitsamen Juden. Er hatte sich die ernste Kennerschaft Moritz Heimanns zur Mitarbeit gesichert, sein Büro aus zuverlässigen Arbeitskräften sicher zusammengefügt. Im Grunde aber war, wie bei Langen, der ausschlaggebende Faktor doch allein die Persönlichkeit Fischers selbst, die den Rang des Verlages bestimmte. Nicht selten fand ich und fanden Berufsgeossen Fischers schroffe Ablehnung gegenüber einem verblüffend rasch bekannt gewordenen jungen und vielversprechenden Autor unerklärlich, Fischers Urteil ungerecht und mußten bald angesichts des weiteren Verlaufs der Entwicklung des jungen Vielversprechenden erkennen, daß Fischer recht behielt, und die Leistungen, für die er sich nicht erwärmen konnte, in der Tat erloschen. Weniger einleuchtend erwies sich die Politik des Verlages, über die mir Wedekind einmal einen langen Vortrag hielt, um mich davon zu überzeugen, daß man eben aus Gründen der Verlagspolitik neben Hauptmann nicht auch Wedekind, neben Ibsen nicht auch Strindberg verlegen dürfe usw. Auch über die spezifische ökonomische Politik des großen Verlages, das erfolgreiche Werk zum Überfluß noch vorwärtszutreiben, zum Nachteil des minder populären, oft aber bedeutenderen, das im Schatten blieb, konnte, wie im vorstehenden schon erwähnt, der Autor geringerer Popularität einiges

erfahren. Aber auch hier gab der Erfolg dem Verleger recht gegen den in praktischen Dingen anders denkenden, weltfremden Schriftsteller.

In gewisser Weise erfuhr Fischers Instinkt für das literarisch Wertvolle in der zeitgenössischen Produktion seine glückliche Ergänzung in der Begabung seiner Frau, in den Manuskripten, die, von Heimann und Fischer genehmigt, ihren Weg aus der Bülowstraße in die Grunewaldvilla genommen hatten, das dem Publikums-geschmack Entsprechende und Angenehme herauszufinden. Der geistreiche alte Graf Eduard Keyserling, ebenfalls einer von den Autoren des Verlages Fischer, sagte mir einmal: ein Manuskript sei von Fischer erst wirklich und wahrhaftig angenommen, wenn aus Frau Hedwigs Auge eine Träne darauf gefallen sei.

*

Die Atmosphäre des Bülowstraßenfabrikhauses bildete einen wohl-tuenden Gegensatz zu den Miasmen, den beizenden Ausdünstungen des Marktes, die sich in der Atmosphäre des Viktoriastraßensalons meines „alten Kameraden“ Cassirer fühlbar machten. Es fiel mir daher nicht schwer, den Verlockungen des „alten Kameraden“, dessen Verlagslektor ich war, zu widerstehen. Standhaft blieb ich mit meinen Büchern in der Bülowstraße. Fischer war es dann auch, der zur rechten Zeit erkannte, daß ich — wie meine liebe verstorbene Freundin Mathilde H. es mir ja vor einem Jahrzehnt prophezeit hatte — von ausgedehnten Reisen wesentliche Arbeiten, angeborenem Weltgefühl entsprossen, mitbringen würde; den Auf-trag zu meiner Amerikafahrt verdanke ich ihm. Dieser Auftrag rettete mich aus den Wirren, in die ich zur Zeit meines Buches „Worauf wartest du?“ so tief und hoffnungslos verstrickt war.

*

In späteren Jahren, den Jahren nach dem Weltkrieg, war durch die Manipulationen einer reaktionären Regierung mit dem Volks-vermögen und der Währung die materielle Existenz besonders der wirtschaftlich Schwachen und Geschäftsuntüchtigen, der geistigen Arbeiter und Künstler in unerhörter Weise geschädigt und vollends zugrunde gerichtet worden. In diesen Zeitläuften der katastrophalen Unsicherheit des Marktes erwies die Überbetonung des Wirtschaft-

lichen durch die Verwerter, Mittler und Nutznießer fremder geistiger Arbeit die abgründige Verkehrtheit der bestehenden Verbindung zwischen Kapital und Kunst. Jene Künstler und Intellektuellen überhaupt, die an den Theorien des Klassenkampfes geschult und durch ihre Erfahrungen gewitzigt, ihr Verhältnis zu den Machthabern des Marktes revidierten, mußten ganz genau erkennen, wie sehr dieser Markt von Tendenzen beherrscht wird, die in ihrer Auswirkung schließlich zum Niedergang des Künstlers und der Kunst, nicht aber des Betriebes führen müssen. Einsicht der eigenen Hilflosigkeit und Ratlosigkeit angesichts dieser Tatsache konnte sich mitunter bis zum Gefühl der absoluten niederschmetternden Ohnmacht steigern. Aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, die Kunst vom Handel loszulösen, wie die Kirche von der Politik, ging manche bewährte Verbindung, ja Freundschaft in die Brüche. In Zeiten ähnlicher Katastrophen offenbart sich das Gewebe der Zusammenhänge in der Gesellschaft mit besonderer Deutlichkeit und Brutalität. Versuche, im Keim schon mißlungen, kurzlebige und bald gescheiterte wurden unternommen, um das literarische Werk vor der Willkür des Betriebes zu schützen. Den Verleger Ibsens, Hauptmanns und vieler hervorragender zeitgenössischer Dichter bewahrte die Tradition vor der unerbittlichsten Anwendung von Methoden, in die manche kleinere, materiell wie kulturell minder gefestigte Nutznießer der künstlerischen Arbeit dieser Zeit verfielen, so den heillosen Widerspruch des „Kunstmarktes“ aufdeckend.

*

Die leichte, heitere Gemeinschaft, die mich vor einem Jahrzehnt mit Wedekind, Dauthendey, Keyserling und dem ersten Simplissimuskreis verbunden hatte, war nach meiner Abreise von München, auch mit den Jahren der abgeschlossenen Jugendzeit, so gut wie versunken.

In Berlin waren es schon die räumlichen Bedingungen der Riesenstadt, die sich jener Art von Gemeinschaft widersetzen. Durch die Gebote des Marktes war zudem Jeder in mehr oder weniger imperativen wirtschaftlichen Zusammenhängen gebunden. Es gestaltete sich hie und dort Kameradschaft von geringerer und festerer Stabilität, mehr aus dem Grunde, der Isolierung, in die die ge-

schäftige Stadt Jeden drängte, zu entrinnen, als aus tiefer reichendem menschlichen Gemeinschaftsgefühl. Die Stadt heischte Zweckverbindungen, untergrub menschliche.

In einer kleinen rheinischen Kneipe am Alexanderplatz kamen an einem Abend in der Woche ein paar Menschen zusammen: Edvard Munch, der Maler, Ernst Hardt, der Dichter, dann der Hoffmann-Forscher Hans von Müller, ein liebenswürdiger wie von Hoffmann selbst erfundener Enthusiast, sodann ein Irrenarzt aus Dalldorf, der sich in der Verfertigung kleiner naiver Kindergeschichten gefiel, und ich. Munch war noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes angelangt. Es ging ihm auch noch nicht viel besser, als vor Jahren, da ich ihn in Paris im Frühherbst in seiner elenden Hotelstube aufgesucht hatte, wo er, umgeben von den ersten Werken seiner reifen Meisterschaft und einem Haufen von leeren Flaschen, die den Fußboden bedeckten, hauste. Da man seine Werke nicht kaufen wollte, lebte er damals ein paar Tage lang vom Verkauf dieser Flaschen, deren Inhalt im letzten Winter ausgetrunken worden war! Hardt und ich waren die ersten gewesen, die in Deutschland auf diesen unerreichten Meister der Seelenmalerei hingewiesen hatten. Ich hatte mich dann bei meinem ersten Aufenthalt in Berlin um die Jahrhundertwende herum bemüht, den Kameraden Cassirer zu einer Ausstellung der Werke Munchs zu bewegen, hatte aber von ihm und seinem Vetter, sie besaßen damals gemeinsam ihre Kunsthandlung, die schriftliche Versicherung erhalten, daß er von der Kunst Munchs nicht sehr viel halte, daher von einer Ausstellung von Munchs Werken absehen müsse. Ein schlagender Beweis dafür, daß die Kenner wirklicher Kunst nicht immer mit den Nutznießern dieser Kunst identisch sind! Ich besaß eine wunderbare, von Munch selbst kolorierte Lithographie „Die Madonna“, die mich jahrelang auf meinen Fahrten durch die Welt begleitet hatte, und die ich in jener katastrophalen Zeit nach dem Kriege zu verkaufen gezwungen war — ein Verlust, der mich heute noch stärker schmerzt, als hätte ich den größeren Teil meiner Bibliothek veräußern müssen. — Nach Munchs Fortgang von Berlin zerfiel unser Kreis. Und nicht viel besser erging es einer Gesellschaft, die später, eben in dem Jahre, als ich mit meinem „Golem“-Drama nach Berlin gekommen war, jeden Donnerstag in einer Weinstube am Kurfürsten-

damm sich einfand, und in deren Mittelpunkt der von uns allen geschätzte Heimann stand.

Ein festeres Bindemittel als die Persönlichkeit Heimanns vereinte diesen etwas bunt aus Malern, Schriftstellern und einigen durch Heimann persönlich protegierten jungen Leuten zusammengesetzten Kreis auch nicht. Keineswegs gab er mir, dem oft an der Gemeinschaft Verzweifelnden, jenes Gefühl der Zugehörigkeit, wie Jahre zuvor der Münchener Kreis. Wohl waren da einige wertvolle Menschen beisammen, die in der Isolation Berlins sich schon besser zurechtzufinden verstanden als ich, so der Malerdichter Weiß, Lörke, Frisch, der Schriftsteller und Geigenbauer Lewin; das Wesentliche aber war, daß ungleich meinem Münchener Kreis, der ganz aus der Lebenserfahrung her seinen Gehalt an Anregungen schöpfte, hier in Berlin alles von dem raffiniert und exklusiv geistigen Element der Literatur, des Literarischen herkam, das sich vor allen Dingen in Heimann selber verkörperte. Heimann, sicherlich einer der wertvollsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin, war ja durch und durch Literat; ein lebhaftes, äußerst empfindliches Gewissen eines aus tiefsten Quellen der Rasse getränkten Juden war hier durch die erbarmungslose Schule jahrzehntelanger kritischer Überanstrengung gegangen, bis die Einflüsse der Reflexion Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ja die Gläubigkeit an den Menschen fast vollständig unterminiert hatten. Zuweilen kam, bei intensivem, vertieftem Zwiegespräch, der noch nicht beendete Kampf zwischen diesem verschütteten eigenen und dem von außen eingedrungenen Element in dem nach Klarheit ringenden, allzu komplizierten Wesen Heimanns auf ergreifende Weise zum Ausdruck — dabei mußte es wunder nehmen, wie gering in dieser erlesenen Natur der Sinn fürs Soziale, das primitive Empfinden für das Gut des Kleinen, Hilflosen, der bedrückten Masse entwickelt war. Bewies dieser Mangel nicht auch, wie sehr das Element des sozialen Mitleids bei Gerhart Hauptmann, Heimanns angebetetem Meister, in „Hannele“, in den „Webern“, in den frühesten Werken seinen Ursprung im Literarischen, in der rein dichterischen Vision, nicht aber in einem sozialen Willen, Klassen- oder Menschheitsgefühle hat? Die Haltung des deutschen Intellektuellen im Kriege und in der Revolution hat manches gelehrt.

Das Jüdische in Heimanns Wesen zeigte sich vornehmlich in der aphoristischen Zuspitzung seiner Äußerungen, Äußerungen einer beachtenswerten Weltweisheit. Er streute diese Aphorismen verschwenderisch ohne betonte Selbstgefälligkeit über sein Gespräch, wie über die spärlichen literarischen Arbeiten, die er in den Mußestunden seiner anstrengenden Arbeitszeit als Lektor fertigzustellen vermochte, aus. Ein schwächtiges Heft, das diese Aphorismen sammelte, würde wichtiger für den Fortbestand seiner Persönlichkeit sein, als eine Sammlung seiner dramatischen und novellistischen Werke. Der Aphorismus war die Form, in der sich die Zwiespältigkeit dieses in dem Gewissen und in der Literatur gleichzeitig beheimateten Menschen kundgab. Wenn er sagte: die wahre Judenfrage sei die, die auch dort noch bestehe, wo ein Jude als einziger Mensch auf einer Insel im Weltmeer lebe, enthüllte er ebenso sehr den inneren Kern seiner im Grunde unglücklichen Veranlagung, wie wenn er erklärte: er begreife es nicht, wie ein Mensch Humor haben kann, oder: das Gefüge der Welt sei ihm wohl verständlich, nur könne er nicht sehen, wie das Geld da hineinpaßt!

Es war evident, daß Heimann mein Freund im tiefsten Sinne nicht sein konnte. Die Forderung an den Freund, an der ich festhalten zu müssen glaubte, war danach angetan, die meisten Verbindungen mit Menschen, die sich lockerer oder fester in dieser Stadt gestalten wollten, zunichte zu machen. Indes war absolute Vereinsamung auf keinen Fall der halben Lüge von Verbindungen oberflächlicher Art vorzuziehen, bei der sich die meisten rings um mich beschieden. Die Ansicht des „alten Kameraden“, Verbindungen seien dazu da, daß man sie ausnütze, der allgemeine Brauch bewährte sich schmerzhaft in Fällen, auf die man sie nicht anzuwenden wage. Den Verlust Heimanns als Freund sah ich voraus, und er schmerzte mich tiefer als die Erfahrung, die ich mit weltläufigeren Gesellen machen mußte — denn ich erkannte als Ursache diese Fälschung der wertvollsten Instinkte durch den Einfluß des Literarischen, das sich in seiner Wirkung fatal mit dem Bürgerlichgesellschaftlichen wie dem wissentlich Praktischen, dem Machertum berührte. — In vorgeschrittenem Alter brauchte Heimann Jünger — und Mäzene. Eine dritte Kategorie benötigte er ebenfalls,

diese Kategorie fiel unter den Glaubenssatz: „ein Schuft, der mich lobt und mir nützen kann, ist keiner!“ Als ich Heimann sich mit einem besonders geschäftstüchtigen, sich skrupellos bereichern- und in gehobeneren gesellschaftliche Sphären emporgaunern- den Parasiten befreunden sah, der seinerseits die Verbindung mit dem reinen, aber schwachen Menschen als Schild für seine Korruption benutzte, da war ich mir im klaren über den Verrat, den er an meinem Gefühl für ihn, den ich als Freund angesehen hatte, üben würde. Auch diesen wertvollen, zudem in allen Feinheiten der seelischen Form und des Ausdruckes für tiefste Fragen des Gewissens wohl geübten Literaten hatte der Markt zutiefst getroffen und versehrt.

*

Berlin verurteilte zum Frieren. Von wie vielen ebenso Frierenden, ebenso hoffnungslos vereinsamten Menschen habe ich diesen Schmerzensschrei in all den Jahren, die ich hier lebte, vernommen. Warum nur, warum, warum kamen die, die unter dieser gemeinsamen Not litten, nicht zusammen. Warum konnten sie sich nicht gegenseitig über diese Not hinweghelfen durch die Gemeinschaft, die notwendige, die ersuchte. Die Gesetze des Marktes, denen man sich nicht entziehen konnte. Der Alltag, die Sorge um die bare Existenz. In der tobenden Geschäftigkeit, die jedem seine Zeit raubte, dafür kaum Nennenswertes als Entgelt wiedergab, in der Verworrenheit der Beziehungen, die sich knüpften, auflösten, enger ineinanderschlangen, wurde das Feinste, Zarteste erstickt, erwürgt. Macht, Geltung, Geld, Abwechslung, letzten Endes mündete alles in tiefste Armut. Daß die bürgerliche Gesellschaft, deren Abbild der Markt in schonungsloser Klarheit offenbart, notgedrungen zerfallen müsse, dieses Glaubens mochten nicht allein der Welt und den Menschen abgewandte Toren sein, wer in das Getriebe tiefer hineinblickte, erkannte den harten, ehernen Pulsschlag der Zeit. Daß die Gesellschaft einer Katastrophe entgegentrieb, dieses Bewußtsein machte jeden Nerv des feiner Empfindenden beben. Indes, der Pulsschlag blieb ehern, beständig, und setzte keinen Augenblick aus. Wie auch die Überwindung der unerhörten Katastrophe des Weltkrieges, besonders in dieser Stadt, mit verblüffender Deutlichkeit bewiesen hat, daß das Gefüge der Gesell-

schaft, der Egoismus, die Geschäftigkeit, die Abwechslungssucht, der Machttrieb stärker sind als das Reine, das sich Opfernde, das Menschliche es sein konnte.

Wohin war aus meinem Leben, aus meinem drückenden beängstigten unglücklichen Alltag jener Trieb geraten, der in der Jugend in meiner ersten Pariser Zeit, als ich die Freundschaft der Anarchisten suchte und genoß, in mir so lebendig war? Wohin? Wohin all jene Erkenntnisse aus den Werken der großen Menschheitsbefreier, der Vorkämpfer einer besseren Welt, der Väter des Sozialismus? Verhängnisvoll jenes Leitmotiv: nicht Herr sein und nicht Knecht! es verdamnte zur Richtunglosigkeit; verhängnisvoll auch, jenem verehrten Meister und Geliebten der Jugend: Fourier, jahre-, jahrzehntelang die Treue zu halten, diesem absonderlichen Janusmenschen aus Phantastik und Nüchternheit! Hin und her schwankend, mitgerissen sein nach oben und nach unten, in die Gebiete der Phantasie, d. h. in die Literatur, in die Gebiete der eigenen Not, d. h. in das, mit der Not der Allgemeinheit, Aller Not, des Schicksals, des leidenden Mitmenschen, des Stummen Verwandte — das war das Leben auf dem Markt, das so sehr verwirrte, keine Konzentration, kein Sichbesinnen auf das Eine, den einen Weg, auf Gott gestattete. Hie und da ging ich in Versammlungen der Arbeiterschaft. Ich wohnte ihnen bei, stumm in den Reihen von Menschen sitzend, zu denen ich keine Beziehung fand. Was ich in diesen Versammlungen erlebte, war: trostlose Kleinbürgerlichkeit, nicht der revolutionäre Wille oder Aufschwung. In den Versammlungen der Heilsarmee: das Gehirn lähmende Platttheit des Gefühlsausdruckes. Zu Betabenden religiöser Sektierer, Bibelforscher, Baptisten, Anhänger der Christlichen Wissenschaft: primitiver, kindlicher, unausgeglichener Glaube einmal an das Symbol der Schrift, ein andermal an den Buchstaben der Schrift. Diese Exkursionen wiederholten sich, aber sie gaben dem Leben, das ich führte, kaum eine leise Tünche. Sie führten kaum einen Schritt abseits von dem Markt. Das Jenseitige, in das ich die Menschen um mich jählings sinken, untertauchen sah, berührte nur meine Wißbegierde, nicht meinen Glauben. Des Trostes, der Sammlung, der Hoffnung beraubter kehrte ich aus solchen Versammlungen in meine Stube zurück.

Zuweilen gelang es mir, besonders, nachdem ich jene Arbeit in dem Verlag des „alten Kameraden“ abgeschüttelt hatte, mich für Tage in meine Stube einzuspinnen, an meinem Romane „Worauf wartest du?“ zu schreiben, die tiefe Not einer Menschenseele, die das Hoffen verlernt hat, dem Schatten des Nichts sehnsüchtig entgegenschwebt, auf schweren, aufrichtigen, herzbeklemmenden Seiten festzuhalten. In Stunden, die fort von allen Menschen, von Welt, Torheit, Wahn, dem eigenen Herzen führten und die in traumlosen Schlaf der Nacht hinüberleiteten, gelang es zuweilen auszuruhen, Gleichgewicht zu finden, nicht mehr zu sein! Wie der Körper Gegengifte besitzt, so auch die Seele. Sie heben die Wirkung auf, die die Welt auf das Individuum ausübt, befähigen das Individuum, Wirkung auf die Welt auszuüben. Aus den spärlichen Augenblicken, in denen die Seele Gleichgewicht zu erlangen verstand, bildete die Kraft sich aufs neue, das Leben zu ertragen, es weiter zu führen — ohne den Markt endgültig verlassen zu müssen. —

Bresche in die Zukunft.

Ich saß nicht still in Berlin. Sooft ich konnte, fuhr ich fort, in die offene Welt, die uneingeschränkte. In Paris wieder, wochenlang, Monate, melancholisch den Spuren der Jugendzeit folgend. Am Quai Voltaire vom kleinen Balkon aus konnte man die neblige Silhouette des Eiffelturms aus dem Morgendämmer sich loslösen, an den Abenden Notre-Dame in purpurnem Glanz versinken sehen. Mit bunten Lichtern glitten die kleinen flinken Schiffe vor meinem Fenster die Seine auf und ab, lautlos, wie fröhliche Gespenster — drüben, die Tuilerien, das Louvre, sie standen wie eine graue Kulisse, hinter der das Weltbrausen der Rivolistraße wie Orgelklang erdröhnte Tag und Nacht. — Weiter, übers Meer flog die Seele hinüber, und bald war es London, das riesige, liebeizende, das sie aufnahm. De Quinceys harte Mutter erwies sich mir nicht grausam, ich konnte ja in Gedanken an das versäumte Geschick durch die Gassen mit stillen Gärten, die langen Häuserreihen, eintönige Fassaden entlang gehen, halb in Erinnerung, halb in der Verstrickung der Gegenwart befangen. Hierher hatte mich vor Jahren Mathilde gerufen, die nun schon lange tot war, auf hoher See gestorben, in den Gewässern des Archipels, auf der Fahrt nach Japan.

Ich erprobte die Wahrheit ihrer Voraussage. Für Monate dem Markt entronnen, gewann ich die Fühlung mit der Weite wieder, floß über, schmolz ineinander mit dem Unermeßlichen, dessen Symbol, schwärmerischer Inbegriff diese Stadt war, Metropole der Welt, von der die Strahlen, Wege des Verkehrs in die entferntesten Gebiete der bekannten Erde ausgingen. Ich hatte mich unweit des Britischen Museums einquartiert, an einem schönen schattigen Platz, in einem von einer lieben alten Dame geführten Hause, in dem hauptsächlich Leute aus den Dominions, Australier, Kanadier, Westindier wohnten. Man konnte hier den Durchschnitt des englischen Mittelstandes kennenlernen: geruhig, treu und trivial auf eine unkomplizierte Formel gebrachte Menschen, Kirchengläu-

bige, vom Respekt für ihre monarchischen Einrichtungen ganz erfüllte, von dem Stolz auf die Macht ihres Weltreiches gehobene Engländer. Nahrungsweise, Uniform, Einteilung des geregelten Tages, die gleichen. Anschauungen über Kunst, geistige Dinge, Moral und Sabbatruhe, die gleichen. — Schön, still und geruhsam die Tage im blanken Haus, das Rebekka, May und Margaret unter den Augen Miß Carolynes, der Landlady, instand hielten. Im Speisesaal aß man zwischen alten Silberleuchtern, im Drawingroom hing das Porträt des Generals Baden-Powell, des Abgottes aller Boardinghäuser des britischen Weltreichs, außerdem eine Reproduktion der „Geisterbraut“ von Millais über dem Pianino, um das nach dem Abendessen Generationen von Gästen Miß Carolynes in wirklicher Andacht dem Gesang dilettierender Mitbewohner gelauscht hatten.

Auf dem kleinen schönen, mit alten Bäumen und Bosketten bestandenen Platz, den ich von meinem Zimmer aus und hinter dem breiten ausladenden Fenster des Drawingroom erblickte, war besonders ein altes vornehmes Haus zu sehen, das meine Blicke, sooft ich durch die Fenster sah, an sich zog. Dieses Haus hatte eine heliotropfarbig getünchte Pforte mit silbernem Türklopfer. Zuweilen waren die Fenster in dem schmalen, oberen Geschoß nachts hell erleuchtet und hinter zarten Mousselinevorhängen bewegten sich dort Schatten. Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen, und ein Paar trat auf den Balkon, in die dunkle, duftige, vom Bäumerauschen bewegte Nacht hinaus. Ich sah sie dort eine Weile im Gespräch stehen; zuweilen war es ein alter weißhaariger vornehmer Mann mit einem lieblichen jungen Mädchen, die dort drüben zu sehen waren; oder auch zwei schlanke, blonde Frauen in hellen Seidenkleidern, sie hielten sich leicht umschlungen, blickten zum besternten Himmel empor, traten dann in den Saal zurück, aus dem leise Tanzmusik bis zu meinem Fenster herübertönte. Noch lange blieb ich in meinem Zimmer auf, ich suchte zu ergründen, was mir in solchem Maße schmerzhaft die Überzeugung, die Sicherheit eingab: daß ich, wäre ich vor einem Jahrzehnt Mathilde gefolgt, hier wohl meine Heimat gefunden hätte, die es ja in meiner Vaterstadt nicht mehr für mich gab, und an dem Orte, wo ich lebte, arbeitete und meinen Lebensunterhalt auf dem Markte zu verdienen suchte, sicherlich noch viel minder.

Und vor dem müden Zubettgehen mitten in der Nacht, wenn drüben die Tanzmusik längst verklungen und der letzte Wagen von der Pforte des dunkel gewordenen Hauses fortgerollt war, dachte ich zuletzt noch: vielleicht war dieses Unwiederbringliche, dieses Niemehrwieder, dieses Rabengekrächze Nevermore, Flügelschlag des vorbeigerauschten, unerreichbaren Augenblicks, meine eigentliche Heimat auf der Erde. —

•

Im Hause wohnten viele sympathische Menschen. Da war eine junge Sängerin aus Schottland herübergekommen, um in einem Konzert in Queenshall alte englische Lieder zu singen — auch jene, die vor so vielen Jahren Georgie und Chickie mir in jenem Knocker Frühsommer vorgesungen hatten. Dann ein junger holländischer Arzt aus Batavia, der nach einer englischen Kolonie übersiedeln und darum sein englisches Examen ablegen mußte. Und auch ein junges holdes Mädchen, Kind noch fast, aus Toronto. Mit dieser und ihrer Mutter, der feinen, vornehmen, alten Kanadierin verbrachte ich viele schöne Stunden in der bezaubernden Stadt. Wir fuhren nach Richmond, nach dem hügeligen Surrey, an |den Sonntagmorgen in den Hyde Park, um die Reiter und Reiterinnen auf Rotten Row zu sehen. Unter diesen feinen, stillen und freundlichen, unter all diesen, durch den Zufall aus vielen Himmelsgegenden zusammengewehten Menschen fühlte ich mich tagelang heimisch, als wären sie meine Familie. Versinken in die Namenlosigkeit der Weite, des über den Erdball hingestreuten Erdenvolkes, aber einer besonderen Kulturschicht von freundlicher, reiner Art. Es waren durchaus keine irgendwie bedeutenden Menschen; sie berichteten sich an Sonntagen gern, wo sie die Messe gehört, wie der Pastor 'gepredigt hatte, sie erzählten, wo sie in der| Stadt Tee getrunken, die Königin gesehen, das neue Melodrama, von dem alle Welt sprach, gehört hatten. Sie ergingen sich in ernstest Diskussionen über die Qualität des Landschinkens, frischer Eier, Orangenmarmelade verschiedener Fabriken. Manchmal beteuerte einer oder eine unter ihnen, daß sie das Licht elektrischer Glühbirnen liebten. Daß sie das Automobil der Kutsche vorzogen. Oder auch umgekehrt. Sie hatten englische Anschauungen,

für den Gebrauch der Masse bereitet. Sie brachten sie, ohne Schärfe gegen Andersmeinende, zum Ausdruck. Man vermochte sie schwer zu überreden, man ließ es auch bleiben. Es wäre verfehlt gewesen, mit ihnen über kontinentale Themen zu debattieren. Sie waren Engländer, sie gravitierten nach England. Uns umfing Londons Zauberatmosphäre, der liebliche Hauch der Gärten um die riesige Stadt; über uns zog der wunderbare Atem des nahen Meeres vor der Themsemündung; um mich lebte das Inselvolk, dieses seltsam beschränkte und doch weitblickende beseelte Kulturvolk der Erde, das immerhin einigen Respekt vor dem Mitmenschen hatte, die Formen kannte und wahrte, unter denen Menschen sich zusammenfinden können; das Volk, das den Club erfunden hatte, dem Fremdesten ein Heim bei sich bereitete, ja dem Exilierten, der zu den Gesetzen seines eigenen Landes, und sogar zu den politischen Grundsätzen dieses Insellandes England in tödlichem Gegensatz stand, großmütig ein Heim gewährte; und ich hätte in mancher Nacht an dem offenen Fenster meiner Stube sitzend, unbedenklich meine Hoffnung, jemals solche engere Gemeinschaft mit einem Menschen, dort, woher ich kam, zu finden, eingetauscht für die Dauer dieses Lebens, um in einer durch den Zufall so willkürlich zusammengewürfelten Menschengruppe weiterzuleben, in dieser Stadt, in diesem Land, unter Engländern . . .

■

Etwas wie Humor umgab zuweilen Ereignisse, Gestalten, Erfahrungen und innige nachdenkliche Reflexion. Humor —, vielleicht war dieses Gefühl, das Zuspät! ein günstiger Nährboden für ihn. Der melancholische Hauch, der die pathetischen Figuren Dickens umwob, als gewönnen sie erst Reiz, Leben, ihre reife bunte melancholische Schönheit durch die Trauer, den Verzicht, so wie die vom Meer aufströmenden, über die Themse, die Stadt ziehenden Nebel, sich über die Zeit legten, Tage, Stunden, ja die Zukunft mit zweideutigem Schimmer begnadeten, die den Tod selbst wie einen lockenden Aufenthalt in einem geheimnisvoll reizenden Land, einem sagenhaften erscheinen ließen. Mir war oft, als erkenne ich nun erst, da es ja augenscheinlich schon zu spät war, sie zu genießen, die Welt; und bloß daran, daß mir manche irre Erscheinung in einem

neuen ungetrübten innigen Verhältnis zu meinem eigenen Wesen erschien, eben in jenem Verhältnis, das den Humor bedingt, merkte ich, wie das Weltbild sich mir verschoben hatte, erträglichere Distanz zur Welt, den Menschen und dem Leben, die ich bisher so nahe, so schmerzlich nahe an meinem Körper empfunden hatte — die Augen hatten mir ja oft vor Schmerzen getränt, so nahe hatten Menschen, Ereignisse, Erlebnisse, mein eigenes tiefes Leben vor meinen Augen gestanden!

Die Komik, die Drolligkeit des Lebens, wie hatte ich sie bisher übersehen können! Jetzt fielen sie mir förmlich in die Augen. Ich hatte ein gutes Gefühl für die Menschen meiner Umgebung, und ihre Schwächen stießen mich nicht ab. Das war es. Oder war es das Alter, das sich meiner zu bemächtigen anfang? Daß mein Unterbewußtsein mir suggerierte: es lohne sich ja nicht mehr, die Dinge allzu ernst zu nehmen, da sie ja bald aufhören würden, die schmerzhaften Dinge der äußeren Existenz. Gleichgültigkeit gegenüber den Menschen, Ereignissen, Erlebnissen war dies keineswegs. Die Erkenntnis, daß die Menschen, auch in ihren, dem eigenen Gefühl verwandtesten Exemplaren ewig zu unvollkommen und zu unreif sein werden, um das Ideal aufzurichten, dessen trübe Parodie sie in ihrem Leben, dem Leben der Gesellschaft, des religiösen Gemeinwesens, der Sippe, des Staates herzustellen eben noch imstande waren, — dies verlieh die Gabe, ohne Zorn und Enttäuschung, mit heiter-feuchtem Auge, den Dingen des Lebens zuzusehn, deren Vollkommenheit, definitive, menschenwürdige Form zu schauen dem irdischen Blick wohl niemals gegeben sein wird. Unmerklich, so lange und hoffnungslos verschüttet, übertönt durch oberflächliche Sehnsüchte und Enttäuschungen hatte der soziale Trieb die Wandlungen der Zeitströmung mitgemacht. In dieser Erkenntnis des Humors der Dinge manifestierte er sich schüchtern. Doch es war nicht zu erkennen, ob er die Form, die mein Leben neu zu gewinnen versuchte, bedingen würde, festigen, entscheiden könnte. In dem Lande, das ich liebte, unter den Menschen, die mir verwandt zu sein schienen, in der Stadt, die mir fast Heimatsgefühl gab, verwandelte sich mein Weltbild während eines Sommers auf seltsame Weise.

Dies sind die Elemente des Humors: Ich weiß wohl, wie ich es mir wünschte. Weder ihr könnt es, noch ich kann es so gestalten. Nie werde ich es erleben, daß es wird, wie es sein müßte. Wie bemitleide ich euch darum, daß es niemals so sein wird. Wie bemitleide ich euch darum, daß ihr nicht wißt, wie es sein müßte. Gott erhalte euch in eurer seligen Unschuld, in eurer unseligen Schuld, die Unwissenheit ist, und in der ihr es euch schlecht und recht mit Behagen eingerichtet habt, so daß ihr immerhin noch leben könnt. Mit ein wenig Hoffnung, mit ein wenig Resignation — leben.

*

Das furchtbar bittere Buch, das ich eben beendet hatte, und das wie ein Wegweiser in eine Sackgasse den Titel: „Worauf wartest du?“ führte, enthielt keine Spur von Humor. Ich erlebte knapp nach seiner Vollendung etwas, das mir das Zentnergewicht von der Brust hob, sozusagen das Haus am Ende der Sackgasse umwarf und demolierte, so daß ich dahinter das freie, lachende Feld gewahrte. Ich werde über dieses Erlebnis, es war die erste Begegnung mit der Frau, die später meine Gefährtin werden sollte, in einem besonderen Kapitel berichten. Es war ein Erlebnis erster Ordnung, ein hohes schönes Mal, hoch am Rande des Lebens. Daß es ein Jahrzehnt später im Sumpf, in niedrigem, niederstem endete, tut nichts zur Sache, gehört jedenfalls nicht hierher. Es wird, wie gesagt, ein Kapitel für sich werden. Auf alle Fälle aber sei schon in diesem Zusammenhange die beglückende Befreiung berichtet, die jenen englischen Sommer mit beschwingten Himmelsaugenblicken wie ein zartes, glitzerndes Gemälde, Bild der von Sonne überglänzten Meeresfläche sprenkelte — von meiner Welt fielen die Fesseln, etwas wurde locker im Herzen, in der Hand, warmer, menschlicher Strom, Natürlicherwerden des Empfindens, des Ausdruckes, Fühlung war gewonnen mit Allen, der Gesamtheit der Menschen, Einsamkeit wurde bunter, lustig, sozusagen von innen durchleuchtet und transparent und doch — und doch auf dem Grunde das Nimmermehr, das Rabengekrächz Nevermore, das Wissen von der steten drohenden Vernichtung jeglicher Hoffnung, jeglichen Aufschwungs; Chaos; Zurücksinken ins Verderben.

Zuweilen ging ich mit einer kleinen warmgebrannten Pfeife im

Mundwinkel, schmunzelnd und immerhin fähig, durch den anderen Mundwinkel hie und da einen leisen Pfiff des Behagens auszustoßen, durch die Straßen, die Menge, und genoß Monotonie wie zuweilen auftauchende amüsante Ausnahmen von der Regel nach Herzenslust.

Die freundlichen Glocken der alten Bow-Kirche, die Dick Whittington sein Schicksal in die Ohren gesummt hatten, gaben auch mir das Geleit durch die Stadt, in der es wahrlich nicht schwer gewesen wäre, als Bürger unter Bürgern zu leben. Wäre es mir schwerer gefallen, mich aus einem Kontinentalen in einen Insulaner zu verwandeln? Zwischen jedem Engländer und jedem Kontinentalen östlich oder westlich von England liegt ja der Kanal. Da waren Mißverständnisse. Konnte man sie überbrücken? Gewiß war der Engländer nicht um vieles besser als der Mensch überhaupt es ist.^v Allein die „Gentleness“ in seinem Wesen, die Formen, die er dem äußeren Leben zu geben verstand, brachten es zuwege, daß man die Mängel der menschlichen Natur für Augenblicke übersehen konnte.

Zuweilen geriet man ins Schwärmen. Ins Schauen, in Bewunderung, ins Sichwundern, auch über die Toleranz, die man plötzlich Erscheinungen gegenüber betätigte, solchen Erscheinungen gegenüber, die auf dem Kontinent erregten Widerspruch hervorgerufen hätten. — Die Waisenknaben aus dem Findelhaus gingen in ihren vertikal geteilten Zweifarben-Uniformen durch die Menge der redlich geborenen und aufgewachsenen Staatsbürger. — Aus der großen Leihbibliothek holten sich Ladies, wie der überbürdete und erschöpfte Clerk mitteilte, seit Jahren Tag um Tag einen neuen Roman, der ihr Leben in der Vorstadtvilla restlos ausfüllte, — während das Themseufer entlang unter den wunderbaren Luxushotels verhungerte Frauen in Lumpen und mit Bindfaden an die Sohlen gebundenen Zeitungspapiersandalen, im Regen, Nebel und wohl auch Schnee ihre¹ Verzweiflung spazierenführten. — Oben im Hotel stand der vornehme alte Herr, spät nachts ganz allein im Lesezimmer geblieben, ehrfürchtig von seinem Sessel auf, weil die Musikkapelle irgendwo weit weg im Speisesaal mit der Königshymne den Tag abschloß. — Im Sonnenbrand trat seine Lordschaft aus dem Gitter, das seinen wundervollen Park umgab, auf die Landstraße hinaus und hielt den schwitzenden Schotter-

arbeitern, die die Steine vor seiner Lordschaft Park klopften, eine Predigt über die bevorstehende Wiederkunft Christi, der in einer förmlichen Glorie von unerwarteter Pracht unter den Menschen erscheinen wird — und die Schotterarbeiter bedankten sich bei dem nach vollbrachter Predigt zufrieden hinter seinem Parkgitter verschwindenden Gentleman mit höflichem Dank . . .

Hier, in der Stadt, in der Nähe des Marmorbogens, wo die Sonntagnachmittagsredner von Gott, von Marx, von Buddha, von Confucius, von allen Lüsten, Begierden und Schrecken der irdischen und jenseitigen Hölle Zeugnis ablegten — es war nicht lange her, da stand hier in der Nachbarschaft Tyburntree, der Galgen, und ein wohlmeinender Bürger dieser seltsamsten aller Städte hatte dem Magistrat ein rundes Sümmchen hinterlassen, damit vom Ertrage der Zinsen jedem armen Sünder auf seinem letzten Wege ein Bukett aus duftenden Blumen überreicht werde, letzter Gruß von der Schönheit dieser Welt!

Und die alte Kutsche aus der viktorianischen Zeit in der Allee bei Rottenrow. — Und die Bibelverse in der Untergrundbahn. — Und die kleinen polnischen Juden im Ostende der Stadt, die in ihrem Lieblingstheater, während der jiddischen Tragödie, Orangen aßen. — Und mein vornehmer Freund im Westend, der Feudalaristokratie entstammend, aber arm, und die äußeren Konturen seiner Existenz peinlich aber nicht ohne selbstzersetzende Ironie den Anforderungen seines Standes und seiner Kaste anpassend. — Und der herrliche Bronzekopf eines römischen Kriegers aus dem Bolsenasee, vier Jahrhunderte älter als unsere Zeitrechnung, aber porträtähnliches Konterfei eines der jungen Clubmen der Hocharistokratie, die man jeden Mittag durch Piccadilly gehen sehen konnte. — Und Hypnos, der magische Kopf mit einem Flügel — wo hätte der sein können, als hier in London; welches Volk der Erde hätte ihn noch aufzubewahren verstanden als dieses, das die Präraffaeliten hervorgebracht hatte, Millais, Rossetti, Watts und den wunderbaren Dyce, von dem „Pegwell-bay“, mein Lieblingsbild, in der Tate-Galerie hing, neben den anderen wunderbaren, geheimnisvoll puritanisch trockenen, gottesfürchtig wirklichkeitsbesessenen Werken dieser ewig denkwürdigen Künstlerschar!

Wie liebte ich sie, die Toten der Bruderschaft! Obzwar ich ja

wußte, daß sich hinter ihrem unerhörten, von englischer Vornehmheit durchdrungenen Künstlertum kleinliche Charakterzüge, an unwesentlicheren Menschen so bitter gehaßte, Neid, Scheelsucht, Unzuverlässigkeit verborgen hielten. —

Kleine Kirche in Margaret-street mit deinen bunten Fenstern von Burne-Jones! Galerie in der südlichen Vorstadt Dulwich, unter alten Eichen, Platanen verborgene! Kew-gardens mit euren langgestreckten Glashäusern, die alle Wunderwerke der phantastischen Schöpfung aufbewahren — und an euch vorüberfließend: die schmale Themse mit den Reihen lampiongeschmückter Hausboote: leichten, luftigen Sommerbaracken, vor denen zartgekleidete Frauen in eine unwirkliche Landschaft hinausträumen!

Die Themse vor Hammersmith, Morris' Haus am Ufer und die Erinnerung an die Abtei, in der dieser herrliche Geist das Handwerk, das seit dem Mittelalter zu Schaden gekommen, den hohen Künsten gleich in die Höhe führte. — Die Themse, die kleine, bescheidene Wasserader, die mit solch geheimnisvoller Gewalt jählings zum Strom anschwillt vor dem Parlamentpalast, bald darauf, unter den Eisenpfeilern der Cannon-street-Eisenbahnbrücke, die wie Tempelsäulen von Ephesos ragen, sich zu einem See verbreitert, um jenseits Greenwich und seiner Sternwarte, die auf hohem Hügel der Mittelpunkt der Welt geheißen ist, vollends zum Meere zu werden . . .

Und dann: die Nächte in den Rattenlöchern der ostindischen Docks, Streifen durch chinesische Spelunken, Hehlernester, niedrige Kneipen der Malaïen, der Lascars, unbekannte Winkel, selbst der Geheimpolizei verborgen . . .

Und dann: ihr Tage in der Gartenstadt Letchworth, der stillen. In den Wunderklöstern, den Kreuzgängen und Rasenhöfen des versunkenen Oxford, durch das die Glocken hallen, in mittelalterlichen Gewändern Scholaren disputierend sich ergehen. Mystisches Halbdunkel der Kathedrale von Canterbury, der Pilgerstadt. Cornwall — die Felsenküste mit ihrem Leuchtturm, die zerklüfteten sonderbaren Riffe im Wasser und auf dem Lande, über die das Leuchtturmlicht Gespenster fliegen läßt — aus den heulenden Bergen steigen reitende Nebelschwaden über das Heidekraut . . . Versunkene Gärten von Kent mit alten Säulen, auf denen Sonnen-

uhren sind, geruhssame Zeit, verschwindende Jahre, zu Ende gehendes Zeitalter unbeirrt und treu anzeigend, wenn die Sonne scheint, scheintot, doch ruhend, wenn der Himmel trübe, auf Sonne wartend, um die Pflicht zu erfüllen, die nur erfüllt werden kann, wenn die Sonne scheint . . .

•

An einem Tage im Sommer 1910 sah ich den Emigranten mit Frau und Kind im Regen an einer Straßenecke vor einem Polizisten stehen. Es war Sonntag nachmittag, und der Emigrant, ein armseliger Proletarier, hielt, wohl um sich zu legitimieren, eine Handvoll kanadischer Farmprospekte dem feisten, blauen Bobby vor die Augen. An diesem Tage, den ich in London verlebte, schlug mein Gefühl für die Welt fast zu lebhaft an mein Herz. Am Vormittag war ich mit den beiden Kanadierinnen, der alten Frau und der jungen Tochter, im Hyde-Park gewesen. Da faßte ich den Plan zu meiner Amerika-Reise. Fast ein Jahr dauerte es noch, und Erlebnisse mancher Art haben dieses Jahr gezeichnet. Aber dann sah ich Kanada, das Gelobte Land der Armen Europas, das Weizen, Brot, Leben spendende Land, den neuen Kontinent, den ich als ein Sehnsüchtiger betrat und als Wissender, gefestigt und beglückt verließ. Zum erstenmal seit jenen fernen Pariser Lehrjahren, zu Füßen meines Meisters Sebastian Faure verbracht, war ich wieder durchdrungen vom starken, jählings wie die Themse anschwellenden, ganz mich ausfüllenden Strom der Menschennähe — dieser verschütteten, nun emporbrechenden Liebe zum Dienste an dem Mitmenschen. Diesem seit der Jugendzeit so oft unterbrochenen, versiegten, erst in den steinernen Wällen der Engländerstadt, jetzt aber auf den unendlichen, von Sonnenaufgang bis Untergang durchmessenen Prärien mich ganz durchbrausenden Gefühl! Keime mit sich führender Wind der Unendlichkeit; von Meer zu Meer, über Urwälder, Seen, unabsehbare Weizenfelder, Felsenberge ziehender Wind, den Menschen zu Häupten, Genosse und verwandt dem von Aufgang zu Untergang, vom Untergang zu Aufgang streifenden Weltgefühl in meiner nie zur Ruhe kommenden, irrenden, beängstigten, nach dem magnetischen Pol schwankenden Seele. Die Weite, die Fahrt,

die unermessene Welt — in ihr fand der Instinkt endlich den geahnten, verheißenen Pol; schwankend eine Weile, stand er still und fest und hat seither nicht mehr die Richtung verloren.

■

In einer Sommernacht, vom obersten Verdeck des dröhnenden Schiffes, das sich über versunkene Kontinente des rollenden, lebendigen, atmenden Meeres seinen Weg vorwärts bahnte, erblickte ich zum ersten Male die Unendlichkeit des Sternenhimmels.

Atlantic!

Bald darauf, in sausendem Überlandzug von Meer zu Meer, durch Wälder, Prärien, Felsengebirge, die weite Wildnis, tobende Vielfalt des kaum erschlossenen Kontinents. Amerika!

Zum erstenmal fielen vom Tisch des Lebens keine Brosamen mehr, karges Almosen für mich ab — zum erstenmal saß ich und tafelte und schmauste und genoß die unendliche Fülle der schrankenlosen Welt!

Oh, von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang fahren, das Herz von Lust der Weite überströmend, die Augen überquellend vom Glanz des unermesslichen Lichtes — den angeborenen Rhythmus der Bewegung erkennen, zum erstenmal den Pendelschlag der unendlichen Weite, Fülle des Lichtes als Rhythmus des eigenen Herzens erkennen!

Und das Eine bewußt und tief zu erleben: daß diese Reise keine Flucht, Flucht vor mir selber war, zum erstenmal nicht mehr Flucht vor mir selber, sondern das Gegenteil: Verweilen, Erfassen, tiefes Erschauen, Arbeit! Das Gelübde an die Welt nicht stumm mehr, sondern es hinausströmen lassen, in die Welt zurück, Einatmen und Ausatmen, der Kreislauf geschlossen, der durch das eigene Herz und das Herz Aller geht, aller Menschen Herz im gleichen Rhythmus mit dem eigenen Schlage fühlen —

So lebte, sah, fühlte und schrieb ich, während ich den nord-amerikanischen Kontinent von Osten nach Westen durchstreifte, von Quebec bis Vancouver, von Ort zu Ort, durch große Städte, kleine, durch Wälder, Einöden, grenzenlose Weizenfelder, wilde Ufer meerähnlicher Seen, zerklüftete steiler, riesiger, sich emporreckender Felsengebirge, liebliche Landschaften, tropisch fast, die Kathedralen gigantischer Zedernwälder, allein mit der Natur, mit

mir selbst, dann gesellig unter dem abenteuerlichen Völkergemisch des gärenden, unfertigen, brandenden Landes; die Weststaaten der Union entlang vom Norden Vancouvers nach dem Süden Kaliforniens San Francisco, und die Strecke vom Stillen Ozean zurück nach dem Atlantic, wieder durch gewaltige Städte, endloses fruchtbares Farmland, die gelbe Sahara Arizonas, den Mississippi durchquerend, zu den Zwingburgen, den Industrielhöhlen der mittleren Staaten — Kansas, Chicago, dann nach New York: Rast an der dröhnend schwingenden Wiege einer neuen Menschheitsepoche — zuletzt, gesättigt und gestählt, mit dem Gerüst einer neuen Tüchtigkeit, aufsteigender Kampfbereitschaft zurück nach dem alten Europa, zu den Anfängen einer neuen, keimenden, gewalttätig aufblühenden Form des Erdendaseins —

— und all dies unmittelbar nach dem Buch, das ich „Worauf wartest du?“ benannt hatte.

*

Erinnere ich mich der acht Monate, die ich auf der neuen Erde dieser berausenden Welt leben durfte, zwischen Atlantic und Pacific, inmitten des werdenden Volkes des britischen Nordamerika und des schon zur ersten Form gelangten der nordamerikanischen Staatenunion, so tauchen wie aus einem Nebel Landschaften, Individuen, Erdformationen und Gesellschaftsformen auf, all dies ist untereinander verwandt, voneinander bedingt, untrennbar ineinander gewoben und verwachsen. Der politische Mensch Amerikas, dem der riesige, unausgebeutete Kontinent als Erbe nach den systematisch zugrunde gerichteten Stämmen der armen rothhäutigen Urbewohner zugefallen ist; der von intermittenten Gewissensbissen geplagte Erbe der puritanischen Stammväter; der zügellose Tramp, dem die Weite gehört; und der flüchtige Besucher, staunend, ironisch und doch mitgerissen angesichts so vielen naiven Überschwangs, so vieler unlösbarer Widersprüche; der leergeblutete Sklave, erniedrigte europäische Paria der Stahl-, der Erd-, der Schlacht-, der Bergwerke, der mit seinen wenigen ergatterten Dollars bald das Weite zu suchen gedenkt, zurückstrebt zur harten Heimat, die doch milder ist, als diese harte Fremde; der Farmer, der die jungfräuliche Erde mit der Wollust des Besitzers zum ersten Male umbricht; der grämliche verzweifelte Künstler, Ge-

lehrte, Intellektuelle, der den Kulturzentren Europas nachjammert und der helläugige, windgebeizte, sonnegebräunte, in Walts Demokratie großgezogene junge Americano, der seinen stürmischen Puls zu einem neuen, unerhörten, synkopierten Takt bändigt, dem Marschtempo der kommenden Hymne auf eine fernnahende befreite Welt — und der dumpfe wild seines Tages harrende Neger, der gehaßte, hassende, schwärende Pfahl und Fremdkörper in dieser weißen Welt — der seufzende, müdegeborene, sinkende Jude in den L-durchtobten Marterstraßen der Ostseite — all diese Schemen, Gespenster, Visionen, Ausgeburten der Zeit, doch lebendige Menschen, hoffende, leidende, sich betätigende, über sich emporreckende Menschen von Fleisch, Knochen und Blut, sie alle vom Milliardär, dem goldenen Götzen regiert, vom Papiermenschen, dem gelben Handlanger und Parasiten betört und benebelt, vom knöchernsteifen Bußprediger ewig im Schach gehalten, doch aus ungebrochenem, grobem, festem Instinkt gebaut, widerwillig auf halbvertraute, halbbegriffene Schlagworte reagierend —

— sie alle, all dies, eine Welt für sich, blutvoll und in erschrecklicher Realität, tummelt sich, schwindlig, wirbelnd durch meine Erinnerung.

Und auch durch mein Buch, das ich „Amerikareise eines Europäers“ nennen wollte, das aber nach dem Willen meines Verlegers den Titel „Amerika heute und morgen“ erhalten hat.



Wenn ich mich der acht Monate erinnere, jener acht Monate Amerika, — welches sind die wichtigen, dauernden, unauslöschlichen Erlebnisse, die, die für den Anderen, den Leser, ja den Freund und Genossen wenig Bedeutung haben, umso tiefere aber für das eigene unruhige Selbst, das zutiefst erschütterte, das in der Weite sein Ebenbild gesucht und diesmal gefunden hat?

Symbole, Wahrzeichen, Wirklichkeit gewordene Träume steigen auf aus jenen acht Monaten. — Auf einem Felsengrat in den Bergen Britisch-Columbiens zieht sich gegenüber der Bahnstrecke in ungeheurer Höhe ein schmaler in die Berglehne gekerbter Weg, ein Pfad, eine Straße dahin; dort oben bewegt sich winzig ein Zug von Menschen, von schwerbeladenen Pferden, vorwärts; bald

ist der Pfad, die Menschen, der ganze, von der Abendsonne beschienene Zug den Blicken aus dem vorbeiklirrenden Eisenbahnzug entschwunden. —

Im südlichen Kalifornien, beim Aufwachen im Schlafwagen frühmorgens um Vier, drei Reiter auf Bronchos, eine einzelne junge Reiterin, die im Galopp von der fernen Farm zur Station herbeigeritten sind, um die Post abzuholen; der Zug verlangsamt bloß seine Fahrt, ganz nahe kommen die Reiter, kommt die Reiterin heran, dann beschleunigt der Zug seine Bewegung, die Reiter, die Reiterin galoppieren davon, Sonne löst sie in Schimmer auf, in Glast, in staubigen, durchschimmerten Nebel. —

Auf der nebligen Reede oben in Seattle stößt der dunkle Alaska-Dampfer mit winkenden Passagieren vom Pier ab. —

Auf dem Pfeil-See, tief zwischen den Bergen von Idaho schwimmt ein Kanu, in dem ein kleiner Indianerjunge und ein blonder deutscher Knabe wild dahinpaddeln, der hinter einer buschigen Bucht versteckten Mennoniten-Kolonie zu, aus der die ersten rötlichen Lichter der rasch hereinbrechenden Herbstnacht zu unserem weißen Dampfer herüberleuchten. —

Der deutsche Photograph mit Novaliszügen, aus Altoona, der Stadt in der Kornkammer Manitoba. — Der junge, auf Lebenszeit eingekerkerte Sträfling in St. Quintins Palmenhof, heller, blauäugiger, freundlich lächelnder Führer durch das Zuchthaus. — Die lebhafteste, lebensdurstige geschiedene Frau im Felsenhotel von Banff, bei den Schwefelquellen der Rockies, und der drollige norwegische Polarreisende, der im Eskimokostüm zur Abendtafel erscheint, um Eindruck zu machen. — In Chicago: die Gala-Vorstellung der „Traviata“ in der Oper, juwelenstarrende, pagodenähnliche Milliardärsfrauen in den Logen, mürrisch, kalt und großartig um sich blickend, draußen aber derweil, auf der Michiganzeile die verhungerten Frauen der Streikenden, bettelnd, in zerissenem Schuhwerk, im Schneenebel des beginnenden Winters vorwärtstrabend —

In New York zuletzt die Anarchisten und ihr Kreis. Russische, polnische, deutsche, italienische Rebellen, in einer Gemeinschaft der Auflehnung zusammengehalten durch Gefühl, Wissen und Theorie, Glaube an die Zukunft der Menschen, Auflehnung gegen

die riesenhaft anschwellende Macht der in Wall-street thronenden allmächtigen Ausbeuterkaste. Die wunderbaren alten Achtundvierziger — Revolutionäre, Sozialisten und Demokraten, in der vergeblichen Erwartung des Anbruchs einer neuen Zeit ergraut, gebeugt, taub, blind und arm geworden, doch innerlich ungebrochen, voll Feuer junger Vitalität. Menschen: Emma Goldmann, Walts Freund Horaz Traubel, Jack London im Sonnenaufgangsklub, Upton Sinclair, Alexander Jonas, La Follette und Edison — wie könnte ich sie alle ordnen, sichten, nüchtern herzählen — Eindrücke, vorüberziehende Schatten auf eine feste, vor meinem Leben jäh emporgestiegene Mauer projiziert — diese Wand, stark und formidabel, die mein früheres Sein von meinem zukünftigen abzutrennen schien.

Die Gegenwart war belebt, beglückt, wie von einem fernen Schimmer, der aus der Zukunft herüberdrang. Alles Erlebte, Land und Menschen, unwirklich gemacht durch dieses Gefühl, dieses ferne Ungeahnte, das die Illusion nährte, stärker, zwingender werden ließ Tag um Tag — Sehnsucht nach einem einzigen Menschen in der Ferne, in Erwartung des vollendeten Werkes, das zur Rückkehr berechtigen sollte, eines dauernden guten Werkes, das die Bahn zeigen sollte in eine hellere, glücklichere Zukunft.

*

An einem Januartage, wenige Wochen vor meiner Heimfahrt nach Europa, erhielt ich in New York ein Kabel aus meiner Vaterstadt. Meine Mutter war gestorben.

In all diesen letzten Jahren hatte ich wenig von ihr gehört. Auf meine spärlichen Briefe kühle, absichtlich erkältende Antworten erhalten. An meine Heimatadresse angekommene Briefe mit verstellter Handschrift an mich weiter adressiert, damit es den Anschein habe, als habe jemand anderer sie an mich weitergeleitet. Auf mein Schreiben, das meine Amerikareise ankündete, hatte sie mit skeptischen, zerstörenden Zeilen geantwortet; es war die letzte Nachricht, die ich von meiner Mutter bekommen hatte.

Ein Januartag, Blizzard; im Schneesturm fuhr ich nach dem Strand von Far Rockaway auf Long-Island hinaus, dort blieb ich im Sturm und Eis bis zum Sonnenuntergang an der wild auf-rauschenden winterlichen See. Im ätzenden Sturmwind stundenlang

den Strand auf und nieder. Abends kehrte ich nach New York zurück. Ich hatte, eisig, ernst und nüchtern meinem Leben ins Auge geblickt. Mir war es, als wäre mit diesem Tode die letzte Fessel gefallen, die mich an mein vergangenes Leben gebunden hielt. Als wäre alles Feindliche, Schmerzhafte, Not und Ungerechtigkeit aus der Welt gegangen.

Ich suchte am Broadway eine kleine Weinstube auf, saß bei einer Flasche warmen Weins bis in die späte Nacht.

Mein Buch wurde gut. Ich fühlte pulsierende Schaffenslust, Freiheit, Freude. Seit dem Tode meines treuen, gütigen Vaters war ich ja im Grunde verwaist, nun war also auch meine Mutter nicht mehr. In der Ferne lebte ein Wesen, an das ich mit Liebe dachte. Zwischen Gestern und Morgen erhob sich eine Wand, die das Wort „Liebe“ trug. Eben jene stille Mauer, die Gestern von Morgen trennte, auf die das Heute seine Phantome, vorüberhuschende Visionen projizierte.

Noch blieben Kampf, Niedertracht, Ungewißheit in Hülle und Fülle übrig. Ich wußte ja unter anderem auch genau, wessen ich mich von seiten der „Hinterbliebenen“ versehen durfte. Was mir in der Heimat bevorstand. An all dies dachte ich. Auch daran, daß ich bald auf den Markt zurückkehren würde, aus dem Weiten, Ungebundenen auf den Markt. An all dies dachte ich. Die Erschütterung, die die Auflösung eines fast übersinnlichen Bundes zwischen meinem lebenden Körper und dem nun leblosen, der mich einst geboren hatte, hätte verursachen müssen, blieb aus — längst waren ja die Seelen einander entfremdet, jede schwebend in ihrer eigenen Sphäre, Atmosphäre.

Ruhig und gestärkt kehrte ich in dieser Nacht in mein kleines Zimmer an der 33. Straße heim. Früh am nächsten Morgen besuchte mich mein Freund, ein junger Neger. Wir gingen in den Stadtteil jenseits des Negergürtels, ins Negerghetto der mächtigen weißen Stadt. Ich verbrachte einen Tag unter den verstoßenen Kindern der verfemten Rasse, naiven, gutmütigen, undisziplinierten, vom Überschwang des Gefühls und der Einbildung bebeden, unglücklichen, aber zugleich vor Lebenslust jauchzenden, rebellischen Menschen.

Jahre des Krieges.

Es waren schon zwei Jahre vergangen, seit ich aus Amerika zurückgekehrt war, als die Zeit sich wendete, so daß mit einemmal das Gorgonenantlitz der Menschheit den Menschen anstarrte, das verzerrte Angesicht des Nächsten mit dem eigenen trostlos verzerrten Gesicht aus dem Spiegel der Zeit dem erschrockenen Herzen tödlich entgegengrinste. Als der Krieg ausbrach, hatte der fühlende Mensch dieses Zeitalters einen Schlag vor die Stirn erhalten. Das Irrationale! Der Trieb zur Vernichtung — Triebfeder des Menschheitsgeschickes! Was geschah in den ersten Wochen, in jenen ersten Monaten des Krieges mit uns Menschen Europas? In diesem abgrundtiefen Erschrecken vor sich selber, vor den unerforschten Gesetzen! Auf einmal wurde es offenbar, wie unbedingt, wie willenlos der Einzelne wie die Gesamtheit diesen Gesetzen untertan war — unerforschter, ungeahnter Gesetzmäßigkeit, deren Auswirkungen, je länger der Krieg anhielt, um so tiefer erschütterten! Unbegreiflich, wie man diese Monate aushalten konnte! Um das Neujahr 1915 dauerte der Krieg noch an...

Daß der Krieg die Körper der Menschen in seine Gewalt gezwungen hatte, ging noch an. Die Gesetze des Körpers waren den Gesetzen des Krieges verwandt, wie im Grunde auch die ökonomischen Grundgesetze der Gesellschaft. Alle Kräfte des geheimen Seins, des tiefen Ichs aber widersprachen dem Zustand des Krieges mit derselben Vehemenz, wie die geistigen Prinzipien, die moralischen Bedingungen zwischen Mensch und Mensch. Über die Ursachen, die den Krieg aufkeimen ließen, das wilde berserkerhafte Amoklaufen von Nation zu Nation entfachten, geht heute noch schamloses, widerwärtiges Gezänk in der Welt um. Über die wesentliche physiologische Ursache des Krieges ist aber noch zuwenig ausgesagt worden. Die Chemie der Menschennatur zu analysieren, dem Leben des Menschen jene seelischen Nährstoffe zuzuführen, die diese weltalte Krankheit endlich tilgen könnten, daran denkt niemand. Merkwür-

dige Trägheit des Gewissens, der Wissenschaft, an der die seelische Kultur des Weltteils bereits in die Brüche gegangen ist!

*

Lieulich, sonnenbeglänzt vergingen die Sommerwochen, die den Weltkrieg entstehen sahen, im Paradies der Insel Wight. Ventnor ist ein wunderbar milder, an dem Abhang der hügeligen Küste im Süden der Insel gelegener Ort. Aus blanken, glitzernden Fensterscheiben blickt er weit über den Kanal. Eine kleine, die Hügel hinauf sich schlängelnde Zeile von anmutigen alten Villen und Hotels beherbergt Sommer und Winter stille, friedliche Bewohnerschaft. An dieser Stelle ist das Meer blau und sonnig wie an der Riviera, kann aber stürmisch und aufbrausend werden wie die Nordsee an ihren rauhesten Küsten. Unweit von Ventnor verbirgt sich das liebliche Bonchurch, unter Rosen ganz versunken, mit dem altertümlichen Friedhof, in dem Swinburne begraben liegt; auf der hohen Klippe aber unweit Ventnor, auf der Wiesendecke der Klippe liegend, kann man die riesigen Schiffe des Atlantic in der Ferne weiß wie tief fliegende Möwen zwischen England und Frankreich dahinstreifen sehen.

Am Fuße der Klippe das kleine verzauberte alte Haus mit seinen schimmernden ausgebuchteten Erkerfenstern ist auf einer Terrasse über dem Wasser von zwei putzigen alten Kanonen geschützt. Was haben die dort zu suchen? Ein hoher Mast erhebt sich neben ihnen, aber die englische Flagge weht nicht auf ihm. Es ist Anfang Juli, und Fremde strömen in den Ort. Von Liegestühlen der kleine Strand überflutet. Photographen gehen, mühsam ihre Apparate durch den Sand schleifend, von Liegestuhl zu Liegestuhl und machen gute Geschäfte. Unter Engländern und Kolonialvolk hört man, mitunter zu laut, Deutsche.

Eines Tages sieht man in einer Ecke des Hotels, wo wir wohnen, tuschelnde Gruppen. An den Tischen ringsum sitzen Frauen, die sonst nie beisammen zu sehen waren, verängstigt, schweigend. Die Männer in der Ecke, die tuschelnden Gruppen, es sind Deutsche, beraten schleunige Heimfahrt.

Der Bootsvermieter unten am Strand hängt ein Plakat an die Wand seiner Bude: das Gerücht von einem nahenden Krieg hat

den Benzinpreis derart in die Höhe getrieben, daß er sein Motorboot kaum noch vermieten kann. Die drei schönen, wettergebräunten, gewaltigen Söhne des Bootsvermieters stehen mit grimmig verschränkten Armen untätig da und schauen mit mißbilligenden Augen zu den oben auf dem Steindamm Promenierenden hinauf, von denen keiner das Boot mieten will.

Eines Tages gewahren wir von jener hohen Klippe, die weit über das Meer blickt, wie an der Portsmouthseite der Insel ein höllisches Gerippe gleich dem Stachelleib eines Urzeitfisches aus den Fluten taucht. S. M. des Königs Flotte droht dort in der Sonne, eine unendliche Reihe von Schiffen, sie verdoppelt sich, formt sich zu immer neuen geometrischen Formen. Es ist Ende Juli, die Atmosphäre voll von Krieg. —

Am 4. August sind wir in London, meine Gefährtin und ich. Zuletzt waren wir vor anderthalb Jahren in dieser Stadt, um uns auf dem Standesamt des Distriktes St. Giles trauen zu lassen. Mein altes Boardinghouse ist voll besetzt. In drei Tagen erst wird ein Zimmer frei. Am 4. August stehen wir nachts auf Trafalgar-Square. Der riesige Platz ist aufgewirbelt, von Menschen überflutet, von fahnenschwenkenden Kolonnen durchzogen, die, laut, in empörter oder entzückter Lust vom Strand, von Whitehall, von Piccadilly, von St. Martins her, sich ins steinerne Tal, aus dem die Nelsonsäule emporragt, ergossen haben, das Becken um die hohe Säule ganz ausfüllend. Belgische Fahnen, französische Fahnen, das Banner des geeinten Englands . . . italienische Flaggen schon im Zuge! Dazu Gesang! Stampfendes Getöse von 10000, 20000, 30000 Marschierenden:

„Rule, Britannia, Britannia, rule the waves
Britons never, never, never will be slaves . . .“

Um Mitternacht ist England in den Krieg eingetreten. Noch hat das Volk die Verblüffung, sein Erschauern nicht abgetan. Noch weiß es nicht, was es bedeutet: in den Krieg eingetreten zu sein, was ihm bevorsteht. Doch erbebt schon leise zuckend wie von fernem Gewitter die Atmosphäre in Konvulsionen vom Flügel-schlag des ungekannten, ungeheueren Kommenden.

Im kleinen schönen Haus am Bedford-Platz sind wir unter

Engländern und Kolonialvolk die einzigen aus Deutschland und zuerst schweigsam, mißtrauisch und feindselig gemieden. Allein von Miß Carolyne, der alten Dame, gütig und mitleidig betreut, sitzen wir da. Unser Geld ist nichts wert. Man erklärt uns, es sei das Papier nicht wert, auf das es gedruckt sei. Wir können nicht vorwärts, wir können nicht zurück. Meine Gefährtin kämpft mit Tränen, Entsetzen. Ihr Bruder ist Offizier im deutschen Generalstab. Was wird mit ihm geschehen. Tagsüber streifen wir durch die Straßen, in denen sich die zunehmende Kriegsstimmung mehr und mehr bemerkbar macht. Dieses nur an ferne Kolonialkriege gewöhnte Volk fühlt mit einemmal den eisernen Griff vom anderen Ufer des Kanals her drohend nach seiner Gurgel tasten, ein Teil erhebt sich, spannt die Brust, ballt die Fäuste, bricht in wilde Gewaltrufe aus. Aber auf der anderen Seite regt sich das tiefe Gewissen der Gerechtigkeit, die Seele der Puritaner, der Quäker, der Gottgetreuen. Aus dem Kabinett Asquith, das Deutschland den Krieg erklärt hat, treten drei Minister aus, Morley, Burns und Trevellyan, um an der Schuld der entsetzlichen Entscheidung nicht teilzuhaben. Zersplittert und in Stücke geschlagen das Gewissen des großen Volkes. Die Zeit, in der sich Gott bewähren sollte, ist da, und das namenlose Erschrecken der Guten und Edlen im Lande beweist, daß Gott noch lebt, wiewohl unter der Maske des unerbittlichen Schicksals, in dem die Welt versinken wird.

Ratlos, ohne Geld, ohne die Spur einer Möglichkeit, nach Hause zu kommen, irren wir durch die Straßen dieser Stadt, die ich so sehr liebe. Ein Onkel meiner Gefährtin, Trauzeugen noch vor zwei Jahren, könnte uns wohl helfen, tut es indes nicht, als Beamten der Admiralität würde es ihn ja kompromittieren. Die Zeit verstreicht, noch wenige Tage, und man wird uns Ungarn nicht mehr aus dem Lande heraus auf den Kontinent hinüber lassen. Den deutschen Botschafter Lichnowsky aufzusuchen, daran denkt keiner von uns beiden. Der Konsul der österreichisch-ungarischen Monarchie spricht also zu uns: „Bleiben Sie hier. Was kann Ihnen hier schon geschehen?“ In 6 Wochen ist ja die ganze G'schicht zu End. Bis dahin werden Sie sich doch durchfretten. Nach Berlin wollen Sie? Nächste Woche befinden sich die Kosaken in Berlin, während

Ihnen hier niemand etwas tut. Haben Sie Geduld! In höchstens 6 Wochen ist die G'schicht aus!“ Der amerikanische Konsul: „Trachten Sie so rasch wie möglich fortzukommen. Übermorgen fährt eine Nichte des Kaisers hinüber. Es ist für direkte Verbindung gesorgt. Um 8 Uhr fährt der Zug von der Viktoria-Station ab!“ (Noch immer denkt keiner von uns beiden daran, daß wir ja mit dem Botschafterschiff heimkehren könnten!)

Die Zeitungen bringen riesige Aufschriften. Antwerpen!

Der freundliche Schutzmann an der Ecke unseres kleinen Platzes, ein riesiger irischer Bobby, erkennt in uns, wohl an dem verstörten Gesicht meiner Gefährtin, die Fremden, hält uns an: „Wollen Sie, Sie beide den Krieg? Ich nicht. Was ist das mit Ihrem Kaiser? Er glaubt wohl, er ist Jesus Christus? Wir werden ihm zeigen, daß er es nicht ist.“

Mitten in einer schlaflosen Nacht lassen wir die Bibel für uns sprechen. Ich schlage das alte Buch mit fiebernder Hand auf, lese Jesaja 18, Vers 1—7. Das entscheidet. Wir reisen. —

In unserem Hause wohnt ein alter Offizier aus den Sudan-Kriegen; als es sich im Hause herumgesprochen hat, daß wir morgen zurückfahren werden — Freund Björkman, der Amerikaner, wir sind ihm hier zufällig begegnet, hat uns mit einigen Goldstücken ausgeholfen — kommt der alte Soldat heimlich in unsere Stube, drückt uns eine kleine Schachtel in die Hand: Pepsin-Pastillen. „Sie nähren sich eine nach der anderen hierher in das innere Futter Ihrer Jacke ein, dort wird sie niemand entdecken. Sobald der Hunger so schrecklich geworden ist, daß Sie nichts mehr zu leben finden, trennen Sie jeden Tag die Naht ein wenig auf, nehmen eine Pastille aus dem Futter, lösen sie in Wasser auf, davon können Sie eine Zeitlang existieren.“

Denn in Deutschland herrscht ja Hungersnot, das Nötigste fehlt; schon jetzt, kaum eine Woche nach Kriegsbeginn, Hunger und Seuchen in Deutschland! Furchtbare Berichte in den Zeitungen, aufgespießte belgische Frauen, mit deutschen Bajonetten an die Wand genagelte, gekreuzigte Kinder, abgehackte Hände, und dabei Hunger, Hunger, Aufruhr . . . die Revolution!

Alle Bewohner des lieben alten Hauses stehen auf der Straße, wie wir abfahren. Drüben der silberne Türklopfer an jenem

schönen, vornehmen Hause mit der Heliotroppforte schimmert, sendet einen Abschiedsstrahl zu uns herüber. Das Haus ist verschlossen, seine Bewohner sind fort. Aber diese Menschen mit Miß Carolyne hier auf der Treppe, auf dem Pflaster vor unserem Wagen, diese Inselbewohner, von den Kontinentalen durch einen Kanal getrennt, diese Engländer, kühl und den Völkern, denen wir beide angehören, feindlich — viele von ihnen haben ja Tränen in den Augen! Sie wissen, wir fahren in den Krieg. Man wird uns nie mehr wiedersehen!

*

Am 11. August, mit dem letzten Schiff, auf dem noch Österreicher und Ungarn mitfahren dürfen, verlassen wir den Hafen von Folkestone. In langer Reihe stehen wir auf dem Schiffe aufgefplant. Durch einen dreifachen Kordon von pässerevidierendem Militär müssen wir uns durchwinden, ehe das Schiff den Hafen verläßt. Hie und da schiebt eine Hand einen oder eine aus der Reihe. Wir schwimmen schon weit weg aus dem Hafen hinaus, da sehen wir eine kleine Schar, von blitzenden Bajonetten flankiert, den steilen Weg zur Festung über der Hafenstadt hinaufziehen: das sind die aus unserer Reihe Gestoßenen. Deutsche!

Auf unserem Schiff fahren viele Holländer. Breitbrüstig und laut singen sie die holländische Nationalhymne, sie sind ja neutral. Zwischen die kriegführenden Länder gekeilt, werden sie doch den Krieg nur vom Hörensagen, und wie es sich schon heute ermessen läßt, durch gute Geschäfte erleben. Matrosen gehen auf und ab und verbieten die Benutzung von Ferngläsern. Im Kanal, unweit der Scheldemündung, ist ein Personendampfer bereits auf Minen gelaufen. Weiter drin im Scheldestrom ragt eine Mastspitze aus dem Wasser empor. Wir fahren an der in Blau verschwimmenden Küste Belgiens vorüber. Einmal glaube ich, in der Ferne, zwischen zwei schattig emporragenden Häuserphantomen für einen Augenblick die neblige Straße meines alten lieben Knocke zu erkennen — versunkene Erinnerung in dieser gespenstisch sich emporreckenden Gegenwart.

*

Die Schiebetür des Viehwagens, in dem man uns zusammengepfercht hat, wird beiseitegeschoben. Der holländische Schaffner

steigt zu uns ein. Er schreit, schüttelt die Fäuste über dem Kopf, stiert den entsetzten Frauen, verschüchtert weinenden Kindern ins Gesicht: „Ein einziges lautes Wort und ihr liegt draußen auf den Schienen! Gestern abend sind hier bei uns sechs Belgier mit abgerissenen Ohren über die Grenze geflüchtet gekommen! Ein lautes Wort, und ihr Verdammten werdet sehen, was euch passiert!“ Im Wagen liegt Stroh; die Schiebetür wieder zu. Frauen wimmern leise, beruhigen die Kinder, die einschlafen, jemand raucht in dem Wagen, wildes Protestgeschrei durcheinander. Die gemeinsame Not, und dazu dieses Geschrei Jedes gegen Jeden, dieser Unverstand, jetzt rauchen! Endlich sind wir mitten in der Nacht in Goch; ein guter, dicker, älthlicher Bursche mit rundem, rosigem Gesicht und lächerlich kleiner Kommißmütze auf dem kahl geschorenen Schädel, schiebt die Türe des Viehwagens beiseite und ruft, wie Kasperle, in gemütlichem, sächsischem Ton: „Nu, seid ihr alle da?“

Die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag bis Osnabrück: alle paar Minuten, wilder, klirrend vorüberschießender Gesang. Züge, endlos grau im Nachtnebel, Geschütze, auf denen Zweige schwingende, mit Laub und Blumen geschmückte, singende Soldaten sitzen, an uns vorüber, vorüberklirrend, dröhnend, stampfend hinein in den Westen. Nach einer Stunde ist dies Geräusch, Vorüberklirren, Vorüberstampfen, dieser brüllend aufsteigende, gleich wieder in nichts verflatternde Gesang kaum mehr zu ertragen. Eine Dame, Typus Offizierstochter aus einer Provinzgarnison, spricht überlaut mit einer Krankenpflegerin: von Deutschland, deutscher Kultur, vom Neid der anderen, die diese Kultur nicht besitzen, einer Welt von Feinden und von einer alles überragenden Figur, für die sie göttliche Scheu, die Verehrung der Kreatur für das unbegriffene höhere Wesen zu hegen scheint . . . immer wieder erwähnt sie, die Stimme ehrfürchtig senkend, den Namen: Rudolf Eucken.

*

Stundenlanger Halt in Osnabrück. Aus dem Hotel, in dem wir uns hingelegt haben, gehe ich, seit drei Tagen schlaflos, mit schmerzndem, pochendem Gehirn durch die brütend staubigen heißen Straßen zur Kathedrale. Vor einem Marienbild in einer Seitenkapelle kniet ein feldgrauer Soldat. Draußen auf dem Platz

steht Train, Munitionskolonnen, die auf Beförderung nach der Front warten. Der Trainsoldat kniet ganz in sich versunken vor dem Marienaltar. Einmal hebt er den Kopf, mit einer unendlich rührenden, demütig bittenden Gebärde, zum Bild empor. Seine Finger schieben langsam den Rosenkranz um ein Kügelchen weiter. Es ist ein alter Mann, wie ich sehe, er trägt einen Ehering aus Eisen. Nach ihm verlasse ich die Kirche, die Kolonne hat sich in Bewegung gesetzt.

Zwei Tage, zwei Nächte lang sind wir unterwegs nach Berlin. Die Frauen von Uchtsprunge in der Uckermark haben uns mit Liebesgaben, Lebkuchen und Schokolade beschenkt. Auch eine kleine schwarzweißrote Fahne hat man uns in die Hand gesteckt. In das weiße Feld mit naiver Kinderschrift das Pauluswort: „Haltet fest am Gebet“ geschrieben.

Statt der erwarteten Vision des Schreckens, der durch Berlin galoppierenden Kosakenhorden finden wir eine sommerlich geruhige, sommerlich verlassene Stadt vor. Vom Krieg ist in diesem Berlin nur wenig zu merken. Wenig an der Oberfläche. In den Zeitungen tobt es lauter. Wir erkennen da allerhand bekannte Namen wieder, die sich in dem wild erregten Spiegel der Zeit noch immer in eitlem Selbstbewußtsein zu spiegeln suchen. Einer hat bei Gott sein Schauspielerwams mit dem feldgrauen Kittel vertauscht. Eine erklärt, ihrer (brüchigen) Bühnenlaufbahn entsagen zu wollen, um Kranke pflegen zu können. Auf den Straßen des Westens begegnen wir aufgedonnerten Bürgersfrauen, die sich vor den empörten Blicken vorübergehender Soldaten oder bescheidenerer Proletarierinnen erbleichend seitwärts schlagen. Hier und dort ziehen Gruppen von Männern in Zivil mit Pappschachteln in der Hand, wie Gefangene oder deportierte Sträflinge, vorn und hinten von Bewaffneten geführt und getrieben, durch die Straßen zu dem Bahnhof, neues und immer neues Aufgebot.

Am Tage nach unserer Rückkehr begegne ich einem Zeichner des „Simplicissimus“ Unter den Linden. Der „Simplicissimus“ hat sein Erscheinen eingestellt, indes ich höre die beruhigende Erklärung, daß er sich wohl bald umgestellt haben wird, statt des deutschen Militärs, wie er es bisher tat, wird er in Zukunft die Offiziere der „feindlichen Mächte“ karikieren.

Wir stehen vor einem Uhrengeschäft Unter den Linden. Auf dem großen Zifferblatt, das um die Berliner Zeit gruppiert die entsprechenden Stunden von London, Paris, Rom, Peking, Tokio, San Francisco aufgewiesen hat, sind die „feindlichen“ Zeiten mit Papier überklebt!

Am Abend dieses ersten Tages sind wir im Grunewald bei meinem Verleger eingeladen. Auf dem Weg zu Fischers Haus begegnet uns (an derselben Stelle, Ecke der Erdenerstraße, wo er acht Jahre später seinen Tod finden wird) Walther Rathenau. Wir erzählen ihm, daß wir soeben aus England gekommen sind, fragen: „Wie ist es hier? Was wird aus all dem?“ Rathenau sieht uns einen Augenblick lang an, spricht dann mit Betonung jedes Wortes: „Aus diesem Krieg werden wir Deutsche als Bettler hervorgehen.“

Er hat indes, statt zu warnen, schon die Organisation der Rohstoffversorgung des Reiches und des Heeres übernommen. — Tausende, die den Ausgang dieses Krieges berechnet haben, kennen wie Rathenau ihn kennt, organisieren, organisieren mit allen ihren Kräften den als fruchtlos erkannten Widerstand, helfen das unvermeidliche Ende hinausschieben, das Leichenfeld, den Leichenberg zu vergrößern, emporzutürmen.

*

Wer ist mein Freund. Wessen Freund bin ich. Atmosphäre des Wahns, Irrtums, der Lüge, der Verhetzung. Völker, die ich liebe, sollen meine Feinde sein, aber dieses Land, in dem ich lebe, dieses von Feinden umgebene, verleumdete Land, mir so nahe. Mir, der ich Feindschaft um mein Leben kenne, überreich. Mein von Feindschaft, Bedrückung, Verleugnung umgebenes, hartes, bitteres Dasein.

Soll ich mich mit allem, was ich bin, was ich kann, der Not dieser Zeit, den notwendigen Handlungen dieses Krieges zur Verfügung stellen? Was ist Pflicht? Meine? Nein zu sagen? Zwang spricht: „Du mußt“. Pflicht sagt: „Ich will nicht, muß daher auch nicht.“ Pflicht spricht: „Helfen“! Zwang sagt: „Weil die anderen ihre Pflicht tun!“ Pflicht sagt: „Töte den Zwang!“ Zwang sagt: „Ich töte dich. Pflicht tötet dich!“

Was spricht das Gewissen? „Dich nicht in die Büsche schlagen, standhalten. Pharisäer, der jetzt Moral predigt. Hilfe leisten!“ Das Gewissen stählen gegenüber der Lüge, die jetzt: mittun bedeutet. Jede Handlung, direkt oder indirekt, jede fördert den Krieg, entschuldigt ist nur jenes Abseitsbleiben, das zugleich Ruf zur Empörung bedeutet, Kerker und Ächtung nach sich ziehen kann. Des Mitmenschen Tod dem eigenen vorziehen? Das eigene Leben gegen die Lüge aufstellen, dann aber auf das eigene Leben verzichten, — alles andere Lüge, Pharisäertum, maskierte, mit Pathos drapierte Feigheit, Lüge.

Empörer sein und doch mittun wollen. Friedliebend sein und sich doch anmelden als zu jedem Dienste bereite Hilfskraft. Zu jedem Dienst, nur nicht des Tötens, zu dem früher oder später die Musterung verpflichten wird. Während den Kleinbürger bereits seine Sorge um Fleisch und Fettstoffe bedrückt: von Amt zu Amt laufen . . . Im Grunde der Seele ein Friedliebender und doch sagen: verwendet mich, denn ich kann dies und das. Was ist bei all diesem Hin und Her des Gefühls, der Entschlüsse noch an eigenem Willen übriggeblieben. Was wirkt aus der riesigen überwältigenden Suggestion auf den Willen bestimmend ein. Gegen das Geschick, das als tödlich erkannte, nicht ankämpfen wollen; miterleben wollen das Erlebnis der Massen; den Zwang, der die anderen bereits ergriffen, verschlungen hat, das menschliche Gefühl des zu Einem, zu Allen Gehörens, der Solidarität, durch eigenen Entschluß heraufzubeschwören: Über aller Auflehnung des Gewissens, des Verstandes, über aller Empörung und tiefstem Nein, ohne Zerrissenheit, in fester Bejahung des eigenen Entschlusses und Willens, den Zwang vorwegnehmen durch das Gebot der allgemeinen Pflicht.

Der tödliche Überdruß angesichts allen kleinen oder schweren Unglücks der eigenen Existenz, dieser unglücklichen endgültigen Stellung außerhalb der Gesellschaft, dieses elenden, unverdienten, tückischen, bornierten Schicksals der Gleichgültigkeit, des ausbleibenden Erfolges bei Veröffentlichung jedes neuen Buches — ewig aufs neue bestätigte Vernichtung des Werkes und seiner Wirkung durch Neid, Niedrigkeit, Bosheit, — und dies alles jetzt mit einemmal weggefeht? Weggefeht das Unglück des eigenen

begrenzten einmaligen Schicksals? Aufgegangen ins Schicksal der Allgemeinheit? :

Später: der Körper wie das Fleisch eines Stückes Vieh, von stupiden Musterern betastet, befangert, der alte Körper, den seit 30 Jahren kein Militärmensch mehr betastet hat, der sich jetzt unter der schmutzigen Behandlung windet. Jene erste Opferwilligkeit schon gänzlich verflogen. Der Patriotismus der Eifrigsten, der Eiferer, wie hat sich der schon als fadenscheiniger Deckmantel über dem außerordentlichen geschäftlichen Profit des Krieges erwiesen! Wie hat das allgewaltige Reich des Schurken sich schon über den Opfermut, die irregeleitete Begeisterung der mit Gesang und Blickeuchten ins Trommelfeuer Marschierenden, unnütz Hingemordeten, schamlos Ausgebeuteten gewälzt!

In jener ewig denkwürdigen Kaserne der Papestraße in Berlin. Eine Schar von durch Lebensnot, Alters-Krankheiten verzerrten, deformierten, kröpfigen, hängebäuchigen, krummbeinigen, krampfadrigen, bruch-, gicht-, syphilisgeschlagenen, triefäugigen, abgezehrten, aufgedunsenen, käsig gelben oder dicht behaarten Jammergestalten, alle demselben Jahrgang angehörig, zusammengeweht, zusammengetrommelt aus allen Winkeln, Berufen und Gesellschaftsschichten der Stadt und des Landes, ein Misthaufen von Menschenelend, in allen Phasen der durch die Not vorwärtsgetriebenen oder durch die Gunst sozialer Umstände aufgehaltenen Verwesung — Rekruten; unter Androhung harter Strafen zusammengetrommelte Rekruten, Vaterlandsverteidiger, Bekämpfer der Feindnationen, Kanonenfutter, Komposthaufen der Menschheit! Da standen wir armseliges Vieh, dem tastenden Daumen subalternen uniformierter Kanaillen in langer tragisch grotesker Reihe preisgegeben. Verzweifelt und ironisch dabei, standen wir Sechsendvierzigjährige nackt im Vorzimmer des Musterungskabinetts und warteten, einander mißtrauisch mit traurig resigniertem Grinsen betrachtend, warteten, standen da, wartend auf den Aufruf. Tischler, Schuster und Metallarbeiter wurden genommen. Der Rest wieder hinausgelegt aus der Kaserne in alle Winde. Darauf vier oder fünf Monate lang Ruhe, bis zur nächsten Musterung, in der wir uns wiedertrafen, nackt ausgezogene elende Fleischklumpen, Kanonenfutter unter uns gering ausgesucht, der Rest abermals verächtlich hinausgelegt.

Niemals war mir der überraschende Sprachgebrauch so verständlich wie diesmal: Mensch und Bruder, im Deutschen schimpflichste Bezeichnungen: Mensch — Bestie oder feiles, käufliches Fleisch. Und Bruder: die Brüder kennen wir!

Tiefste endgültige Verachtung des Mitmenschen, in dem man alle Schwäche, Gemeinheiten, Verbrechen wahrnimmt, die einer dem anderen nur zutrauen mag. Schadenfreude und Bosheit. Der Feind hat Verluste!! Schadenfreude — untrüglichstes Erkennungsmerkmal von Individuen wie Nationen. Was war denn der Soldat. Die Psychologie des Soldaten, dieses Standes, der jetzt als Volksheer, im wahren Sinne des demokratischen Volksheeres, unter allen lebenden Menschen männlichen Geschlechts die Zeit durchwütete, der Soldat? Vierundvierzig Jahre des Friedens seit dem preußisch-französischen Feldzug wurden als Seelenverderb des deutschen Volkes in Acht und Bann getan, zugleich die Zeit, in der der Mensch zum Kanonenfutter erklärt wurde, als große Zeit gepriesen. Der Soldat, das regierende Gestirn der Gegenwart, Blüte der Kultur, letztes Wort der menschlichen Fähigkeit, sich bis in die Regionen des höchsten Gemeinschaftsideals zu erheben — der Soldat, Retter des Vaterlandes, Schild und Schirmherr der heimatlichen, selbstverständlich allen fremden Kulturen überlegenen Kultur! Nirgends der Gedanke, daß eine Kultur, die durch Soldaten geschützt und zertrampelt werden kann, keine ist! Soldatische Disziplin — höchste Form der Humanität eines alten an der Spitze der Entwicklung marschierenden Volkes von Dichtern, Philosophen, Musikern, Moralisten!

*

Einmal vor Jahren hatte ich den deutschen Soldaten von Angesicht gesehn. Ich hatte ihn in der Erinnerung bewahrt. Diesen Soldaten hatte ich lange vor dem Krieg im Zuge zwischen Frankfurt und Darmstadt an einem heißen Julitage erblickt. Es war ein höllisch heißer Tag, und wer irgend konnte, zog in dem glühenden Eisenbahnwagen den Rock aus, knöpfte sich das Hemd um den Hals auf und schwitzte ungehemmt in der von Dünsten mancher Art arg geschwängerten Atmosphäre. Der Soldat, der in meinem Abteil saß, war Kavallerist. Seine schwere Uniform schien ihm in der unerträglichen Hitze besondere Qual zu bereiten. Der Zug

zwischen Frankfurt und Darmstadt hält alle paar Minuten. Sobald er sich in Bewegung setzte, knöpfte der Soldat alle Knöpfe, die man schicklicher Weise aufknöpfen konnte, auf; verlangsamte aber der Zug sein Tempo, so knöpfte der Soldat alle Knöpfe wieder zu, stellte sich stramm an das Fenster des Abteils und blickte hinaus, denn er wußte, im Zuge fahren irgendwelche höhere Offiziere mit. Er hätte dies nicht tun müssen, aber er wollte, aus eigenem Antrieb, stramm am Fenster stehend gesehen werden, wenn etwa einer oder der andere Offizier an einer oder der anderen Station ausgestiegen, über den Bahnsteig gegangen wäre, und zufällig einen Blick nach dem Fenster geworfen hätte, an dem der Soldat vorschriftsmäßig zugeknöpft mit den Händen an den Hosennähten, stramm pflichtschuldigst und subordinationsdürstend bereit stand.

Der Soldat, Muster, Beispiel und Gipfel der Zivilisation dieses Landes.

*

Im übrigen ratterten bereits russische Geschütze, von kleinen langhaarigen Kosakenpferdchen, im Osten erbeuteten, gezogen, am Sedantage 1914 über die Linden. Eine gewaltige Menschenmenge sang die „Wacht am Rhein“. Blasse Landwehrmänner, „die mit dabei gewesen waren“, führten dazu eine erbeutete russische Fahnenstange mit im Zuge, eine Fahnenstange, auf der oben ein kleiner wehender Fetzen wie eine züngelnde Oriflamme, nicht mehr, übriggeblieben war.

(Ich bin dann in den ersten Monaten des Krieges in Ostpreußen gewesen. Auf einer kleinen rapiden Fahrt gegen die russische Grenze zu, um die verwüsteten Städte östlich von Königsberg und dann den Krieg leibhaftig zu sehen. Es war zwischen dem ersten und dem zweiten Russeneinfall. Als Reiselektüre führte ich einen Band Tolstoi mit, er trug mir unterwegs manchen scheelen, feindlichen, mißtrauisch lauernden Blick ein. Aus diesem ostpreussischen Erlebnis habe ich mitsamt meinen früheren englischen Fluchterlebnissen und den späteren Erfahrungen, die ich in Südösterreich vor dem Beginn des Krieges am Isonzo machen konnte, ein kleines Buch zusammengestellt. Ein anderes, das erste nach meinem Amerikabuch, eine Sammlung von Novellen, realistischen und okkultistischen Inhalts, war unter dem Titel „Geschichten aus

zwei Welten“, knapp vor jener Englandreise, einen Monat vor Kriegsausbruch erschienen.)

*

Wie lebte es sich um diese Zeit in Deutschland, in Berlin, dem Kraterherd des immer unerklärlicher werdenden Krieges? Es wird berichtet, daß Goethe in den Tagen der Völkerschlacht Chinesisch lernte. Manch einer flüchtete in metaphysische Gefilde. Deserteure des Geistes beriefen sich auf das hehre Vorbild. Andere gaben sich mit der Ergründung wissenschaftlicher Quellen ab, aus denen auf das Geschehen des Tages ein Schluß zu ziehen wäre. Kulturgeschichtliche, völkergeschichtliche Spekulation. Philologen bewachten mit ernsthaft absorbierten Mienen die neue Sprache, die sich in den Schützengräben zu entwickeln begann. Über das Wort „boche“ wurden Abhandlungen verfertigt, die gesammelt Bände füllen konnten. Bedeutendes Interesse wurde an technische Dinge verwandt, die mit der Verfertigung von Kriegsgerät zusammenhingen. Um der sich rapid entwickelnden Waffe, dem Giftgas, gerecht zu werden, strengten sich die Hirne staatlich bestallter Chemiker bis zum Bersten an. Zahllose untätige Intelligenzen fanden den Zusammenhang mit der drängenden Aktualität begehrenswert; morgens, mittags, abends und vor Anbruch der Nacht sog man sich wie ein Schwamm voll mit erlogenen Neuigkeiten, eigenen Erfolgen, Niederlagen der anderen, Kilometerzahlen von gewonnenem Feindesland, vierstelligen von Toten, Vermißten, eingebrachten Gefangenen.

Die Attitüde der Hilfsbereitschaft, die in den ersten Monaten des Krieges alle Gemüter besessen hatte, wurde in der leidlich gesicherten Stadt allmählich als das erkannt, was sie im Grunde gewesen: Massenpsychose. Jetzt kümmerte man sich bereits um bedeutend realere Dinge: Aufrechterhaltung der eigenen Ernährung; Quellen heimlicher Lebensmittelbeschaffung; um den Bezugsschein; und auch darum, daß dem Mitmenschen das Schauspiel des eigenen Wohlbefindens nicht zu deutlich zum Bewußtsein komme, aber daß man sich selbst dabei insgeheim so wohl befinde, wie es irgend möglich war. Die Bourgeoisie löschte einige Lichter an der Fassade, ließ den livrierten Diener in Zivil servieren, gab, wenn sie es für notwendig hielt, reduzierte aber nahrhafte Abendessen, wobei indes die Dürftigkeit des Mittagsmenus, des alltäglichen

Familienmenüs, von Kohl, Karotten und gelegentlichen Spiegeleiern besonders betont wurde.

Mancher Wohlhabende schämte sich sogar nicht mehr einzugestehen, daß er seinen Anzug länger als ein halbes Jahr getragen habe. Im zweiten Jahre des Krieges gab man seine Söhne, zumal, soweit man der jüdischen Glaubensgemeinschaft angehörte, mit Freuden an den Krieg ab, hetzte wohl hier und dort noch einen dem Kriegshandwerk abgeneigten jungen Sohn an die Front, damit man nachher einen glorreich verwundeten Offizier mit dem Eisernen Kreuz in der Familie habe! Die Bourgeoisie, die sich, als die Revolution anbrach, gegen die entfernte Möglichkeit eines Vermögensverlustes mit Händen und Füßen wehrte, gab freiwillig und mit stürmischer Freude die Blüte ihrer Jugend, ihre jungen Söhne hin, aus Stolz, weil es ja für das Vaterland geschah und in der sicheren Erwartung, daß dieser Opfermut eben durch einen Titel, eine Auszeichnung belohnt werden würde. Schaurig enthüllte der Krieg das Gesicht des Nächsten, die Fratze, vor der die Maske des Gesellschaftsmenschen weiter lächelte trotz dem Grauen der Zeit.

*

Als der Krieg um Neujahr 1915 noch fort dauerte und gar keine Hoffnung auf rasche Beendigung sich einstellen wollte, entwickelte sich zuerst dumpfes Staunen über diese Tatsache.

Die Menschheit erduldet diesen Zustand. Sie hielt ihn aus. Staunen wuchs zugleich mit dem Gefühl des Versagens gegenüber der Wirklichkeit. Von dem Gefühl der Ohnmacht, das von der Menge Besitz nahm, — erste Müdigkeit, die zu überwinden war — schienen allein die Machthaber über Leben und Tod, die Generale, souveränen Machthaber der Nation, verschont zu sein. Sogar die wirklichen Machthaber, die großen Industriellen und Kaufleute, die Auftraggeber der Generale, die sich dann durch Kriegsanleihen die breite Masse tributpflichtig machten, — sogar sie, die wirklichen Herren und Urheber der großen Zeit — schienen in der Perspektive des Mordes nur noch Gestalten geringerer Bedeutung, weil der maßgebende Mensch, Kraft und Inbegriff des Volkswillens, der Feldmarschall, riesengroß im Vordergrund des täglichen Geschehens stand. Dumpfe Monate zwischen wacher

Ohnmacht und Träumen, die die Tagespsychose eingegeben hatte, abwechselnd, so strich die Zeit hin. Der Schlaf der Menschen verlor die Tiefe. An der Oberfläche des Schlafes trieb die Seele willenlos dahin. Sollte man, ins Heer nicht eingereiht, Franktireur werden? Ein Geräusch, im Schlaf vernommen, schuf Szenen der Flucht ungezählter Menschen durch das eigene Schlafzimmer, durch alle Räume der Wohnung hin. Szenen von Luftkämpfen, Träume von wilden Kriegshandlungen wirbelten aus dem Alltag empor, tönten den Tag mit Unwahrscheinlichkeit, wie der Tag die Träume mit dem Alb der Heeresleitungsberichte durchsetzte und verdarb. Das Positive schlug auf den Magen. Mangel an Kalorien. Ein neues Element war ins Leben geraten, das „Durchhalten“.

Als im Sommer 1915 Italien in den Krieg einbezogen wurde, rechnete kein Mensch mehr mit bestimmter Kriegsdauer. Es wurde nur noch durchgehalten. Man sah mühsam zusammengeflackte, notdürftig aufgepöpelte Soldaten wieder in den Krieg gejagt. Manche zogen nicht einmal resigniert, sondern mit einer gewissen Freude in das schon einmal ausgekostete höhere Leben. Was sollte auch das Leben hinter der Front — dem armseligen Arbeitsklaven, Büroangestellten, der nun in vollem Sinne des Wortes plötzlich Blut geleckt hatte, das freie Räuber- und Mördergewerbe unter dem Gestirn durchkosten konnte, diesem Gestirne, das er, in seiner Fabrik oder in seinem dumpfen Büro gefangen, nur vom Hörensagen oder aus spärlichen Sonntagen des Jahres kannte?

Gesang von Krankenschwestern, die in einem Wald in Bayern sich mit verbundenen, an Stöcken dahinhumpelnden Soldaten ergen:

„Nun wollen wir
Noch einmal wiederholen,
Der schönste Tod,
Das ist der Tod im Feld.“

Alles war ja in Ordnung. Alles strebte einem sinngemäßen, vernunftgemäßen Ziel zu. Man mußte siegen, denn das deutsche Wesen war berufen, die Welt zu ihren kulturellen Zielen zu führen. Es war das Schicksal der Welt: dieser Krieg mußte bis ans bittre Ende der anderen durchgekämpft werden. Bis dies erreicht

war, hatte die Vernunft unablässig hypnotisiert auf dieses Ziel zu starren, nie zu vergessen, daß der Krieg eine Auslese und Er-tüchtigung der Rasse herbeizuführen berufen war. Vor dem Krieg waren ja offenkundig Spuren des Verfalls an der eigenen Rasse entdeckt worden. Das Stahlbad sollte Schlacken aus dem Volkskörper hinwegschwemmen. Die anderen kriegführenden Völker waren in offenkundig unaufhaltsamer Dekadenz, man wußte das z. B. von den Franzosen, wie man auch wußte, daß der Krieg diese Nation von der Dekadenz nicht befreien, sondern daß er den gesamten Volkskörper definitiv und ohne Hoffnung vernichten werde. Der volkstümliche Wunsch, daß Gott England strafen möge, verband sich mit der Hoffnung, daß dieses Volk, aus Krämern bestehend, schließlich durch die Macht des deutschen Generalstabes davon überzeugt werden sollte, welche schlechten Geschäfte es infolge seiner Niederlage machen müsse. Die Italiener als schurkische Verräter erklärt, wo sie in Friedenszeiten als Gastwirte und Kellner des deutschen Reisepublikums mißachtet genug gewesen waren; die Italiener, die vernichteten und elenden Völker des nahen Ostens sollten zwischen den edlen Balkan-verbündeten Deutschlands: der Türkei und Bulgarien zerrieben werden. Den Krieg mit Amerika sehnte man emsig herbei. Denn es wäre zu schade gewesen, wäre die Reihe der mächtigen Feinde nicht durch Amerika geschlossen worden. Vom Eintritt Amerikas in die Reihe der Feinde erwarteten die Durchhalter sogar den letzten entscheidenden Aufschwung in der Wehrhaftigkeit und dem Angriffsmut des heroischen deutschen Volkes. —

Noch umgab ein letzter Rest von Sentimentalität die elenden Gestalten der Verwundeten, der Verstümmelten; aber auch er war im Schwinden begriffen; der Verwundete war ja nur mehr „Material zweiter Ordnung“, man wußte bereits, daß er nach Beendigung des Krieges dem grimmig erneuten Wettbewerb mit dem Unbeschädigten nicht gewachsen sein werde. —

Um die Höhe 304 vor Verdun zu nehmen, benötigten die Deutschen 37 Eisenbahnzüge zu 14 Waggons voll mit Munition. Diese Einzelheit sollte dem Volk als Heilmittel gegen Flaumacherei dienen, Ernst und Tüchtigkeit des Volkes beweisen.

Wenn man nur genug Kartoffeln hatte! Die dem Deutschen

eigene Nüchternheit, Bescheidenheit, die Kartoffel bildete Gewähr für Sieg. Wie lange der Krieg auch währen sollte.

All diese Zeichen einer rasch steigenden, alles überschwemmenden Flut von Wahnsinn bemächtigten sich der unterernährten, bedrängten, gedemütigten, um Kalorien ringenden, um den letzten seelischen Halt betrogenen Schichten des Volkes. Sie zermürbten den Mittelstand, das Proletariat. Nur in wenigen klaren Minuten konnte man sich der ungeheuren Suggestion entziehen, einen festeren Standpunkt innerhalb des Wahns gewinnen.

■

Was war denn die eigentliche, die tiefste Ursache des Krieges? die unerkannte, schwer erkennbare physische Gewalt, die diesem wilden Bann, dieser wüsten Auflösung, diesem allgemeinen bestialischen Irren zugrunde lag? Was war es, das diese armseligen halb zerschossenen Krüppel wieder unter begeistertem Gesang an die Front zurückfahren hieß? Viele unter ihnen konnten ja die Zeit ihrer Genesung kaum mehr erwarten, so sehr gelüstete es sie, nur rasch wieder ins Feuer krepierender Granaten zu geraten. Schon entwickelte sich der Stolz in Jenen, die Pulver gerochen hatten, die in einem Schützengraben gelegen, ja die auch nur in der Etappe von ferne Geschütze dröhnen gehört hatten; maßloser Stolz und Überschwang. Es war offenkundig, daß es nach dem Kriege nur zwei Arten von Menschen geben werde, nämlich solche, die dabei gewesen waren, und solche, die nicht dabei gewesen waren. So wie der Soldat ein Mensch oberster Kategorie zu sein schien (es verlautete zwar, daß man in der Etappe eine vom naiven Hinterland abweichende Auffassung bekundete), so würde der, der nicht mit dabei gewesen, vom Soldaten als inferiores Wesen betrachtet werden. Es war evident: sollte der Krieg, wie es ja nicht anders auszudenken war, mit einem Siege Deutschlands abschließen — die Kriegerkaste war die prädestinierte Aristokratie des Volkes. Jene, die dabei waren, sollten in dem bis auf die Knochen militarisierten und auf Disziplin und Subordination gedrillten Volke unbeschränkte Gebieter über Leben und Tod der Massen werden. Was waren nun die wirklichen, die sozialen, ins Ökonomische und Biologische greifenden Ursachen, die es verständlich machten, daß der gemeine

Mann sich willenlos, oder vielleicht gar im geheimen Einverständnis, in einer tiefsten Übereinstimmung mit seinen Henkern ins Feuer jagen ließ? Was war die geheimste tiefste Ursache dieses offenkundig vernichtenden, zermalmenden Versagens der politisch geschulten Arbeiterschaft, der organisierten Sozialdemokratie angesichts des Krieges, angesichts der Notwendigkeit des anbefohlenen Durchhaltens im Kriege?

Die Arbeiterschaft war um die Zeit des ersten Weltkrieges bereits Opfer der unumschränkten Mechanisierung geworden. Das Taylorsystem hatte bewirkt, auf verruchteste Weise bewirkt, daß aus dem Menschen der Arbeit der letzte Rest eigener Initiative, Selbstbestimmung, Herrschaft der Intelligenz, Herrschaft über den Körper ausgetrieben werde. Um 7 Uhr in der Frühe schrillt die Sirene und es erwartet den Arbeiter, den Angestellten die Steckuhr am Eingang des Werkes. Bis die Sirene am Abend erschallt, ist der Arbeiter, der Angestellte, Maschinenbestandteil geworden. Ohne Aufenthalt, ohne Abwechslung, monoton läuft das Leben der Massen, wie ein gußeiserner Strom ins Bett der vorgeschriebenen, vorgebauten Schablone des täglichen Lebens. Das Leben mit Intelligenz begabter Geschöpfe ist eine einzige Handreichung, millionenmal wiederholte Gebärde geworden. Die Augen immer in derselben Richtung, das Handgelenk immer einer Bewegung gehorsam. Immer derselbe Dunst, dieselben Geräusche in den stumpfer und stumpfer werdenden, versinkenden Sinnen. Dieselbe Not, dieselbe brutale Befriedigung des Lebensdranges. Organisation über Organisation, endgültig zur Organisation erstarrte Selbständigkeit der menschlichen von Gott geschaffenen Kreatur.

Und jetzt — auf einmal die Begeisterung, das Fest, das Abenteuer! Leben unter freiem Himmel, Freibeuterleben, Karl-May-Leben, mit Kameraden gegen Feinde, im Wald, im freien Feld, in unbekannten Ländern! Abwechslung, Gesang, kein Arbeitszwang, hingelagert auf den Hügel, am Morgen die Vögel zwitschern hören, am Abend die Feuer des einschlagenden Volltreffers am Horizont beobachten! Feste Anstellung, leicht erfüllte Pflicht, fort von der Frau, dem zum Ekel gewordenen Heim, die Glieder recken können, tief atmen können, frei sein! Was war das Leben in der Fabrik. Hier gab es einen Tod im Felde. Was

tauschte man ein, was bekam man, wofür? Der geringe Mann tauschte die Fron ein gegen das Abenteuer. So ließ sich der Mensch der Arbeit zur Schlachtbank treiben. Von denselben Machthabern, die ihm am Morgen die Sirene in seinen Schlaf gellen ließen, die Steckuhr in seinen Weg schoben, den millionenmal wiederholten Handgriff an der Stanzmaschine anbefohlen hatten. Der Mann der Arbeit zog jauchzend ins Feld, um durch seinen Tod die Geschäfte des Machthabers weiterzuführen, womöglich zu krönen.

Nach dem Krieg mußte das Leben festlicher werden. Zwischen der Fron, der erniedrigenden, und der Front, der tödlichen, die Distanz verringert, aufgehoben werden. Das Abenteuer mußte in das tägliche Leben des geringen Mannes geraten, damit die Masse ihr Bedürfnis nach Leben fortan nicht mehr mit dem Tode zu erkaufen genötigt sei.

■

Im dritten Jahr des Krieges hatte ich im Hause meines Verlegers eine Unterhaltung mit dem Meister der zeitgenössischen deutschen Literatur, Gerhart Hauptmann. Diese Unterhaltung hat in mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Der Dichter der „Weber“, des „Hannele“, des „Quint“, ein berufener Verkünder der Nöte der Armen, schien dieses Element der mangelnden Freiheit und Festlichkeit im Alltagsleben, im Friedensleben der Masse zu erkennen, zu empfinden, vielleicht zu beklagen. Auf welche Weise aber äußerte sich Hauptmann über diese bestimmende, verhängnisvolle Tatsache, welche Folgerung zog Hauptmann aus ihr? Hatte er überhaupt darüber nachgedacht, wie dieser Not abzuhelfen wäre, wie durch ihre Abhilfe der Krieg aus der Welt geschaffen werden könnte? Konnte sich ein Mensch in dieser Zeit denn überhaupt mit dem Gedanken abfinden, daß der Krieg eine biologische Notwendigkeit im Leben der Menschheit sei, daß es immer wieder Kriege geben werde, weil es Kriege gegeben hat, trotz Gott, trotz Kultur, trotz Wacher- und Wacherwerden des Gewissens? Ich sagte Hauptmann: „Sie hätten Ihre Stimme erheben müssen, Ihre Stimme wird gehört, Sie hätten Ihre Stimme erheben müssen, laut erklären, es sei Verbrechen, Krieg zu führen, Sie hätten sprechen müssen, schafft den Krieg aus der Welt, man hätte Ihre Stimme

gehört.“ Hauptmann versicherte mich, daß meine Auffassung vom Kriege vielleicht nicht die richtige, vielleicht eine zu schroff einseitige wäre, daß ich den Krieg anders beurteilen würde, wenn ich seine Wirkung etwa von dem Standpunkt aus sähe, den er in seinem schlesischen Heimatort einzunehmen Gelegenheit hatte. Dort hatten, so betonte Hauptmann, die Häuser der Bauern jetzt Ziegeldächer, der Wohlstand habe sich während dieser Jahre des Krieges auf die früher mit Stroh gedeckten Hütten niedergelassen, und, so fuhr Hauptmann fort: wenn die Söhne dieser selben Bauern früher eine Reise nach Breslau als großes seltenes Ereignis betrachtet hatten — jetzt: der eine in Flandern, der andere in Mesopotamien, in Rußland, die Chancen des Krieges, die Möglichkeit der Bildung sogar!

Erschüttert, jäh erschüttert blickte ich in das wunderschöne, an den Goethe der chinesischen Studien gemahnende Antlitz des altgewordenen Dichters und schwieg. —

Ein „Kulturbund“ hatte sich gebildet. Deutsche Künstler und Gelehrte traten ihm bei. Im Reichstag hielt ein Mitglied dieses Bundes, der deutsche Schriftsteller Walter Bloem, ebenfalls im dritten Jahr des Krieges, in Uniform mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, eine Ansprache. Von der Front kommend oder der Etappe, an die Front zurückkehrend oder in die Etappe, pries er den herrlichen Krieg vor einer erlesenen Schar deutscher Intellektueller, die die Kultur des Landes zu einem Bund zusammengeschmiedet hatte. Es war im dritten Jahre des Krieges. Es mag auch das vierte gewesen sein. Sicher weiß ich aber, daß unter uns, die wir in den Reihen des Reichstages saßen, sich keiner fand, der aufgesprungen und: „Nieder mit dem Krieg“ gerufen hätte. Der „Kulturbund“ meldete sich, sooft dichterische Aufrufe zur Zeichnung einer neuen Kriegsanleihe notwendig geworden waren.

Man erfuhr es an sich selbst, an seinen nächsten Freunden, wie die Gemüter sich in dieser furchtbaren Zeit verhärteten, kalt, fühllos, ja zynisch und verschlagen auf die eigene Sicherheit bedacht wurden im Fortschreiten des Ungeheuerlichen, das man nicht ablenken konnte, das keiner mehr ablenken wollte. Der Krieg veredelte niemand, belehrte niemand; er entwickelte das Böse

im Menschen zu noch Böserem. Die guten Eigenschaften nur selten zu tieferer Milde. Das Tierische in der Natur des Menschen wurde erschütternd offenbar. Das Tiefste, die Wahrheit, die verschüttete, konnte kaum mehr ausgesprochen werden. Ja, wäre es nicht lebensgefährlich gewesen, man hätte sie wohl innerhalb der Grenzen des eigenen Landes laut gesagt. In den neutralen Ländern, in der Schweiz, sagten welche sie laut heraus, Intellektuelle vieler Nationen, „über dem Gewühl Stehende“, besser gesagt: fern vom Schuß, in Sicherheit. Man hörte ihre Stimme, man dachte sich sein Teil dabei. Sie konnten sprechen. Später würden sie auf jene herabblicken, die im Lande, von Drohungen der brutalen Machthaber umlauert, unter der Psychose der Atmosphäre Leidenden geschwiegen oder den Mund nur selten aufgetan hatten.

Wußte man denn überhaupt noch, was das Tiefste, die Wahrheit war? War sie nicht endgültig verschüttet? Wie konnte man unter den Menschen, die in diese tödliche Lüge verstrickt ihr Leben dahinlebten, weiter existieren. Man konnte wohl protestieren. Es war möglich, in einem oder dem anderen Blatte, sozialistischen bürgerlich liberalen, gegen das offenkundige Überwuchern der Bestialität, die wilde Verwüstung der Kultur, des Seelenlebens der Völker die Stimme zu erheben. Es passierte einem, daß er die unzerstörbare Internationalität der Kulturmenschheit in einem Blatte betonte, das nur gezwungen den Parolen der nationalen Verhetzung zu folgen schien. Ich selber habe in so manchem Aufsatz, den ich in weitverbreiteten bürgerlichen Zeitungen veröffentlichte, in der Gewißheit, daß diese Zeitungen die Internationalität der Kulturmenschheit sogar in diesen Jahren der furchtbarsten Zersplitterung wachhielten, versucht: meine Worte mit der Kraft der Empörung zu formulieren, dem Gefühl Nachdruck der Vernunft zu leihen, und solche Aufsätze wurden gedruckt, sie erschienen und wurden gelesen! Aber die Internationalität des liberalen Bürgertums entpuppte sich schließlich als das, was sie im Grunde war. Die Völker hängen in ökonomischer Beziehung enge zusammen. Sie sind aufeinander angewiesen. Auf ihre Rohstoffe, ihren Markt. Sie sind politisch auseinander gerissen, werden auseinander gehetzt eben wegen dieser Rohstoffe, wegen des Marktes: die erste Internationalität, auf die sich das liberale Bürgertum nach dem Krieg

besann, ja die Internationale, die wahrscheinlich im Krieg zu existieren nie aufgehört hatte, war die Internationale des Finanzkapitalismus, der kapitalistischen Interessen, deren Handlanger die großen liberalen Blätter gewesen waren und geblieben sind.

Die Haltung der Intellektuellen im Kriege war eine klägliche. Aber auch die Geringschätzung des Intellektuellen durch die offizielle Welt kam vielleicht niemals so offenkundig zum Ausdruck, wie es um die Zeit des Krieges geschah. Die große Bücherei in Leipzig wurde feierlich eröffnet. Staatsmänner, das Militär, Honoratioren der Stadt, Kommerzienräte, Verlagsbuchhändler, Papierfabrikanten wohnten der Feierlichkeit bei. Es wird berichtet, daß zu der Einweihung des Hauses kein einziger Schriftsteller geladen war.

Es wäre vergeblich, auch nur Stichproben zu bieten aus der Fülle der Beweise: wie wenig der Intellektuelle im Kriege galt, wie niedrig diese Menschengattung im Werte stand, welche Demütigungen ihr an den Fronten, im Hinterland auferlegt wurden, sofern sie sich nicht, wie jene übel beleumdete Sorte der Kriegsberichterstatte, bedingungslos und servil zur Verherrlichung und Beschönigung der Kriegstaten verstand. Mußte sich da jener verdienstvolle junge Philosoph, der einem Fliegerleutnant als Sekretär beigegeben war, damit er die an diesen volkstümlichen Helden gerichteten zahlreichen Liebesbriefe beantworte, nicht glücklich preisen? — seine Fähigkeiten waren ja noch verhältnismäßig billig eingeschätzt und verwendet.

Einmal waren wir, eine kleine Gruppe auslandskundiger Schriftsteller, in das Haus eines Berliner Bürgermeisters geladen. Hier sollte eine Kampagne, eine Kulturkommission organisiert werden, die im neutralen Ausland durch Vorträge die überhandnehmenden, oft wild und wütig gefärbten Berichte über die angebliche Brutalität deutscher Kriegsführung Lügen strafen sollte. Mit meiner alleinigen Ausnahme erklärten sich die Anwesenden einhellig dafür, daß man sich bei diesem Beginnen vollständig den Direktiven der Obersten Heeresleitung, des Marineamtes und des Auswärtigen Amtes unterwerfen solle, von denen man ja auch die Dokumente entgegennehmen müsse. Die Mission kam glücklicherweise nicht zustande, sie hätte wahrscheinlich das Gegenteil dessen erzielt, was eine

selbständige, aus der Überzeugung des einzelnen erwachsene Propaganda zu erfüllen gehabt hätte.

•

Die Welt haßte Deutschland. Das Zentrum, auf das dieser Haß zielte, war Berlin. Es war schier unmöglich, sich diesem konzentrierten Haß der Welt zu entziehen. Es wäre töricht gewesen, hätte man dies unternehmen wollen. Das allgemeine Versagen, das ein Häuflein seines Machtüberschwanges bewußter Despoten gewähren ließ, lag wie eine bleierne Wolke, körperliche Depression, die an Krankheit grenzte, über allen Menschen. Das Mißtrauen des Menschen gegen den Menschen! Jeder ahnte vom anderen, daß er in der Tiefe seiner Seele alles, was ringsum geschah, mißbilligte. Daß der Nächste feig war, wie man es selber war. Feigheit des einzelnen wie der Partei. Jener Partei, die als alleinige berufen gewesen wäre, dem Geschehen sich entgegenzustemmen. Die II. Internationale, deren deutsche Delegierte aus der Brüsseler Konferenz bei Kriegsausbruch nach Deutschland zurückgeströmt waren, bewilligte willenslos, wie hypnotisiert von den Geboten der Generale, Kriegskredit, Menschenkredit. In der Reichstagssitzung, in der der erste Kriegskredit votiert werden sollte, hatte ein Abgeordneter sich der Abstimmung entzogen, indem er den Saal verließ. Die anderen hatten den Kredit bewilligt.

Im dritten Jahre des Krieges begann jedermann die Katastrophe, die unvermeidbare, zu ahnen. Der Irrsinn, die Unhaltbarkeit des Trotzes, mit dem die Regierenden an ihrem Programm der Annexion festhielten, entging auch dem Verblendetsten nicht mehr. Die Gewissenlosigkeit, die Verruchtheit, mit der, trotz dieser Erkenntnis, noch immer Hekatomben jüngster wie ältester zum Kampfe ungeeigneter Jahrgänge geopfert wurden. Bereits hatte sich die ganze Welt in Waffen gegen Deutschland erhoben. Die Katastrophe des Marnerückzuges jener ersten Kriegsmonate war trotz eifrigen Vertuschens ins Bewußtsein der breitesten Massen eingedrungen. Immer dichter ballte sich die trübe Atmosphäre aus Lügen, Verschleierung, Mißtrauen, Haß, Verzweiflung, Verachtung des Verstandes, der Logik, zynischer Ausbeutung des Schwachen durch die Macht, wie eine Nebulose um den Kern, den zentralen Angriffspunkt Berlin.

Mit größter Schwierigkeit allein gelang es, sich aus dieser Atmosphäre für Augenblicke zu entfernen. Sich von diesem Zentrum zu absentieren.

Eine kurze Reise nach Österreich zur Aufführung des „Golem“ in Wien, nach Ungarn, eine nach Südösterreich vor dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg, zeigte mir noch deutlicher, diesmal von außen gesehen, wie innig sogar die nächsten Verbündeten, die Österreicher und Ungarn, Deutschland haßten; wie tief sie von dem Gedanken besessen waren, daß sie nur noch um Deutschlands Interessen, um das Erzbecken Nordfrankreichs, um das Elsaß, um Ostpreußen, um Deutschlands Ruhm und Herrlichkeit verbluten mußten.

*

Was wird werden, wenn Deutschland den Krieg gewinnt? Ein Sieg Deutschlands würde die Hypertrophie des preußischen Militar-geistes über die ganze Welt ausbreiten. Sogar die, die dem erbittert kämpfenden Heere, dem maßlos verschrien und verleumdeten Volk der Deutschen ihre Teilnahme nicht versagen konnten, mußten bei diesem Gedanken erschrecken. Der an Irrsinn streifende Sinneszustand der Welt bewirkte es, daß in allen Ländern die Friedfertigen, die Gerechten, die ihr Herz und ihren Verstand vor der allgemeinen Verrottung der Begriffe bewahrt hatten, als heimliche Agenten Deutschlands mit grausamsten Methoden unterdrückt wurden. Darüber durfte man sich indes nicht allzusehr wundern. Die Unzufriedenheit jedes gegen das eigene Land aufbegehrenden, von der eigenen Regierung unterdrückten Volksstammes war ja in Berlin völlig legal; seine Zentralbehörde eingereiht. Die Exekutive der revolutionären Iren, Inder, Ägypter, Neger hatte ihren Sitz in dieser Stadt. Desorganisationsarbeit provokatorisch plump geführt, verstärkte, verbitterte noch den Widerstand der Welt gegen Deutschland. War Deutschlands Kriegsführung schon als barbarisch verschrien, die Methoden seiner Politik hielten ihr die Wage. Man wußte bereits genau, was einem besieigten Deutschland von seiten seiner siegreichen Feinde bevorstand. Je tiefer man sich in den Krieg gegen alle verbohrt, um so deutlicher wurde man des Schicksals bewußt, das einem von einem verlorenen Kriege her drohte. Also mußte zäh und eisern weitergekämpft werden.

Jedermann, der das Wort: „Frieden! macht ein Ende!“ nur andeutete, wurde von dem härtesten Vernichtungswillen der Machthaber verfolgt und unterdrückt. —

Drittes Kriegsjahr: ein alter Herr, Admiral a. D., klingelt an der Haustür an, legt meiner Gefährtin eine Namenliste zur Unterschrift vor. „Deutsche Frauen treten für den unbeschränkten Unterseebootkrieg ein.“

Am Tage, an dem Amerika in den Krieg eintritt, wimmelt es Unter den Linden von froh-erregter Menge. — Die kaiserliche Regierung hat inzwischen, aus unbegründeter Angst, die Erklärung erlassen, daß nach siegreicher Beendigung des Krieges Wahlrechtsreformen und ähnliche fortschrittliche Maßnahmen erfolgen würden. — Die Brotration wird herabgesetzt. Die Gewerkschaften aber erhalten im Rathaus beruhigende Zusicherung in bezug auf die Ernährung der Bevölkerung, insbesondere jener Arbeiter, die in den Munitionswerken tätig sind. — An den Litfaßsäulen kleben Plakate: große Summen Geldes werden den Denunzianten sozialistischer Agitatoren versprochen. — In einem Konservenladen unweit meiner Wohnung hat die Menge, die sich stundenlang auf der Straße angestellt hat, im dichten Gedränge die Fensterscheibe eingedrückt. Einer Frau wurde dabei die Schlagader durchgeschnitten. Durch die entsetzliche Blutlache hindurch watend plündern die Menschen das Schaufenster, laufen mit den erbeuteten Büchsen, Blut an den Schuhen mit sich schleifend, davon. — In Neukölln stürzt sich ein dreizehnjähriger Knabe aus dem Fenster, weil er die Brotration der ganzen Familie auf dem Wege vom Bäcker nach Hause aufgegessen hat. — Man ißt, was man findet. Krankheiten melden sich, Oedem, Skorbut, Seuchen, die man nur vom Hörensagen kennt. — Kinder werden elend geboren. Es gibt keine Milch. Die nächste Generation wird verkrüppelt, mit zu schwachem Knochengestüst den Kampf ums Leben aufnehmen müssen. Doch im Herrenhaus spricht ein angesehener Gelehrter, der Geheimrat Körte, bereits von der Notwendigkeit, Vorräte für den nächsten Krieg sofort aufzustapeln! — Tiefer und tiefer versackt Energie.

Aber unter dem zentnerschweren Gewicht regt sich unmerklich die kleine unauslöschliche Flamme.

Am 1. Maitag des zweiten Kriegsjahres war Karl Liebknecht auf dem Potsdamer Platz verhaftet worden. Seit langem saß er nun im Zuchthaus. Im dritten Kriegsjahr löste sich die Partei der Unabhängigen von den Mehrheitssozialisten, den „Sozialverrättern“, den „Sozialpatrioten“, den Kreditbewilligern und Kriegsverlängerern los. Durch den Chor des Jubels, des Hasses und der Lügen ertönte aus dem linken Lager der deutschen Arbeiterschaft: Nein!

Die Politik der Unabhängigen war vorerst eine rein negative. Die Kriegskredite verweigern. Die Unzufriedenheit, den Geist der Revolte innerhalb des Volkes, der Armee und der Marine schüren. Immerhin erstarkte mit dem Auftreten der Unabhängigen die fast vernichtete Hoffnung auf das Proletariat. Zuversicht lebte wieder auf, wenn nicht für die Zeit des Krieges, so doch für die Möglichkeit einer Revolution nach dem Kriege.

Im Grunde war das deutsche Proletariat durch seine angeborene Tüchtigkeit, Nüchternheit, Bescheidenheit, seinen Autoritätsglauben, seine Disziplin, durch den ans Militärische gemahnenden Drill der Partei, der Gewerkschaft, sowie seinen allzu gering entwickelten revolutionären Geist zu einer entscheidenden korporativen Auflehnung, zum entscheidenden Klassenkampf von Natur unfähig. Der Krieg hatte den niederen Mittelstand vollends ins Proletariat hinuntergestoßen. Das Proletariat aber wurde, soweit es nicht unmittelbar unter militärischer Fuchtel stand, sondern kriegsnotwendiges Material herstellte, durch auskömmlichen Lohn bei guter Laune erhalten. Der soziale Kampf der Arbeiterklasse war durch die Gewerkschaften jahrzehntelang ausdrücklich und fast ausschließlich um bessere Löhne geführt worden. Jetzt hatte man sie, diese besseren Löhne, und gab sich zufrieden. Zudem war ja die kleinbürgerliche Tendenz im deutschen Arbeiter von jeher überwiegend. Er wollte ja gar kein Proletarier sein, der deutsche Arbeiter! Von Klassenbewußtsein war in ihm, selbst in Zeiten der Auflehnung, wenig zu spüren. Wohl schürte das Benehmen der Offiziere in der Etappe den Haß des gemeinen Mannes, aber von da bis zur offenen Empörung war ein weiter Weg, und sogar die abgesplitterte Partei der Unabhängigen vermochte die widerstrebende Arbeiterschaft nicht über eine solche Distanz vorwärtszustoßen.

Im vierten Jahre des Krieges, wenige Monate nach dem überraschenden Zusammenbruch des russischen Heeres, nach der Märzrevolution Rußlands, berief die II. Internationale einen Weltkongreß nach Stockholm ein. Der Zweck dieses Kongresses sollte die Beendigung des Krieges sein. Es gelang mir, von einer großen bürgerlichen Zeitung, der Wiener „Neuen Freien Presse“, (die dann meine Aufsätze mit Ausnahme des ersten nicht abdrucken wollte, immerhin aber meine Reise ermöglicht hatte!), einen Auftrag für Stockholm zu bekommen. Anfang Juni 1917 fuhr ich nach Stockholm. Vorher waren etliche Wochen mit der Beschaffung der nötigen Papiere verstrichen. Musterungsschein, Konsulatspaß, Wohnungsbestätigung des Polizeireviers, Auszug aus der Einwohnerliste, Genehmigung des Polizeipräsidenten, der politischen Behörden, Presselegitimation, Empfehlung des Auswärtigen Amtes, persönliche Empfehlungen des diensthabenden Legationsrates, Beschaffung einer roten Karte, einer weißen, einer blauen, mehrfache Abstempelung all dieser Dokumente — der Mensch des 20. Jahrhunderts mit Papierstricken wie Gulliver an Händen und Füßen gebunden — aber doch frischen Mutes und guter Dinge. Das Herz von Hoffnungen geschwellt, vom Gefühl der Solidarität mit dem sozialen Rebellentum der Welt, wo es sich rührte, dem Vertrauen in die mitgeborene Kraft aller Arbeitenden über den Erdball — so fuhr ich in jenem Juni 1917 nach Stockholm, wo die II. Internationale mit ihrem Sekretär Huysmans ebenso wie die russische Vertretung der Kerenski-Republik ihre Büros zur Vorbereitung des Kongresses bereits eingerichtet hatten.

Stockholm ist eine wundersame Stadt mitten zwischen dem Schärenmeer und dem Mälarsee gelegen. Unter der Brücke, die zum Königspalast hinüberführt, stürzen die Wasserfluten der See und des Sees salzig und süß ineinander. An den Abenden, die hell und weiß waren, wie die folgenden Nächte, wurde in der Stadt getanzt, gegessen, bankettiert, auf das Zustandekommen des Kongresses gehofft und getrunken. Eine Schar gewichtiger und merkwürdiger Persönlichkeiten war in Erwartung des weltgeschichtlichen Ereignisses zusammengekommen. In der Schar waren die Sozialisten jener Nationen, die den Krieg lieber heute als

morgen beendet gesehen hätten, stärker vertreten als die Sozialisten jener Nationen, die den Krieg ein Jahr später gewonnen hatten. Hier war der ehrwürdige Viktor Adler, dessen Sohn Friedrich vor kurzem den Grafen Stürgk erschossen hatte, schon todkrank. Ledebour, der wunderbare, altjunge Revolutionär. Mit ihm die Führer der Unabhängigen Deutschlands: Haase, Bernstein, Kautsky. Abseits von dem offiziellen russischen Büro, in dem man den Führern der Menschewiki-Partei, Axelrod, Martow, Rosanow begegnete: Karl Radek, Angelika Balabanoff und Worowsky — die ersten Bolschewiki, die in diesem von Ereignissen schwangeren Sommer auf die Entwicklung der Dinge drüben in dem großen gärenden Land jenseits des Schärenmeeres warteten. In der Mormonenkirche Stockholms hielt ein schwärmerischer Friedensapostel, der amerikanische Millionär How Vorträge. Eine Sendbotin Fords und zugleich geheime Propagandistin ihres Landmannes, des revolutionären Grafen Michael Karolyi, Rosika Schwimmer, streckte ihre Fangarme nach allen Seiten aus, um den Umsturz in Ungarn vorzubereiten und ihm eine politische und publizistische Grundlage zu schaffen. Während wir warteten, warteten, daß der Kongreß beginne, täglich deprimierendere Nachrichten über die Verweigerung der Pässe an die Engländer, die Franzosen empfangen, während wir uns immer sicherer der Tatsache bewußt wurden, daß dieser Kongreß nicht zustandekommen werde — tanzten, tranken, genossen die Schweden, die jungen, gesunden, vom Weltschicksal unbehelligten Männer und Frauen Stockholms, die ja von dem Kriege nur seine angenehme Seite, Prosperität der neutralen Völker, kennengelernt hatten, Tag um Tag ihres wunderbaren Sommers . . .

Ehe ich, am Ende aller Hoffnungen, diesen Sommer auf der lieblichen Insel Furusund beendete, ging ich in Stockholm jeden Abend in den kleinen Park vor dem Tanzlokal von Berns. Abend für Abend sah ich dort einen alten Mann mit einer Laterne über den Rasen des kleinen Parkes humpeln. Was trieb er? Mit einem stacheligen Hakenstock zog er Regenwürmer aus dem Rasen heraus. Aus der Verzweiflung dieses Sommers, aus dem Anblick dieses sonderbaren alten elenden Mannes, der seine Beute den Anglern im Sund für wenige Öre verkaufte, habe ich mein

Bekenntnisbuch „Bruder Wurm“ gestaltet, das im Laufe des letzten Kriegswinters erschienen ist.

*

Die Unterdrückung des empörten Volkswillens, der sich, trotz allem, in den die III. Kommunistische Internationale vorbereitenden Zimmerwaldern kundgab, hatte in Deutschland eine Verbreiterung der revolutionären Basis zur Folge. Unmittelbar nach Stockholm begann eine Periode unterirdischer Aktivität, die mit der Propaganda der Unabhängigen im Proletariat, den Kämpfenden und Munition Bereitenden parallel, die Intellektuellenkreise, soweit sie progressiv gerichtet und nicht vom Nationalismus überwältigt waren, zu erfassen und zu organisieren suchte.

Kaum aus Stockholm zurückgekehrt, fand ich mich in diese Kreise revolutionärer Aktivität einbezogen, zusammen mit vielen, die bisher jeder politischen Betätigung abhold, in wissenschaftlicher, künstlerischer, literarischer Betätigung ihr Genüge gefunden hatten und deren erwachendes politisches Gewissen der Bewegung, der Revolution Spannkraft und Schlagkraft zuführen wollte.

Liebknecht saß im Zuchthaus. Rosa Luxemburg desgleichen. Das Proletariat Deutschlands wurde mählich wach. An den Fronten, auf Kriegsschiffen ereigneten sich Unbotmäßigkeiten, zuweilen offene Meuterei, deren Widerhall ins Volk drang. Nicht immer erhielt das Volk Nachricht über solche, die endliche Erhebung verheißende Taten, heimkehrende Urlauber aber berichteten von Ereignissen dieser Art, organisierte Arbeitersoldaten meldeten sie ihren politischen Genossen daheim. Die Wahrheit über die Unhaltbarkeit der Situation, die zurückgewiesenen und verlachten Friedensmöglichkeiten, Übermut, Prasserei, Rechtsbruch, Schurkenstrieche der Oberen, das zynische Wohlleben der Kriegsgewinnler in Zivil und Uniform inmitten eines verelendeten Volkes schürte den Unfrieden und entfachte Brände der Empörung an allen Ecken des Reichs. In den Zentren der geistigen Aktivität suchten sich darum, die früher in ästhetischer Verkapselung den Sozialismus theoretisch oder gefühlsmäßig betrachtet hatten, jetzt praktisch zu betätigen. In den meisten Fällen geschah dies im Zusammenhang mit jener rebellischen Partei der Unabhängigen, in der sich

die besten intellektuellen Köpfe der deutschen Sozialdemokratie, meist aus dem Bürgertum herkommende, gesinnungsstarke, aufopferungsfähige, mit den Theorien und der geschichtlichen Entwicklung des Sozialismus wohl vertraute geistige Führer der Massen befanden. Diesen wendete sich Vertrauen, Hoffnung und Bereitschaft der kampfwilligen, revolutionär gesinnten Intellektuellen aus dem Mittelstande zu, der Intellektuellen, die das Versagen der Partei in ihrem Glauben an den Sozialismus nicht erschüttert hatte.

Nach der jahrelangen Inkubation, die durch meine Amerika-reise und das aus ihr resultierende Buch unterbrochen worden war, stieg jetzt die Hoffnung, politisch wirken zu dürfen, vor meinem Leben auf. In der fernen vergessenen Jugendzeit, doppelt vergessen durch den Endstrich, den der Krieg unter die Lebens-epoche jedes Menschen dieser Zeit gezogen hat, in meinen fernen Jugendjahren, in denen ich mit meinem Freund Bobolo, einem der Begründer der ungarischen sozialistischen Partei, die Versammlungen der Arbeiter Budapests besucht hatte, war dieser Trieb, politisch zu wirken, noch nicht von dem Gefühl der Brüderlichkeit, der Verbindung mit den Massen bestätigt gewesen. Heute, im Winter 1917/18, hatte das unermeßliche Leid der Gesamtheit, das brodelnde, noch undeutlich, aber bereits wahrnehmbare Aufsteigen der breitesten Volksempörung mich zum Genossen der Volksgemeinschaft, der gemarterten, zynisch vernichteten Menschengemeinschaft gemacht.

Die Kreise der unterirdischen Aktivität, die sich im letzten Kriegswinter bildeten und auf deren Werden die große russische bolschewistische Revolution deutlich Einfluß nahm — so ungleich sie auch waren, das eine Gemeinsame hatten sie: sie wollten mit dem unerträglichen Zustande aufräumen, in dem das deutsche Volk und die Völker der Erde sich nun schon vier Jahre hindurch befanden. In das Staats- und Gesellschaftsgebild nach dem Kriege sollten die gegenwärtigen Formen des Staats und der Gesellschaft, des Kapitalismus, des imperialistischen, militaristischen, wilhelminischen Zeitalters nicht mehr wiederkehren. Der Ungeist dieser Epoche, die zu Ende war, die mit solch erschütternder Katastrophe ihr Ende gefunden hatte, sollte aus dem Gefüge der menschlichen

Gesellschaft gemerzt werden. Über allen und vor allen Dingen aber: dieser Krieg mußte beendet werden. Es durfte nicht weiter sein, es durfte nie, niemals wieder geschehen, daß Menschen Menschen mordeten.

Schon bildeten sich Fäden, knüpften sich verwandte Gesinnungen international zusammen. Organisationen aus allen kriegführenden Ländern streckten ihre Fühler nach gemeinsamen Aktionen aus. In den neutralen Staaten, hauptsächlich der Schweiz, aber auch in Schweden und Holland, bildeten sich Kristallisationspunkte, versteckt noch, aber dem Eingeweihten bereits wohlbekannt, in denen sich Menschen, deren Gewissen den Krieg nicht mehr erdulden wollte, zu Besprechungen und Entschlüssen zusammenfanden. Unter Verfolgung, Behinderung mancher Art, Verdächtigung, ja Vernichtung der persönlichen Lebensform, verstärkten sich diese Zusammenhänge. Es kam über Grenzschwierigkeiten und Spionage hinweg ein Austausch von Persönlichkeiten zustande. Die Gemeinsamkeit des Zieles erhob Menschen derselben Kategorie über die allgemeine Wut- und Angst-Psychose. Während die Regierungen aller kriegführenden Völker auf Vergrößerung und Befestigung ihrer Kriegseffektivität bedacht waren, suchten jene verstreuten Gruppen pazifistischer Individuen Macht über die Seelen der reinen, enttäuschten aber nicht resignierenden sondern nach Aktivität strebenden Menschen zu gewinnen.

*

Der letzte Winter des Krieges war für mich in dreifacher Beziehung lehrreich und verheißungsvoll gewesen. An der Berliner Universität hatte ich einen Kursus Franz Oppenheimers über die Geschichte des Sozialismus gehört. Im Reichstag hatte ich den entscheidenden Kämpfen, die die Unabhängigen und die Mehrheitssozialdemokratie um Beendigung des Krieges führten, beigewohnt. In einigen jener bereits erwähnten Zirkel begegnete ich den wichtigsten Faktoren der bevorstehenden Umwälzung, manchem, dem ich bereits in Stockholm näher gekommen war.

Bei einem Kunsthistoriker — der aber zu den bevorstehenden Ereignissen nur, insoweit sein geräumiges Haus und ein schöner weiter Speisesaal Platz für eine größere Anzahl von Menschen

bot, Beziehung hatte — kamen Gelehrte von Weltbedeutung, Universitäts-Professoren, Soziologen, Kenner der Politik und der Völker fremder Länder einmal im Monat zusammen. Unter diesen der Graf Arco, Albert Einstein, Lujo Brentano, Dr. Kuczynski, der Lizentiat Sigmund Schulze. Erörterungen in diesem Kreise hatten naturgemäß mehr den Charakter von wissenschaftlichen, professoralen Referaten über die möglichen Formationen der inneren wirtschaftlichen Zustände und der auswärtigen Politik nach dem Kriege. Die Gesinnung der „Gleichgesinnten“ war gewiß keine umstürzlerische. Jede vernunftgemäße Neuerung wurde theoretisch erwogen, durch die Diskussion der Persönlichkeiten bedeutsam.

An den Abenden bei Witting, dem Direktor der Nationalbank, Bruder von Maximilian Harden, nahmen Männer und Frauen teil, die sich an einem anderen Ort bereits in einem Bund zusammengefunden hatten, dem Bund „Neues Vaterland“, einer pazifistischen Organisation, die wohl im Geiste der Unabhängigen geführt, in ihrer Zusammensetzung aber fast ausschließlich Elemente aus Kreisen bürgerlicher Intellektueller aufwies.

Die Zusammensetzung des Kreises beim Geheimrat Witting ließ darauf schließen, daß hier die Formung neuer Regierungsgebilde nach dem Kriege beabsichtigt war. Der positive, politische Ehrgeiz Wittings konnte diese Überzeugung nur bestärken. Daß der Krieg mit einer Revolution enden werde, war uns allen klar bewußt. Die Nachrichten von Meutereien auf den Schiffen und an der Front wären zur Bekräftigung dieser Anschauung gar nicht vonnöten gewesen. Die Politiker, Führer der Parteien und der Gewerkschaften, die Schriftsteller, die Organisatoren der Massen und die Berufssoldaten, die sich in dem Kreise zusammenfanden, hatten durch ihre unausgesetzte Berührung mit den politischen gewerkschaftlichen Körperschaften, den Arbeitern, den Offizieren und dem gemeinen Mann im Heere, mit dem Publikum der großen sozialistischen und bürgerlich-liberalen Zeitungen, Kenntnis über die Dinge, die sich vorbereiteten, Kenntnis auch von der Wandlung in der Stimmung des Volkes, die eine baldige Katastrophe, Abbruch des Mordens und eine revolutionäre Veränderung des auf Nimmerwiederkehr zu beseitigenden Regimes verhiessen. Schon

im Spätherbst 1917 galt daher in diesem Kreise, dem u. a. Haase, Bernstein, Kautsky, Kurt Eisner, Helene Stöcker, der Hauptmann von Beerfelde, Helmut von Gerlach, Dr. Nestriepke, der Bankier Simon angehörten, das bevorstehende Ende des Kaiserreiches als ausgemachte Tatsache. Der „Padischah“, wie Witting den Obersten Kriegsherrn nannte, als unwiderruflich erledigter Mann. Bei den „Gleichgesinnten“ des Kunsthistorikers waren die Diskussionen meist durch wissenschaftlichen Ballast gelähmt, die Gesinnung beschwert durch die Last geschichtlicher Erfahrungen, politischer, ethnologischer Erwägungen, es war zu viel professoraler Dünkel, zu wenig Kenntnis des wirklichen Volkes, seiner Tendenzen, Ansprüche, Kraft, Verhältnisse vorhanden — wenn auch die Not des Volkes Ursache und Zweck der Zusammenkünfte und der Erörterungen auf diesen Zusammenkünften abgab. Der Kreis um Witting aber, der sich nach außen hin mit der Vorbereitung eines Verlages politischer Schriften zu beschäftigen vorgab, war in Wirklichkeit das bürgerlich-sozialistische Hauptquartier der werdenden Revolution. In der Tat wurden in die erste Regierung des Reiches und Preußens nach der Revolution Männer gewählt, die in diesem Hauptquartier nächtlicherweile auftauchten und dann wieder verschwanden. Witting selber indes, der die Fäden der Macht gern in seiner Hand vereinigt hätte, erwies sich im entscheidenden Augenblick als zu berechnend, zu wenig wagemutig, an seinen materiellen Interessen festhaltend. Während er die Ambition, zumindest Finanzminister der Revolutionsregierung zu werden, aufgab, behielt er seine leitende Stellung als Präsident der Nationalbank, die ihm ein bedeutendes Einkommen sicherte. Er verstand es wohl, daß ein wesentlicher, ja ausschlaggebender Faktor jeglichen revolutionären Strebens persönliche Opferwilligkeit, Preisgabe der eigenen Interessen sei. Indes, er war wohl eher bereit, das Opfer von anderen zu fordern, ja in Anspruch zu nehmen, um dann, wie das ja nicht ungewohnt ist, die Frucht dieses fremden Opfers mit rasch zugreifender Hand selber zu pflücken. Im Grunde hatte er ja nicht falsch kalkuliert, denn die Revolution sank nach kurzem Aufflammen immer mehr in sich zusammen, und so konnte Witting sich weiter und weiter von seinem vorrevolutionären Kreise zurückziehen, in die Sicherheit seiner Position, die er ja nie auf-

gegeben hatte. Er löste schließlich vollends die Verbindung mit den Persönlichkeiten seines Kreises, während sein Schwiegersohn Hanns Paasche, ein reiner Mensch von schönstem Idealismus, wie bekannt, bald, in den ersten Monaten der Revolution weißgardistischen Offizieren zum Opfer fiel.

Aus dem Verlag revolutionärer Schriften, dessen vorbereitendes Komitee sich bald in das Haus Karl Kautskys transferiert sah, wurde ein mild gemäßigtes Jugendschriftenprojekt. Die tüchtige Frau des gelehrten Marxforschers schanzte die ganze Angelegenheit dem „alten Kameraden“ Cassirer zu, der, selbst in Sicherheit, in der Schweiz, nur darauf wartete, nach vollendetem Siege der Revolution in Berlin zu erscheinen, um dort abzuwarten, ob die Revolution vorwärtsschreiten oder abflauen sollte. Ein paar kümmerliche Broschüren aus der Geschichte des Sozialismus sind das einzig greifbare Ergebnis dieser „Verschwörung“ gewesen — es überdauerte immerhin die Regierungszeit der aus dem revolutionären Salon in der Schlüterstraße geholten Männer des Kreises um Witting.

*

Der „Bund Neues Vaterland“ bewährte sich unter wesentlichen Gefahren. Seine Tätigkeit bezweckte ja die Aufrichtung eines gemeinsamen Manifestes gegen den Krieg und für die Völkerverständigung unter pazifistischen kriegsgegnerischen Männern und Frauen aus den kriegführenden Ländern. Vorsitzender des Bundes war der Herrenreiter und Rennstallbesitzer von Tepper-Laski. Die Mitgliedschaft des Bundes setzte sich zum großen Teil aus Männern und Frauen zusammen, die in dem erwähnten Kreise um Geheimrat Witting und den Kunsthistoriker in der Margaretenstraße praktische und theoretische revolutionäre Arbeit geleistet hatten. Neben der Pflege internationaler Beziehungen zu kriegsgegnerischen Schwesterorganisationen in den „Feindesländern“ hatte es sich der Bund zur Aufgabe gemacht, das Schicksal fremder Kriegsgefangenen in Deutschland zu erleichtern, Erleichterungen für die deutschen in den Konzentrationslagern der „Feindesländer“ zu erwirken usw. In breitere Schichten des Volkes drang das Wirken dieser Organisation keineswegs, dazu war ihr Charakter ja auch ein zu exklusiv bürgerlicher. Immerhin verbanden sich hier Menschen zu gemein-

samem Tun, von denen mancher seine eigene politische Initiative in parlamentarischen, industriellen, publizistischen Institutionen betätigen und propagieren konnte. Auch eine kleine Gruppe von kapitalkräftigen Förderern der fortschrittlichen sozialistischen Idee fand sich unter den ersten Mitgliedern des Bundes wie im Kreise um Witting. Es waren dies die uneigennützigen Geldgeber der Partei der Unabhängigen und ihrer Presse, darunter die ausgezeichneten, menschlich zuverlässigen Brüder G., H.; auch der kluge, tatkräftige Bankier und spätere Finanzminister des Revolutionskabinetts. Die Zahl dieser kleinen Gruppe sozialistischer Geldmänner und Enthusiasten vergrößerte sich im Laufe der fortschreitenden Revolution keineswegs. Die Radikalität des russischen Beispiels stand drohend am östlichen Horizont, Sozialisierung und Preisgabe bürgerlichen Wohlstandes erweckte Furcht und Widerstreben. Die Furcht vor den letzten Konsequenzen ihrer Gesinnungs- und Handlungsweise hatte diese bürgerlichen wohlgesinnten Kapitalisten den radikalen Kämpfern von jeher zweideutig und verdächtig erscheinen lassen. Während in ihren eigenen industriellen und kommerziellen Betrieben Arbeiterschaft und Beamtenstab zu ihnen wie zu Vätern aufblickten, verlor die große Masse den Blick für die Einschätzung ihres zwispältigen Grundwesens; sie sah in den wohlgesinnten, braven und tüchtigen Männern allein Millionäre, Amateursozialisten, die sich für den Fall des revolutionären Umschwungs die Sympathien des Proletariats zu sichern trachteten.

•

Unter den Vorbereitern der kommenden Revolution, die sich in jenen ersten Konventikeln trafen, war sicherlich Kurt Eisner einer der wichtigsten und bedeutendsten. Ich hatte im Gespräch mit Eisner den Eindruck einer unbesiegbaren Skepsis, mit der er die Möglichkeit und den Verlauf einer Erhebung der Massen in Deutschland betrachtete. Auch bei der Beobachtung seines weiteren positiven Wirkens während der Revolution bin ich nie ganz die Vermutung losgeworden, daß Eisner bei allem, was er tat, eine Kluft zwischen sich und den Massen klaffen fühlte, daß er einer abgründigen Ernüchterung nie ganz Herr werden konnte. Ich

erinnere mich, wie er mir einmal über das Problem der Führerschaft folgende sozialistische und deutsche Wahrheit aussagte: „Die Aktion des sozialistischen Führers in Deutschland ist gelähmt durch das Bewußtsein, daß er die Masse nicht hinter sich habe. Die Masse hat ihr Vertrauen zu uns verloren, sie folgt uns nicht. Wie können wir führen, wenn wir die Masse nicht hinter uns wissen?“

Die Ereignisse haben in ihrem naturnotwendigen historischen Fluß Eisner und die Masse mit sich gerissen, für eine Zeit scheinbar zusammengeschweißt, darauf wieder auseinandergetrieben, jeden nach verschiedenen Richtungen hin weggeschwemmt, den einen in seinen Tod, die anderen, die vielen, in ohnmächtige vernichtende Passivität.

*

Der „Bund“, wie jener Kreis um Witting, brauchte Publizisten. Neue Zeitungen, Zeitschriften sollten nach dem Kriege erscheinen. Die Unabhängigen planten die Gründung eines Organs, eines Verlages. Jenes Jugendschriftenprojekt sollte zur Ausführung gelangen. Man brauchte also Publizisten, deren Gesinnung man aus den sozialistischen, aus den bürgerlich liberalen Zeitungen kannte. Sie sollten sich nun im Sinne dieser Tendenzen betätigen, die der Bund, die geheimen Konventikel verfolgten. Die Funktion dieser Publizisten war im Bund wie in jenen Konventikeln nicht einwandfrei definiert. Man brauchte sie, man hoffte, ihre Fähigkeiten, ihre Gesinnung den Zielen nutzbar machen zu können, die ebenfalls noch keinen sicheren und festen Umriß gewonnen hatten. Ich selbst war hauptsächlich wegen meiner während des Krieges im bürgerlich-liberalen „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Aufsätze zugezogen worden. Ich begegnete im Bund und jenem Kreis um Witting dem Schriftsteller Wilhelm Herzog, der vor dem Kriege in bürgerlichen Blättern Literaturkritik geübt hatte, im Lauf des Krieges sich der Wertschätzung des französischen Dichters und Menschenfreundes Romain Rolland rühmen durfte, von dem er einiges ins Deutsche übersetzt und herausgegeben hatte.

Über die Rolle, die in dem Zusammenhange: Politik — Literatur, dem Element der Publizistik zugeachtet war (der „alte Kamerad“ Cassirer hatte ja, wie man sich erinnern wird, über

ein ähnliches Thema einiges Grundlegende geäußert!), gab bei einer Besprechung im engeren Kreise jener kluge und tatkräftige Bankier und spätere Finanzminister die programmatische Erklärung ab: „Um Intellektuelle sei es ihm nicht bange. Intellektuelle könne man kaufen. Man brauche bloß den Preis zu bestimmen, dann wäre jeder Intellektuelle zu haben“. Nach diesem lapidaren Ausspruch, der für die radikale Tendenz der projektierten Publikation nichts Gutes verhieß, erfolgte von der Seite, wo ich saß, d. h. aus meinem Munde, ein Zwischenruf: „Mich nicht“. Auf der anderen Seite aber, wo Herzog saß herrschte Stillschweigen. Von der Gesinnung des Geldmannes führte offenkundig eine gerade Linie zu dem „Vorkämpfer des Geistes“, der zumeist erst in die Debatte eingriff, wenn das Thema zur Erörterung stand: Wer für diese, für jene Unternehmung Geld hergäbe und wieviel? Als zu einem jener Verlagsunternehmungen, die im Hause Witting geplant wurden, der alte, ehrwürdige Karl Kautsky zugezogen werden sollte und ich beschäftigt war, bat ich Witting, Herzog zu Kautsky zu schicken. Witting bemerkte darauf lachend, daß der es unter seiner Würde hielte, ähnliche Schritte zu unternehmen. Was ihm liege, sei vielmehr, Geld für Unternehmungen zu beschaffen, mit jungen Tiergartensöhnen zu frühstücken, dabei erreiche er dann, was zu erreichen er sich vorgenommen habe!

Avantgarde des Geistes, des Sozialismus, der kommenden Revolution, die die Aufhebung der Klassen, Bekämpfung der parasitären Schichten der Gesellschaft, den Ausgleich zwischen geistige, und körperlicher Arbeit bezweckte!!

Erscheinungen, wie die des literarischen Nutznießers, des skrupellosen Konjunkturmenschen, diskreditierte und diskreditiert fortdauernd den Intellektuellen wahrhaftiger, innerlicher Gesinnung und Überzeugung, obzwar die Widersprüche solcher Erscheinungen und ihre Wirkungen dem feinfühligere Bürger intensiver bemerkbar werden als dem nicht gar tief unter der Oberfläche forschenden, sich mit der baren demagogischen Phrase begnügenden Proletarier. Daß gerade jener Intellektuelle, von dem der zynische Finanzmann behauptete, daß er unter bestimmten Bedingungen zu kaufen sei, in den ersten Wochen der Revolution eine Tages-

zeitung „Für die Sicherung der Revolution, für die Internationale, für Menschlichkeit“! gründete und einige Wochen lang, bis die Lage brenzlich wurde, fortführte, um dann plötzlich, nach dem Einstreichen der ausbedungenen Abfindungssumme seinen Redakteuren und Mitarbeitern einen Fußtritt zu versetzen, sie auf die Straße zu jagen, wie der unverschämteste kapitalistische Ausbeuter — daß gerade jener Intellektuelle als Repräsentant des Niveaus und des Charakters des deutschen revolutionären geistigen Arbeitertums angesehen worden war, das verdarb natürlich zum großen Teil die Möglichkeit, zum revolutionären Proletariat hinzufinden. Und dieser selbe Schriftsteller, der mit der gleichen Tüchtigkeit sich des sensationslüsternen Tiergartensnobs bemächtigt hatte, wie er sich der Freundschaft des von ihm gelobten französischen Friedensapostels rühmen durfte — hatte die Stirn, in seiner kurzlebigen Zeitung einen Pranger aufzurichten und auf diesen nach eigenem Gutdünken allerhand mehr oder weniger schuldige Individuen hinaufzujagen, die in bedrückenden Zusammenhängen befangen, nicht die Gesinnungsstärke des geschäftstüchtigen Avantgardisten besaßen. — Daß sich dieser Vorkämpfer des Geistes trotz wiederholter vernichtender Anprangerung seiner eigenen Persönlichkeit, immer wieder, sogar in der radikalsten Parteiorganisation, die Lauterkeit, Selbstentäußerung und Opfermut von ihren Mitgliedern voraussetzt, zu halten vermag, das beweist die Verwirrung der Begriffe im leichtgläubigen Proletariat in bezug auf Gesinnungs- und Parteizugehörigkeit.

*

Im verhängnisvollen Winter des letzten Kriegsjahres verfaßte der ehemalige deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, seine bekannte Broschüre, in der die härtesten Anklagen gegen die Politik des Kaisers und seiner Ratgeber gegenüber England ihre Formulierung fanden. Ein aktiver Hauptmann im deutschen Generalstab, Herr von Beerfelde, hatte diese Broschüre, die in nur wenigen Exemplaren zirkulierte, auf eigene Faust drucken lassen und an eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Deutschlands versandt. Diese Sendungen waren zuweilen von Briefen begleitet, wie Beerfelde deren auch so manche an die Heerführer und an die Mitglieder des kaiserlichen Hauses ge-

richtet hatte. Briefe, ins Gewissen redende Aufrufe, Mahnungen an die Pflicht gegenüber dem Volke, der Menschheit, Gott. Man kann in dieser Tat des Hauptmanns von Beerfelde, eines Mannes von lauterster, religiös begründeter Gesinnung, der aber von einem überschwänglichen Drang des Mitteilungsbedürfnisses ganz beherrscht war, eine der wenigen, wirklichen, entschiedenen individuellen Aktionen zur Vorbereitung der Revolution erblicken. Der sympathische, ausgezeichnete Mensch wurde von der Obersten Heeresleitung selbstverständlich kurzerhand unschädlich gemacht, eingesperrt und als preußischer Offizier und Adliger für irrsinnig erklärt. Eine Reihe von Briefen, die er aus dem Gefängnis an eben jene erlauchten Personen absenden wollte, denen er die Lichnowsky-Broschüre zugedacht hatte, sollte die Vermutung bestätigen, daß es sich um einen Wahnsinnigen handle, der in der entscheidenden Gefahr seines Landes das Übel der Flaumacherei bis zur kriminellen Betätigung der Kriegssabotage emporgeschraubt hatte. Beerfelde aber, den die Soldaten am ersten Tage der Revolution aus dem Gefängnis holten, war im Grunde nicht weniger klar oder unklar in all seinen Taten und Absichten, als die Mehrzahl der aus sittlichen Gründen zur revolutionären Betätigung getriebenen intellektuellen und religiösen Menschen dieser Zeitläufte es im allgemeinen waren.

*

Eine merkwürdige und tragische Rolle spielten die Frauen in diesen revolutionären Vereinigungen. Neben der steten, auf das Erreichbare und das untopisch Notwendige gerichteten Kraft des Glaubens und der Überzeugung, die Helene Stöcker auszeichnete, die auch für eine andere ausdauernde Kämpferin um die Idee des Pazifismus, Elisabeth Rotten, charakteristisch war, fanden einige von überschwänglichem, niemals befriedigtem, unstillbarem Betätigungsdrang gequälte Frauen Platz in diesen Zusammenhängen, die sie oft gefährdeten, da sie die gegebene Linie nicht einzuhalten vermochten. Manche unter ihnen sind auch auf tragische Weise inmitten ihrer vielfältigen Aktivitäten zu Schaden gekommen. In dem Stadium revolutionärer Vorbereitungsarbeit spielen die Frauen gewiß eine verhängnisvolle Rolle. Ihr Temperament ist von beträchtlicher Wirkung, vorwärtstreibender Kraft in allem, was über

die Sphäre des durch Vernunft allein Erreichbaren hinübergreift; manchmal aber geben sie aus Ungeduld über die Schwierigkeiten des nächsten Zieles die Idee selber preis.

*

Nach einem schrecklichen Winter des Hungers, der seelischen Qual und einer beängstigend sich manifestierenden Perversion des Gefühls durch die zu lange Kriegsdauer war das Frühjahr 1918 herangebrochen. Symptome des unaufhaltsamen Verfalls machten sich bemerkbar. Verfalls der Wehrfähigkeit des Heeres, der Volksgesundheit. Verwirrung aller Begriffe von Recht und Unrecht. Aufgabe der Hoffnungen. Zitternde Erwartung eines Endes mit Schrecken. Im Reichstag die Auseinandersetzung des Admirals Capelle mit den Führern der Unabhängigen Haase, Dittmann, Vogtherr wegen der Meutereien auf dem Kriegsschiff „Baden“, für die die Unabhängigen verantwortlich gemacht wurden und der Matrose Reichpietsch mit seinen Genossen, als erstes Opfer der Revolution Deutschlands gefallen war. Die Zumutung, unter Preisgabe des Elsaß einen Frieden mit den Ententemächten zu schließen, hatte Staatssekretär Kühlmann mit einem pathetischen dreimaligen Niemals von sich gewiesen. Der U-Bootkrieg in vollem Schwange. Auf Paris richteten sich weitreffende Kanonen neuester Konstruktion. Jedermann wußte: wenn nach der letzten Offensive, nach der mit Absicht brutalsten Verschüchterung des Feindes kein rascher Sieg erfolge, würde ein unaufhaltsames Zurückgehen notwendig sein. Schon wüteten Seuchen; in dem niedergebrochenen Österreich, das mit den furchtbaren Mitteln des Gaskrieges am Isonzo den Sieg über die Italiener zu erfechten hoffte, starben Menschen an der Lungenseuche.

Hie und dort brach aus den Reihen einer seelisch zusammen, konnte nicht mehr weiter, ertrug die Qual dieses Daseins, die Vergiftung der Atmosphäre durch die Lüge nicht länger, verkroch sich, krank und fertig mit der Menschheit, abseits wie ein angeschossenes Tier. Jedermann erwartete mit heimlichem Schauer oder abgestorbener Gleichgültigkeit den Frieden, der natürlich nur ein Frieden um den Preis bedingungsloser Kapitulation werden konnte. Wilsons 14 Punkte, an deren Einhalten kein vernünftiger

Mensch glaubte, schwebten wie eine Fata Morgana an dem Horizont der politischen Konstellation.

Wunderbar war es — konnte man denn noch irgend etwas Positives tun und schaffen! — Sommerwochen in Putbus auf Rügen, mit dem Blick auf den herrlichen alten Park, dessen Bäumerauschen nur das Gurren der Waldtaube unterbrach, zu verleben, auf Augenblicke alles zu vergessen, mit einer verzweifelten Konzentration aller Sinne auf das tiefe, friedliche Wunder der Natur seinen Tag zu leben. Das Gift der Zeit aber steckte in allen Adern. Es war kaum mehr, auch für Augenblicke nicht, zu überwinden. Den Selbstmord, dessen Gespenst der einzelne so oft in diesem Kriege, in der aufgezwungenen Untätigkeit seines rastlosen Herzens deutlich vor sich auftauchen gesehen hatte, den Selbstmord der Nation erwartete nun jedermann mit perversen Gefühl der Unentrinnbarkeit, von Tag zu Tag. Unbegreiflich die Haltung, nicht der Regierenden allein, die ja die Massen im Grunde nur noch um den Fortbestand ihrer Macht und baren Existenz weiterkämpfen ließen! — unbegreiflicher noch die Unentwegtheit der verantwortlichen und ihrer Verantwortung bewußten Organisatoren der Zivilinstitutionen im Lande, die den Krieg gegen alle Vernunft weiterführen halfen. Einen Weg aus diesem herausfinden! Aus dem Irrsinn des Alltages, dem pathologischen Verkommen, das einen von den Füßen riß!

In diesen Tagen besuchten einfache Menschen mein Haus; sie kamen, setzten sich an meinen Tisch, suchten mich und meine Gefährtin für uralte Weisheiten zu gewinnen, die sie aus den prophetischen Büchern der Bibel schöpften, mit Zungen aus sich reden ließen. Diese Menschen, die sich Ernste Bibelforscher nannten, hatten aus den hermetischen Sprüchen Daniels, Jeremias, Jesaias den Ausbruch des Krieges, die Notwendigkeit der Niederlage, das Kommen des Millenniums erfahren. Sie nannten sich auch „Israeliten im Geiste“. Die „Israeliten im Fleisch“ aber, so nannten sie jene Schar opferwilliger, begeisterter Juden, die nach dem alten Zion im Heiligen Lande pilgern wollten, um dort ein neues Reich Gottes aufzurichten. Aus jenen hermetischen Schriften der Bibel hatten sie auch die Gewißheit gewonnen, daß, wie der Untergang ihrer eigenen Märtyrerklasse, der Untergang jener Israeliten im Fleische

drüben am Jordan notwendig sei, um dem Herrn den Weg zu ebnen. Auf kabbalistische Art deuteten sie wörtlich das eine, aufs Symbolische übertragen, das andere Zitat aus der Bibel. „Mene, mene tekel Upharsin“, die Worte an Belsazers Wand fanden sie auf folgende Weise erklärt: mene: eine Mine d. h. 1000, tekel: ein Schekel d. h. 20, Upharsin: die Hälfte einer Mine d. h. 500 — von der Zerstörung des Tempels 606 v. Chr. Geburt zur Zerstörung des Weltreiches der irdischen Machthaber im August 1914: 2520 Mondjahre. Diese Zahlen sollten die Prophezeiung des Unterganges des irdischen und das Kommen des dritten Reiches erklären . . .

Aus ungezählten Erinnerungen webt sich mir heute das zweideutig gefährliche Wesen des Überganges aus dieser schrecklichen Zeit in eine andere, in der Aberglauben, Irrwahn und unbegriffene Wirklichkeit das Herannahen der endlichen Erlösung beweisen sollten — einer Erlösung, die sich als Katastrophe darstellte; und je weiter die Zeit fortschritt, um so stärker mußte sich das Gefühl befestigen, daß es sich um einen Kataklysmus handelte, daß diese Zeit nicht nur die Katastrophe der besiegten Länder, sondern der gesamten europäischen Gesellschafts- und Kulturform bedeutete. So war das Ende des Sommers 1918 herangekommen. Das Ende des Krieges und der Beginn einer Zeitepoche, deren erste Regungen uns alle erschreckten und überwältigten.

Die deutsche Revolution.

Am 1. Mai 1916 hatte in Berlin auf dem Potsdamer Platz jene Demonstration gegen den Krieg stattgefunden, an der sich Karl Liebknecht wie ein geringer Soldat der großen Weltarmee des Proletariats durch Verteilen von Handzetteln und Flugblättern beteiligte. Durch die Menge schlichen Geheimpolizisten. Der Polizeipräsident von Jagow schob sich unauffällig von Gruppe zu Gruppe, blieb stehen, horchte, verständigte sich dann durch Blicke mit seinen Kreaturen; Karl Liebknecht wurde verhaftet.

Zwei Jahre nach jenem 1. Mai, am 1. Mai 1918, wehte schon die rote Fahne vom Dache der russischen Gesandtschaft, Unter den Linden, mitten im Kriege, mitten in den Krieg hinein. In der sich, in wilder Verzweiflung, hoffnungslos zwar, aber noch aufrecht austobenden Kaiserwelt Deutschlands wehte — vom Dach der russischen Gesandtschaft das rote Banner der Revolution in heller Frühlingssonne.

Am 21. Oktober 1918 hielt Liebknecht, aus dem Zuchthaus kommend, seinen Einzug in die gärende Stadt Berlin. Ungeheuere Menschenmassen hatten sich um den Anhalter Bahnhof gesammelt, begleiteten das Auto, von dem herab Liebknecht, Vorbote und Apostel der Revolution, Ansprachen an die Versammelten richtete. Der Krieg war in sich zusammengebrochen, das deutsche Kaiserreich am Verenden. Hier stand der Mann, der das Kommende verkörperte, ein hinter Kerkergrittern hart, fahl, kalt und hager gewordener Mensch, durchschüttert aber von innerer Glut, von Kraft und Glauben. Die Menge begleitete ihn durch die Stadt.

Jetzt stand das Auto Liebknechts Unter den Linden, vor dem Hause der Russen, und hier hielt Liebknecht, zu den Fenstern der Gesandtschaft aufblickend, eine Rede an die Menge. Es war der Vorabend.

Am nächsten Tage fand in der Gesandtschaft ein Empfang zu

Ehren Liebknechts statt. Zur selben Abendstunde, in der wir in den prachtvollen festlichen Sälen der Gesandtschaft beisammen-saßen, Abgeordnete der Unabhängigen Partei, Proletarier, Intellektuelle, Russen und Deutsche — Revolutionäre — um diese selbe Stunde, so verkündete es der Gesandte Joffe in seinem ersten Trinkspruch, marschierten in Moskau Hunderttausende mit Fackeln nach dem Roten Platz vor dem Kreml, um Liebknecht zu ehren, den Verkünder, den Schöpfer der brüderlichen deutschen Revolution, Helden des revolutionären Proletariats Deutschlands und der Welt.

Zum erstenmale betrat ich das Haus Unter den Linden. Die Genossen, die das Tor öffneten, schüttelten uns die Hand, sie klopfen uns begeistert auf die Schultern, während sie uns die Mäntel abnahmen. Freundschaft und Kameradschaft begannen schon am Tor, wie man sah, denn die Genossen, die uns hier unten begrüßten, gehörten ja zur „Dienerschaft“ des Hauses. Oben die prunkvollen Säle des ersten Stockwerkes, mit grünen, mit malvenfarbigen, zitronengelben Damasttapeten bespannt, waren von einer zahlreichen Schar von Gästen belebt. Um den alten, vom Tode bereits gezeichneten Franz Mehring standen bekannte Männer und Frauen. Haase war da, Oscar Cohn, Ledebour, Eichhorn, der spätere Polizeipräsident Berlins. Geschäftig und aufgeregter eilte Eduard Fuchs, offenkundig der Ordner dieser Festlichkeit, durch die Säle. Wir waren alle von feierlicher Erregung ergriffen. Daß dieses Fest möglich war, bewies ja deutlich die Nähe der Erlösung. Nach Liebknechts Erscheinen in Berlin war die Entwicklung der Dinge unaufhaltsam vorgeschritten. Das Volk hatte endlich, endlich sein Machtwort gesprochen, Liebknecht war frei!

In einer Gruppe von jungen Arbeitern fiel mir ein einarmiger, blasser Jüngling auf, später hielt er an der Tafel die beste, schärfste, direkteste Rede, die an diesem Abend gehalten wurde.

In der Tür erschien jetzt Liebknecht mit seiner Frau Sonja. Wie sehr hatte sich Liebknecht seit jenem 1. Mai, an dem ich ihm in der Menge am Potsdamer Platz begegnet war, verändert. Wie sehr war seine Haltung eine andere geworden, seit ich ihn vor dem Kriege im Reichstag sprechen gehört hatte, zuletzt über

die Kornwalzenaffäre, die große Korruption bei Krupp. Er wurde ja damals von seiner Partei mit Vorliebe auf die Tribüne geschickt, sobald eine eklatante Enthüllung des Regimes zu vollziehen war, Sensationsaffären aufs Tapet kamen. Ich hatte darum im Reichstag stets den Eindruck eines eifernden, mit großem Schwung sprechenden, im übrigen aber seine Worte mit Geschmack und in wirksamster advokatorischer Form setzenden Redners. Jetzt sah ich ihn aus nächster Nähe. Ein blasser, stummer, düsterer Asket war das, der da in der Tür stand. Das Haar, das er ehemals wellig trug, kurz geschoren, die Wangen eingefallen, rasiert bis auf einen kleinen gestutzten Schnurrbart. Graugrüne Zuchthausfarbe lag über diesem Gesicht. Sonderbar die Augen, zwischen Unstetigkeit und Starre wechselnd. Neben ihm Sonja. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war sie jünger, reizvoller geworden. Das schöne geistvolle Antlitz ganz verändert vom Glück. Sie hielt sich während des ganzen Abends eng an seiner Seite. Meine Gefährtin sagte: „Wie eine Blume ist Sonja aufgeblüht über Nacht.“

Der Bankettsaal, ein riesiger elfenbeinschimmernder Raum, tat sich vor uns auf. An einer langen Tafel, die mit roten Rosen, Nelkensträußen, roten Seidenschleifen verziert war, nahmen wir Platz. Gegenüber von Karl und Sonja saß Joffe, in seiner Erscheinung und seinem Gehaben eher an einen großen Finanzmann gemahnend als an den Gesandten der ersten proletarischen Macht der Erde. Neben ihm seine elegante Frau, in der Haltung ganz Pariserin, raffiniert, doch zart, bei ihr das Töchterchen der beiden, ein anmutiges, nachdenkliches Kind. Zur Rechten Liebknechts bemerkte ich einen jungen blonden Mann mit zierlichem Bärtchen, witzigen Augen in einem leuchtenden Gesicht, sehr jung und doch irgend etwas Gesammeltes, Direktes, Gerades und Starkes in seinem Wesen auffallend. Uns gegenüber saß der alte Recke Ledebour, den ich zuletzt, vor einem Jahr, in Stockholm gesprochen hatte. Dann war Luise Zietz da, Proletarierfrau, schwer abgearbeitet, in Not und Kämpfen verbraucht. Neben uns Eichhorn und seine Frau, die meine Gefährtin und mich mißtrauisch anblickten, Bürgerpack witternd. Am Ende der Tafel gewahrte ich den jungen Einarmigen und

Emil Barth, der wenige Tage später Volksbeauftragter der Republik Deutschland werden sollte.

Der Saal schimmerte im Glanz der Glasluster. Zwei gewaltige eiserne Haken ragten aus den elfenbeinfarbig glatten Wänden hervor. Dort hatten ehemals die Ölbilder des Zaren und der Zarin gehangen. Manch einer an der Tafel machte seine Glossen über die Verwendbarkeit dieser beiden Haken. K., der Pianist, der mit seiner Frau zugegen war, wurde gebeten, sich an den Flügel zu setzen und zu spielen. Wir hofften: wir würden nun die „Internationale“ zu hören bekommen, er aber schien sie nicht zu kennen, und so wurde es nur die Marseillaise, doch in einer künstlerisch einwandfreien Wiedergabe, — da K. ja Busoni-Schüler ist — und in einem gewaltsamen, rhytmisch prachtvoll aufreizenden Tempo.

Nach dem ersten Gang erhob sich Joffe und sprach, eben von jenem Fackelzug über den Roten Platz Moskaus. Er berichtete, daß das ehemalige Leibgarde-Regiment des Zaren jetzt nach Karl Liebknecht benannt worden sei. Joffe sprach, seine innere Erregung bemeisternd, kurz, ernst. Ich sah im Gesicht manch eines um den Tisch leises Zucken, unterdrücktes Gefühl. Nach Joffe erhob sich der junge Russe neben Karl. Nun hörte ich, daß dies Bucharin sei, der schärfste, unerbittlichste Theoretiker des Bolschewismus. Seine Rede war eine einzige wilde Anklage gegen Kautsky, den Renegaten, der dem siegreichen Proletariat in den Rücken gefallen war. Mehring dagegen galten Bucharins Worte der Liebe. Das russische Proletariat, siegreich aus der mit Vernichtung drohenden Schlacht des Weltimperialismus und der Bourgeoisie des eigenen Landes hervorgegangen, blicke hoffend auf zu dem alten Kämpfer, dem Märtyrer und ehrwürdigen Wegbereiter der deutschen Revolution.

Bald darauf sprach Liebknecht selber. Eisig, hart und unerbittlich kamen seine Worte, wie seine gestählte Seele es in der Zuchthaushaft geworden war. „Ein Wunder ist mir widerfahren“, sagte er, „vor 24 Stunden noch saß ich in einer Zuchthauszelle, heute in diesem lichterdurchfluteten Raum unter Genossen, Blumen und Musik. In weiteren 24 Stunden aber wird das Wunder geschehen sein, die deutsche Befreiung. In den verflossenen Stunden,

seit ich frei bin, habe ich eine Sammlung der Gesetze und Verordnungen durchgesehen, die die russische Revolution seit ihrem Bestehen der Welt gegeben hat. Wenn nur der hundertste Teil vom dem Wirklichkeit wird, was in dieser Sammlung niedergeschrieben steht, was in diesen Gesetzen an Menschenrechten aufgezeichnet ist, dann ist die Menschheit auf ihrem Wege zum Ideal eine gewaltige Strecke vorwärtsgeführt worden. Es ist das idealste Programm, das Menschen jemals zur Befreiung der leidenden Klassen aufgestellt haben. Aber keiner von uns wird sich verhehlen: die russische Revolution ist in Gefahr, wenn ihr die deutsche nicht zur Hilfe kommt! Gelingt es dem deutschen Proletariat nicht, den Sieg zu erringen, dann verschlingt der Weltkapitalismus, der noch mächtig und ungebrochen dasteht nach dem Gemetzel, die Welt und das Proletariat und das Menschenrecht in kurzer Frist. Das wollen wir verhindern.“ Seine Worte waren von mechanischen wuchtigen Bewegungen der Linken markiert. Wie ein Hammer schlug die Faust auf den Tisch nieder, immer auf dieselbe Stelle. „Wir müssen zur Tat schreiten. Keine Zeit zu verlieren. Zur Tat!“

Die Starre, die über die ganze Figur dieses Menschen sich gebreitet hatte, des Mannes, der den Willen des deutschen Proletariats, das Schicksal der Menschheitsentwicklung in dem leidenden Lande versinnbildlichte, drang durch jedes Wort, jede seiner Gebärde. Wir sahen seine Faust an. In diesem knöchernen Werkzeug schien sich das ungeheuerere revolutionäre Wollen der durch den Krieg erschütterten Welt zu konzentrieren. Die Schläge dieses Hammers, auf die Tischplatte niedersausend, sprengten eine Kette, zerschlugen ein Schloß. Als er sich setzte, wich die Starre von ihm, Müdigkeit schien ihn zu umfassen. Gerührt blickten wir in Sonjas schönes, ausdrucksfähiges Antlitz. Ihr Gesichtsausdruck war bemerkenswert, während Karl sprach. Sie blickte zu ihm hinauf, der an ihrer Seite stand, sie kaum zu bemerken schien — wie überhaupt die Versammlung für ihn gar nichts Reales, Gegenwärtiges war. Geradeaus der Blick ins Ferne, Ungemessene, der Blick des Gefangenen über die Mauern, die ihn umgeben, in die Freiheit. So hatte er gesprochen, so saß er nun an der Seite seiner Frau. Diese fühlte es. Sie schien, während er zur Tat

aufrief, plötzlich zu welken, zu verfallen. Schwer und schwerer senkte sich das Schicksal abermals nieder auf ihr eben erst erblühtes Gefühl, ihr eben erst erblühtes Gesicht, aus dem die Farbe der Liebe entwich. Dieser lebendige Mensch, dem Glücke aufgetan und bebend bereit, verfiel in Sekunden, erstarrte, als habe er der Medusa ins Auge geblickt. In wenigen Augenblicken war es ihr bewußt geworden: kaum zurückgekehrt, verließ er sie abermals, entschwand er aus ihrem Leben, dorthin, wo die Pflicht ihn rief, in das ungewisse, wahrscheinlich tödliche Schicksal! Die liebende Frau sah das Schicksal in diesem Augenblick. Sie erkannte es, darum verfiel sie. Wir alle traten mit unseren Gläsern an Karl und Sonja heran. Um den Tisch drängten sich Bekannte und Unbekannte, die Gläser in der Hand. Deutsche und Russen, Berühmte und Bescheidene, die Diener von unten beim Tor, Rotgardisten, die ersten bewaffneten Arbeitersoldaten der proletarischen Revolution, die Jugendlichen aus den Versammlungen, junge reizende Mädchen neben den alten bewährten Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung — alle in einem Augenblick der höchsten Freude hingegeben, daß sie ihren Führer sehen konnten.

Die Rosen und roten Nelken vom Tische wanderten. Jeder und Jede steckte sich dieses Zeichen der Revolution an sein Gewand. Das dürftigste Kleid schimmerte herrlich auf, das bleichste Gesicht erglühete von der Blutfarbe der nahenden Befreiung. Vor Karls Glas türmte sich ein Hügel von blühendem Rot. Sonja lächelte wieder beglückt. Wir tranken ihr zu. K. saß an dem Flügel und improvisierte aus Beethoven, dann hörten wir Chopins Rhythmen. Schließlich war es ein einziger, wunderbar hinströmender Hymnus.

Die Reihe der Trinksprüche nahm ihren Fortgang. Luise Zietz sprach von den Anzeichen der nahenden Umwandlung, von der Meuterei der Matrosen auf den Kriegsschiffen vor Kiel. Der junge einarmige Globig sprach klar und mit dem Schwung des geborenen Agitators über die Organisation der proletarischen Jugend, ihre Kampfbereitschaft, ihren Enthusiasmus. Während er sprach, lebte Karls Gesicht auf. Hier erblickte er Hoffnung! Emil Barth passierte ein Lapsus. Mit wilder Geste, weit ausholend, wies er auf

Liebknecht und rief: „Seht dort das scheußliche Opfer des Militarismus!“ Jemand stieß ihn an, er bemerkte das Unheil, verbesserte sich und sprach vom Opfer des scheußlichen Militarismus. Während Barth sprach, sahen wir auf Liebknechts Gesicht einen Schatten vorüberhuschen. Etwas, das Verachtung sein mochte, vielleicht Abscheu, vielleicht Verzweiflung des Führers an den Mitkämpfern.

Wir blieben noch lange beisammen. Draußen in dem grün-damastenen Saal, unter dem Bild, das eine wild aufgepeitschte See darstellt, stand der alte Mehring im Gespräch mit Ledebour und Haase. Ich fand Gelegenheit, in einer Ecke mit Liebknecht einige Minuten lang zu sprechen. Ich sagte ihm: „Die Intellektuellen Deutschlands haben im Kriege gelernt; man müßte sie zur Bewegung heranziehen. Könnte man das Mißtrauen gegen sie nicht aufgeben, so müßte man es doch mildern. Im Kriege ist ja manches anders geworden. Es wäre wichtig, die intellektuellen Kräfte für die Revolution mobil zu machen. Man müßte sie zu diesem Zweck organisieren.“ Liebknecht sagte mir ein paar verbindliche freundliche Worte über meine Bücher, die er im Zuchthaus gelesen hatte, besonders den „Bruder Wurm“. Er sprach dann, auf die Sache übergehend: „Intellektuelle können wir heute nicht brauchen. Arbeite jeder an der Stelle, wo er steht, für die Revolution, so gut er kann. Was jetzt zu geschehen hat, ist einzig die Tat. Dabei können wir den Intellektuellen nicht brauchen, vor allem den deutschen Intellektuellen nicht. In der Periode des unerbittlichen Kampfes ist der Intellektuelle Ballast.“ Später wendete er sich der Gruppe zu, in deren Mitte der kleine einarmige Arbeiter stand. Ich sah es klar, worauf es in dieser Zeit ankam. Was der junge Globig an diesem Abend, an dem so viele tätige und bedeutende Männer und Frauen gesprochen hatten, vorstellte, war das einzig Bejahende, Starke und Positive. Hier, wenn irgendwo in dem jugendlichen Arbeiternachwuchs, lebte der Wille zur Revolution. Hier war der Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, in der die Revolution sich verkörperte.

*

Was war es, das diese beiden Welten voneinander schied: die Revolution des russischen Proletariats, die sich nun schon ein

Jahr lang bewährte, und die Revolution des deutschen Proletariats, die drohend, ungewiß und zweideutig eben sich erfüllen sollte.

In den Häusern einiger sozialistischer Freunde war ich im Sommer dieses Jahres wiederholt Emissären der großen bolschewistischen Revolution begegnet, die uns Kunde über die unerhörte Umwälzung, das Neue, Überwältigende, das im Osten Wirklichkeit geworden war, brachten. Diese Vorträge und Referate trugen alle den Stempel der überlegten Vorbereitung, der Sicherheit des Sieges, des definitiven Stichhaltens an sich. Es waren Führer der neuen Staatsform, der neuen Wirtschaft, die zu uns sprachen. Ihre Ausführungen blieben nicht unwidersprochen, denn es fanden sich in der Gesellschaft immer Vertreter der unterlegenen sozialistischen Parteien Rußlands, der Menschewiki, der Sozialrevolutionäre — aber aus all den Reden jener positiv gerichteten Revolutionäre, geborenen Organisatoren, klang überzeugend hervor: der russische Arbeiter, der russische Soldat, der russische Bauer — jedem hatten die Bolschewiken gegeben, was keine andere Partei Rußlands ihm zu geben gewillt war und vermocht hatte, und was er doch am dringendsten für sein Leben benötigte: der Arbeiter hatte die Produktionsmittel in die Hand bekommen, der Soldat brauchte nicht mehr für fremde Interessen zu kämpfen, denn die Bolschewiki hatten den Krieg für beendet erklärt; und vor allem — der russische Bauer war Besitzer des Bodens geworden. Und diese Revolution, sie war in überlegener Weise vorbereitet. Die russische Intelligenz hatte ihre Gedanken seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten in die Masse gepflanzt. Die Dekabristen, die Narodniki, das Jahr 1905, waren Etappen gewesen, sie lebten im Gedächtnis des Volkes. Worin aber hatte die Vorarbeit der Revolution in Deutschland bestanden? Hatten die Deutschen die Theorie ihrer großen Denker Hegel, Marx, Engels, Lassalle in die Tat umgesetzt, wie die Russen es zuwege gebracht hatten? Organisation, Überorganisation, Bonzentum, der Umfall 1914 — das war das Fazit der deutschen Vorarbeit. Was konnte denn bei seiner spezifischen Sinnesverfassung und Schulung, bei der spezifischen Veranlagung der deutschen Wirtschaft, der deutschen politischen und ökonomischen Zustände, der deutsche Proletarier für sich erwarten? Was konnte die deutsche Revolution dem deutschen Arbeiter für siegreiche Durchführung

des notwendigen erbitterten Kampfes versprechen? So gut wie nichts. Jedem von uns war das schmerzhaft klar bewußt. Alle Jene, die begriffen hatten, daß die russische Oktoberrevolution allein eine Revolution im wahren Sinne des Wortes genannt werden konnte, daß dies, was in Rußland geschehen war, einzige Erfüllung der Hoffnungen des Weltproletariats genannt werden durfte, sie alle mußten skeptisch und traurig den Dingen, die sich vorbereiteten, entgegensehen.

Wie gering die Hoffnung, der Glaube, ja der Wunsch einer radikalen Umwälzung um diese Zeit in den pazifistischen Kreisen war, beispielsweise in unserem Bund „Neues Vaterland“, das bewies die Sitzung des Bundes, die einige Tage vor dem 9. November im Hotel Esplanade unter v. Gerlachs Vorsitz stattfand. Auf der Tagesordnung stand das Problem: was man fordern solle, falls die Revolution in der Tat durchgeführt werden würde? Unsere ausgezeichnete Genossin Dr. Helene Stöcker schlug eine Petition an den Reichstag (!) vor, die Gleichberechtigung unehelicher Kinder verlangen sollte — worauf ich und der neben mir sitzende Genosse Alex B. erregt aufsprangen und in die verblüffte Versammlung die Forderung einer Konstituante hinaus-schrien. Entrüstet schwang v. Gerlach die Präsidentenglocke und bemerkte mißbilligend, daß diese Äußerungen dem Ernst der Verhandlung widersprächen. Wir sollten den Ernst wahren und bei Erreichbarem bleiben! . . .

Im Sommer dieses selben Jahres war ich in der kleinen Residenz Putbus auf Rügen gewesen. Der kleine Biedermeierbrunnen auf dem Marktplatz von Putbus fiel mir jetzt ein. Als die Revolution von 1848 ihre Wellen bis Putbus geschlagen hatte, und die Bürger zum Fürsten gekommen waren, um die Erfüllung ihrer revolutionären Rechte zu verlangen, hatte der Fürst sie auf den Kopf zu gefragt: „Nun gut, Ihr macht Revolution. Was wollt Ihr denn? Was braucht Ihr, was fordert Ihr von mir?“ Worauf sich die Putbuser verdutzt ansahen und schließlich baten: der Fürst möge ihnen gnädigst einen Brunnen auf dem Marktplatz bewilligen. Das geschah denn auch, und der Brunnen mit einem kleinen Amor, der seine Pfeile abschießt, ist das einzig sichtbare Zeichen dafür, daß es in Putbus einmal eine Revolu-

tion gegeben hat. Es war bei dieser Revolution kein Schuß abgefeuert worden, nur einer der Putzuser Revolutionäre hatte aus Scham darüber, daß er seine Büchse unbenutzt wieder nach Hause nehmen mußte, in seine Wachselewandkappe eine Schrotladung abgefeuert, um durch Luftlöcher eine bessere Ventilation zwischen seinem Schädel und der Atmosphäre zu erzielen. Hatte sich nicht etwas ähnliches an diesem Abend in unserem Kreise abgespielt?



Jetzt aber werde ich vom 9. November singen und sagen, dem Tage der deutschen Revolution. Ich habe diesen Tag von früh bis Abend miterlebt, und er ist mir an der Hand eines ganzen Haufens von Notizen lebhaft in der Erinnerung geblieben. Dieser kläglich denkwürdige Tag bot durch das zufällige Erleben, das ein Einzelner in Berlin in den Straßen hatte, schon einen genauen Hinweis und Überblick über das, was nun folgen sollte — die kläglich mißglückte Revolution des deutschen Proletariats, das Satyrspiel einer Revolution sozusagen vor der Tragödie, der langwierigen Tragödie des deutschen Arbeiters, die ihren Abschluß noch heute, da ich diese Zeilen schreibe, nicht gefunden hat.

Um 8 Uhr früh hatte ich mit zwei Mitgliedern des „Bundes“, dem Grafen Arco und Dr. Gumbel, ein Stelldichein am Stadtbahnhof Bellevue verabredet. Wir wollten von dort gemeinsam zum Abgeordneten Oscar Cohn gehen, um ihm die Dienste des Bundes für welche Art Betätigung immer in diesen Tagen des Ausbruchs der Revolution zur Verfügung zu stellen. Pünktlich zur verabredeten Zeit trafen wir uns am Bahnhof und traten alsbald in das bereits trotz dem frühen Morgen überfüllte Vorzimmer der Rechtsanwaltskanzlei von Dr. Cohn ein. Cohn ließ uns vor den anderen Wartenden in sein Arbeitskabinett. Wir brachten unser Anliegen vor. Betreten und mit einer gewissen Verlegenheit sah Cohn uns an, einen nach dem anderen. Ich schätze Cohn als einen der geradesten, ehrlichsten und offensten Menschen, denen ich im politischen Leben jemals begegnet bin. Ich bin auch überzeugt, daß er über keine besondere Verstellungskunst verfügt. Nach einer Weile sagte er uns: „Meine Herren, glauben Sie wirklich, daß wir, d. h. meine Parteigenossen, in die

Lage kommen sollten, die Regierung zu ergreifen? Sollte dies geschehen, so werde ich natürlich auf Ihr Anliegen zurückkommen. Indes — glauben Sie wirklich allen Ernstes?“ Dann waren wir entlassen. Hätten wir sogar diese Äußerung Cohns als eine Finte angesehen dafür, daß er Uneingeweihten die Situation nicht vollständig erklären und preisgeben wollte, — die Tatsache ist nicht aus der Welt zu leugnen, daß am 9. November führende Männer der beiden sozialistischen Parteien den Morgen buchstäblich verschlafen hatten. Sei es, daß das Datum der Revolution auf einen anderen Tag festgelegt war, sei es, daß die Revolution die Deutschen tatsächlich überrumpelt hat.

An den Bahnhof Bellevue zurückgekehrt, trennten wir uns. Ich fuhr allein nach den Linden und sah mich plötzlich in einem Knäuel von Menschen, die sich vom Brandenburger Tor bis zur Friedrichstraße durcheinander schoben. Man wartete auf Extrablätter. Man sah den Ereignissen mit Ungeduld entgegen. Wie schade, daß ich um 12 Uhr eine Verabredung mit Geheimrat Rang in seinem Amt, den Raiffeisenschen Genossenschaften in der Köthenerstraße, getroffen hatte. Gern hätte ich mich vom Zentrum nicht allzu weit entfernt, mich nach der Gegend der Mai-käferkaserne im Norden aufgemacht, wo sich, wie man bereits Unter den Linden erzählte, zur Zeit entscheidende Kämpfe abspielten.

An der Ecke der Neustädtischen Kirchstraße standen Soldaten um ein Maschinengewehr. Ein junger feudaler Leutnant in Feldgrau mit Monokel im erstarrten Gesicht meldete gerade einem anderen, der den Befehl über die kleine Gruppe hatte, irgend etwas, salutierte dann und machte kehrt. Der Befehlhabende, ein jovial rundlicher Mann vom Aussehen eines Korpsstudenten und einem Kneifer über seinen gutmütigen Augen stand da und ließ die Ereignisse ruhig an sich herantreten. Ich ging zu ihm und sagte: „Sie werden doch hoffentlich nicht schießen lassen, wenn jetzt irgendwelche Unruhen Unter den Linden ausbrechen? Sie wissen doch, was in dieser Stunde vorgeht. Sie werden doch nicht schießen lassen!“ Er sah mich an und sagte freundlich, schon ganz und gar unmilitärisch: „Ich denke nicht daran. Solange es nicht absolut notwendig ist, wird hier natürlich nicht

geschossen werden.“ Die Soldaten kamen und stellten sich um uns beide, und der Leutnant wendete sich an sie und sagte: „Es wird hier doch nicht geschossen werden. Unsinn! alles ist ja ganz still.“ Einer der Soldaten sagte zu mir: „Nee, geschossen wird nich mehr“.

Ich ging dann zum Büro des Lokalanzeigers hinüber, wo wir auf Extrablätter warteten, traf Unter den Linden noch den Herrn, der damals im Reichstag bei der festlichen Sitzung des „Kulturbundes“ die bewußte blutrünstige Kriegs- und Siegesrede gehalten hatte. Er war in Zivil und redete auf ein paar Leute ein, die um ihn standen. Plötzlich wendete er den Kopf mir zu, erkannte mich. Aus mir quoll es heraus: „Euch verdammten Kriegshetzern“, sagte ich, „geht es hoffentlich bald an den Kragen“. Die Leute um uns herum starrten uns beide an. Ich ging dann noch die Friedrichstraße entlang bis zur Weidendammerbrücke und kehrte denselben Weg zurück. Als ich an der Ecke der Neustädtischen Kirchstraße vorüberging, waren der Leutnant und die Soldaten mitsamt dem Maschinengewehr schon verschwunden. Scharen strömten dem Reichstag zu. Die ersten Extrablätter meldeten die Flucht Wilhelms II. Das Büro des Lokalanzeigers war von einer Menge umlagert.

Der Krieg war aus. Der Krieg war aus!

Schon begegnete man Offizieren ohne Kokarde. Rasch ging ich zu meinem Geheimrat die Budapesterstraße hinunter. Am Potsdamer Platz stand eine Gruppe von Menschen. Mitten in der Gruppe zwei Schutzleute, mit rotem Kopf. Ich blieb stehen, wartete einen Augenblick und sagte: „Auf diesem Platz, an dieser Stelle wurde, ich habe es gesehen, wie es geschah, am 1. Mai, Karl Liebknecht verhaftet. Jetzt wollen wir die soziale Republik haben. Es ist nicht genug, daß der Kaiser geflohen ist, jetzt gehts dem Kapitalismus an den Kragen“. Ein paar Leute versuchten zu scherzen: „Wat for Kapitalismus?“ Die Schutzleute waren still, standen betroffen und sprachlos da. Vom Reichstag her rasten mit betäubendem Geratter große Lastautomobile, voll von rote Fahnen schwingenden Matrosen, Soldaten und Zivilisten heran. „Hoch! Hoch! Nieder! Nieder!“ Man hörte rufen: „Scheidemann!“ Man hörte: „Liebknecht!“ Man konnte sich

denken, wem das Nieder, Nieder galt. Der Kaiser war geflohen, die Monarchie beim Teufel!

*

Geheimrat Florens Christian Rang empfing mich in seinem schönen dunkel getäfelten Zimmer im 1. Stock der Raiffeisenschen Genossenschaften. Vor etlichen Monaten waren wir uns in der „Deutschen Gesellschaft 1914“, einem Klub begegnet, wo er durch sein freimütiges Auftreten peinliches Aufsehen unter allerehand reaktionären Professoren und Geheimräten erregt hatte. Es war das nach einem Bankett, das dem schwedischen Psychiater und Okkultisten Paul Bjerre gegeben wurde. Bei diesem Bankett hatte es Trinksprüche auf das befreundete Schwedenvolk, auf den Mann der Wissenschaft, auf den neutralen Freund des deutschen Volkes gegeben. Zum Schluß erfolgte ein abrupter, mir selber schwer erklärlicher Trinkspruch auf den Irrenarzt, der unter ein Volk von Irren gekommen, diesem Volk helfen sollte, kraft seiner Menschlichkeit, der Macht seiner Wissenschaft . . . Was hatte mir scheuem, zurückhaltenden Menschen so plötzlich den Mund geöffnet, die Zunge gelöst, daß ich diesen Trinkspruch ins Gesicht der um den Tisch sitzenden offiziellen Persönlichkeiten halten mußte? Nachher, auf dem Dachgarten des Klubs, war Rang zu mir getreten, hatte mir die Hände geschüttelt, und wir waren dann des öfteren zusammengekommen. An jenem Abend, auf jenem Dachgarten, hatte sein rebellischer Geist ihn ebenfalls zu etwas Unerwartetem hingerissen — er hatte plötzlich laut gerufen, daß, wer sich jetzt nicht endlich auf Schluß und ein Ende besänne, ein Schweinehund!! wäre. Seiner Offenheit und Ehrlichkeit hatte Rang bald die Einbuße seiner Stellung in der Genossenschaft zu verdanken. —

Mit seinem sympathischen Gelehrten Gesicht, dem Gesicht eines Sektierers und eifernden Apostels, im schwarzen Rock wie ein Dozent oder Prediger aussehend, stand Rang nun da und hielt mir mit kleinen abgezirkelten Gebärden einen Vortrag über das Zweiparteien-System Amerikas. „Das Zweiparteien-System“, so sagte der Geheimrat, „ist unsere einzige Rettung.“ Die deutsche Politik müsse das Beispiel Amerikas auf deutsche Verhältnisse übertragen,

es aber vorerst, ehe es nachahmt, begreifen lernen: das wird unsere Verhältnisse endlich bessern und aufrichten. Denn es gäbe nichts Besseres und Zweckdienlicheres für die Politik eines Landes als das Zweiparteien-System. Ich hörte ruhig und höflich zu: „Herr Geheimrat, darf ich das Fenster aufmachen?“ Er sagte: „Bitte. Ist die Luft hier schlecht?“ „Nein. Aber Sie sollen die Lastautos mit den roten Fahnen und den revolutionären Matrosen vorüberfahren sehen. Vielleicht wird bis hierher in die Köthener Straße ‚Hoch Scheidemann! Hoch Liebknecht‘ an Ihr Ohr dringen. Draußen ist Revolution, Herr Geheimrat!“ Geheimrat Rang aber erklärte stoisch: „Vorübergehende Erscheinung! Das Zweiparteien-System aber, ich habe es gründlich studiert, und Roosevelt sagte: . . .“ Ich nahm bald Abschied, eilte hinunter auf die Straße.

*

Am Potsdamer Platz hatte sich eine marschierende Menge gesammelt. Kompakte Kolonnen in der Breite von etwa 20 Mann; Arbeiter, Arbeiterinnen, die aus der Potsdamer, der Leipziger, der Königgrätzer Straße kamen, formierten sich zum Vormarsch gegen das Brandenburger Tor. Ich ging in der Menge mit, im selben schweren Tritt, nicht zu langsam, nicht zu rasch, vorwärts. Wir gingen stumm, in gleichmäßigem Takt, ohne Leidenschaft, ohne Gesang, in fast militärisch geordnetem Zug wie eine disziplinierte Menge, die nichts anderes als marschieren gelernt hat. Hier und dort rief jemand etwas. Aber nicht viele stimmten ein. Der Takt der Stiefel auf dem Asphalt verschlang einzelne schüchterne Rufe.

Von Charlottenburg her stieß ein Trupp zu unserem. Es wälzte sich nunmehr ein riesiger Strom von Menschen durch sämtliche Wölbungen des Brandenburger Tores die Linden entlang, dem Schlosse zu. Die Balkons vom Hotel Adlon waren von ausländischen Journalisten besetzt, die ihre Kamera auf die Menge gerichtet hielten. Das Tor des Hotels war geschlossen. Desgleichen das Tor des Bristol. Offiziere waren unter der Menge auf dem Bürgersteig zu sehen, sie hatten keine Kokarde, kein Abzeichen mehr an Mütze und Uniform. Aus der Menge scholl hier und da ein feindseliger Ruf zu den Balkons und den Fenstern der Hotels, der Häuser hinauf.

Oben verschwanden dann rasch die Gesichter, die Gestalten. Kam ein Offizier, der seine Kokarde noch trug, dem Zug entgegen, so sprangen sofort Burschen auf ihn zu: „Runter mit die Kokarde!“ und weg war sie. Hie und dort legte einer selbst Hand an die Mütze, an die Uniform der Offiziere. Zumeist aber taten die Offiziere selber das Gewünschte. Im Zug waren viele feldgraue Soldaten, viele Matrosen, auffallend viele Arbeiterinnen. Stumm und gleichmäßig, in gleichförmigem Takt bewegte sich der Zug vorwärts, dem Schloß entgegen. Unbegreiflich diese stumpfe Stille. Kein Gesang, keine lebhaftere Bewegung, nicht einmal eine Fahne.

Aus dem Hause neben dem Café Bauer warf jemand von oben ein rotes Plüschkissen herunter, damit man doch ein wenig Rot im Zuge sähe. Oben standen ein paar Männer, offenbar Südländer, Griechen oder Italiener. Sie riefen: „Hoch!“, aber aus der Menge antwortete niemand. Ein Stock reckte sich über die Köpfe. Auf ihn gespießt das rote Kissen als Fahne. Es drehte sich. Einmal war der rote Plüsch uns zugekehrt, einmal die bunte Rückseite. Marsch, marsch, schwer und stumpf, dem Schloß zu. Erst nachdem das Denkmal Friedrichs des Großen passiert war, kam mit einem Schlage Bewegung in die nach Zehntausenden zählende Menge. Die Ursache dieser Bewegung war nicht gleich verständlich. Erst später bemerkte ich, als sich ein paar Menschen umwandten, die Ursache: in einer langsam dahinfahrenden Droschke stand ein Kinokurbler und drehte seinen Apparat. In meiner Nähe sprangen Menschen in die Höhe, reckten Hälse und Hände hoch, gestikulierend. Plötzlich war Leben in die Menge gefahren! Einen Augenblick war ich starr über diese Fröhlichkeit, die die Schwere, die Stumpfheit der Menschen abgelöst hatte. Auf der Brücke vor dem Schloß brach es aus mir hervor: „Schämt Ihr Euch nicht? Jetzt werft Ihr Eure Hüte in die Höhe, um auf einem Kinobild gesehen zu werden! Dieser Tag ist der Tag der Revolution, und ein Kurbler muß kommen, damit Ihr laut werdet!“ Wütende Gesichter schoben sich ganz nahe an meines heran. Im Nu war ich eingekeilt. „Was will der Kerl? Worüber sollen wir uns schämen?“ Schon schlug einer mir von hinten den Hut vom Kopf. Ein paar wild geängstigte Frauen, ein alter Mann zerrten mich aus der Menge heraus. Der Mann sagte zu mir blaß und bebend: „Die Leute verstehen ja nicht, was

Sie meinen. Man wird Sie totschiagen.“ Der, der den Schlag gegen mich geführt hatte, wollte sich an mich herandrängen, ein paar Fäuste hielten ihn zurück. Ich hörte: „Er hat es ja gar nicht so gemeint, er hat ja den Kinomenschen gemeint“. Einen Augenblick später war ich völlig aus der Menge und in Sicherheit. Jemand rief mir zu, ein Arbeiter: „Geh' heim! und halt das Maul. Die Leute sind aufgereg't, dir passiert etwas.“

An dem kleinen Kanal vor dem Lustgarten stand eine Gruppe von jungen, offenbar soeben eingekleideten Rekruten. Es waren ganz junge Burschen. Sie hatten nagelneue graue Mäntel, Patronengürtel, saubere neue Gewehre an gelben Riemen, sie sahen aus wie Pennäler oder junge Kommis. Standen und schienen zu beraten, offenbar ahnten sie nur undeutlich, was vorging. Ich kam an ihnen vorüber, einer sah mich fragend an. Ich sagte: „Der Krieg ist aus, zerbrecht eure Gewehre. Der Kaiser ist fort. Deutschland wird Republik.“ Sie sahen mich mit offenem Munde an, da kam ein Soldat heran, älterer Mann, ich weiß nicht welche Charge er hatte, doch eine Charge war es. Einer von den jungen Soldaten, von jüdischem Aussehen, schlug die Hacken zusammen, stellte den Vorgesetzten. Sie sprachen einen Augenblick miteinander. Der junge Bursche ging dann zurück zu den anderen Wartenden. Und ich sah nun, wie sie, ohne sichtbare Erregung, ohne Jubel, nur mit ganz roten Köpfen, anfangen, sich ihrer Sachen zu entledigen. Zuerst flogen die Gewehre in den Kanal hinunter. Dann die neuen Patronengürtel, hierauf ein Mantel, dann der zweite, dann der dritte, alles über die Brüstung ins Wasser hinab. Eine alte Proletarierin stürzte herbei. „Ihr Lausejungen! Die scheenen neuen Mäntel. Was könnte man da für gute Kleider draus machen. Für meinen Jungen daheim!“ Ich ging dann zum Bahnhof Börse, fand die Bahn überfüllt, fuhr nach Hause. Am Abend wieder in der Stadt. In der Potsdamer Straße der russische Verlagsbuchhändler R. Wir nahmen eine Droschke, fuhren durch die Stadt. Es war schon dunkel. Am Gendarmenmarkt hörten wir Schüsse vom Marstall her. Leute liefen gebückt in die Nebenstraßen des Platzes. Der Droschkenkutscher weigerte sich, näher an das Schloß heranzufahren. Wir fuhren zum Potsdamer Platz zurück.

Am Morgen des zweiten Tages der deutschen Revolution begegnete ich vor dem Reichstag meinem Dahlemer Freund G., mit ihm war Hauptmann v. Beerfelde und Frau Beerfelde. Beerfelde war tags zuvor durch die Soldaten aus dem Gefängnis befreit worden. Wir umarmten uns und gingen in den Saal des Reichstags hinauf, jenen Ecksaal im ersten Geschoß, dessen Fenster auf die Dorotheenstraße blicken. Hier war schon eine große Menschenmenge versammelt. Ich bemerkte Franz Pfemfert, Hanns Paasche, dann Colin Roß, Cohen-Reuß, auch Brutus Molkenbuhr. Namen wurden laut durch den Saal gerufen. Der jeweilig Genannte sprang auf einen Tisch, sagte in einem Satz, klipp und klar, sein Programm her und war somit zum Soldatenrat gewählt. Auf diese Weise wurden Colin Roß, Cohen-Reuß, Paasche, Molkenbuhr und andere gewählt. Kein Mensch bemerkte oder dachte an Beerfelde. Ich stellte mich in die Mitte des Saales und rief so laut ich konnte, methodisch und in kurzen Abständen den Namen Beerfelde. Immer mehr Stimmen riefen mit. Jetzt erinnerte man sich plötzlich an den Mann, der aus dem Generalstab heraus den ersten revolutionären Schrei ausgestoßen hatte. Beerfelde sprang auf den Tisch, sein sonderbarer roter Rebellenkopf, seine buschigen roten Augenbrauen schienen Funken zu stieben. Überrascht und ohne eigentliche Vorstellung von dem, was sein Programm sein könnte, was er eigentlich tun wollte, fand er doch die wirkungsvollste Formel für den Augenblick. Kurz und bündig erklärte er: „Alles, was hier geredet worden ist, ist Quatsch. Jetzt heißt es nicht reden, es heißt handeln“. Er sprang vom Tisch, die Menge umringte ihn, er wurde zum Vorsitzenden des Soldatenrates gewählt. Sein Amt behielt er ja nicht lange. Was er unter Handeln verstand, manifestierte sich bald in seiner ganzen notwendigen und vernünftigen Schärfe, fand aber unter den weniger radikal gestimmten Soldatenräten keinen Anklang. Hätte man ihm gefolgt, es wäre wahrscheinlich manches anders geworden in der deutschen Revolution, aber auch er hatte, durch die Ereignisse überrumpelt, nicht die unerbittliche Energie zur Durchführung seines Vorsatzes.

Während wir dastanden und die Wahl vor sich ging, ertönte plötzlich verdächtiges Geräusch im Heizkörper unter den Fenstern der Straßenfront. Rufe: „Deckung suchen! Vorhänge zu!

Wir werden beschossen! Fort von den Fenstern!“ Ein paar Frauen kreischten auf. Hysterische Schreie im Korridor. Jemand schrie: „Die Potsdamer kommen.“ Auf dem Königsplatz, auf den Stufen des Sockels des Bismarckdenkmals standen die Redner des Bundes „Neues Vaterland.“ Einige tausend Menschen hatten sich dort versammelt. Magnus Hirschfeld sprach gerade, als die ersten Schüsse ertönten. Die Menge zerstob im Nu. Woher kamen die Schüsse? Man dachte: Vom Dache des Ingenieurhauses. Ein revolutionärer Offizier eilte mit einigen Soldaten dort hinüber, sie suchten das Haus vom Giebel bis zum Keller durch, fanden niemanden. Die Schüsse müssen also vom Dach des Reichstags abgegeben worden sein. Revolutionäre Soldaten hatten mit Maschinengewehren das Dach des Reichstags besetzt. Ein paar Einschläge in der Fassade des Ingenieurhauses bewiesen später, daß von uns aus hinüber geschossen worden war. Die Panik legte sich alsbald. Die Soldatenratswahl war beendet. —

*

Tags darauf war das Reichstagsgebäude in seinem Innern nicht wiederzuerkennen. Es glich einem Biwak. Im Vestibül, in den Korridoren Feldgraue, um das große Marmorstandbild Wilhelms I. zertretene Stullen mit Kunsthonig. Herumliegende, schlafende Feldgraue, Mäntel auf Haufen geschichtet, Gewehre in Pyramiden aneinandergestellt. Es wurde geraucht, gesungen. Wir Zivilisten, die aus den Sälen durch die Korridore kamen, umarmten, verbrüderten uns mit den Soldaten. Ratlos und überwältigt standen ein paar Scheuerfrauen angesichts des irreparablen Schadens, den die Teppiche erlitten hatten, vor den Klosettüren und glotzten verschüchtert in das unbekannte Bild.

In einem Büro unten im Erdgeschoß erhielten wir die roten Passierscheine ausgestellt, die uns als Beauftragte des Arbeiter- und Soldatenrates legitimierten. Am Nachmittag saß ich oben in dem Korridor, wo die Fraktionszimmer sind, mit den Freunden G. — Eduard Bernstein, Haase, David, Scheidemann gingen und kamen aus einem der Fraktionszimmer. Dort drinnen sollte sich die Einigung der S. P. D. und der U. S. P. D. über die Regierungsbildung vollziehen. Die Prozedur schien sich zu verzögern, dahin-

zuschleppen. Plötzlich kam ein kleiner Trupp Soldaten, wie wir später hörten, vom Franzer Regiment, den Korridor entlang, trat in das Zimmer ein, in dem die weltgeschichtliche Handlung sich vollziehen sollte. Unter dem Druck der Soldaten, die den uneinigen Führern eine Frist von 5 Minuten gewährt hatten, fand die Einigung statt. Es wurde uns nachher erzählt, die Soldaten hätten gedroht, daß sie, wenn innerhalb 5 Minuten die Einigung nicht zustande käme, die Macht in die Hände nehmen würden. Am Abend desselben Tages wurde dann in der Tat die Liste der Volksbeauftragten, Mehrheitler und Unabhängige, verkündet.

*

Schon am Montag bezog der Bund „Neues Vaterland“ sein Büro im Reichstag.

Aus dem „Exil“, der sicheren Schweiz hauptsächlich, waren wohlbekannte Gestalten aufgetaucht, die man während des ganzen Krieges oder eines Teils des Krieges in Deutschland nicht gesehen, die man mehr oder weniger vermißt hatte. Das Büro des Bundes war nun Stelldichein dieser Friedensfreunde geworden, die mit breiter roter Schleife im Knopfloch ihre Zugehörigkeit zur siegreichen Partei und Gesinnung bekundeten. Natürlich fehlte der „alte Kamerad“ Cassirer nicht unter diesen Neuangekommenen. In seinem Salon in der Viktoriastraße versammelte sich der größere Teil jener etwas bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, aus der sich später ein Klub entwickeln sollte. Diese Gesellschaft, wie auch das Büro des Bundes bot das Bild der Bewegung, die die politisch interessierten, pazifistisch orientierten, leicht sozialistisch angehauchten bürgerlichen Intellektuellen in diesen ersten Tagen der Revolution mit sich gerissen hatte. Die Beteiligung der Bürger, der Intellektuellen an der großen, von dem Soldaten- und Matrosenproletariat besorgten Revolution hätte gleich am Anfang etwas beschämendes, ja widerwärtiges an sich gehabt, wären unter den Mitgliedern des Bundes und den ersten Gästen jenes Salons des Kunsthändlers nicht auch anerkannte, berufene und beherzte Führer der Unabhängigen gewesen, die als Initiatoren der Revolution angesprochen werden durften. Es versteht sich aber von selbst, daß bei solchem Ungefähr, dem Kommen und

Gehen im Büro und Klub, allerhand unkontrollierbaren Elementen: spionierenden Journalisten, Anschluß Suchenden, Auslandspässe Heischenden, zweideutigen Gestalten aller Art, die sich fast schon in der Geburtsstunde der an Opfern so reichen jungen Revolution als Nutznießer an die verdienstvollen, überzeugten und mutigen Männer des Bundes herangemacht und herangeschwätzt hatten, Tür und Tor geöffnet war. Mancher erbitterte Kommentar wurde in der radikalen Arbeiterschaft ausgelöst. Sicherlich war die ins Bürgerliche hinüberschwankende Haltung der Unabhängigen eine der Ursachen jener großen Verbitterung, die die Spartakusgruppe energisch und endgültig von den sozialistischen Parteien abtrennte. —

Was wir am Morgen des 9. November Oscar Cohn angeboten hatten, erfüllten wir, einige Mitglieder des Bundes „Neues Vaterland“, nun im Reichstag. Am entferntesten Ende des Gebäudes war ein Büro der Demobilisierungs-Kommission eingerichtet. Hie und da gingen zweie, dreie von uns aus unserem Büro hinüber in jenes andere, um dort die Kontrolle über die Funktionäre der Demobilisierung auszuüben, besser gesagt, um ihnen bei der Überfülle des zu bewältigenden Materials Hilfe zu leisten. Bis hinaus an das Ufer des Kanals stauten sich die Bittsteller, die vor unserem Tisch defilierten. Es kam einer um Stiefel ein. Man hatte sie ihm gestohlen, er wollte ein Paar neue haben. Ein anderer wollte einen Erlaubnisschein und Fahrkarte nach seinem Heimatort zur kranken Mutter. Zwei Plünderer aus dem Hotel Bristol wurden hereingeführt. Sie waren auf frischer Tat ertappt worden. Was soll mit ihnen geschehen? „An die Wand!“, schrie es von den Tischen her. Der Beamte schob mir einen Zettel hin. Ich erklärte: „Auch wenn ein Beamter mir die Gegensignatur erteilte, würde ich niemand an die Wand stellen lassen“. Das war natürlich ein Witz, aber in diesen aufgeregten Stunden konnte mancherlei passieren. Der ältsche Mann neben mir, von der schäbigen Eleganz eines kleinen offiziellen Funktionärs (er entpuppte sich als Schreiber aus einem Rechtsanwaltsbüro), frug mich, einmal nach dem anderen, ängstlich und beklommen: ob durch die Ereignisse sein kleines Grundstück am Humboldthain nicht gefährdet sei?? Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. Die soziale

Revolution sei leider noch in weiter Ferne, es brauche ihn vorläufig um seinen Besitz nicht zu bangen und schließlich, war er denn nicht ein Funktionär im Dienste des siegreichen Arbeiter- und Soldatenrates? Über seinem Kneifer sah er mich verständnislos an und drückte automatisch seinen Stempel weiter auf die Zettel, mit denen die Bittsteller der Reihe nach abgefertigt wurden.

Draußen vor dem Fenster auf der Straße stand ein riesiges Lastauto voll neuer Gewehre, Patronentaschen, blitzgelber, nagelneuer Lederriemen. Oben auf dem Haufen standen Feldgraue und verkauften freihändig an die Menge, die sich um das Lastauto angesammelt hatte, Gewehre und Lederzeug. Ein Gewehr konnte man an diesem Morgen des 12. November für eine Mark erstehen. An anderen Orten waren, so erzählte man, Maschinengewehre für fünf Mark zu haben! Der Krieg war aus!

Im ersten Stock des Reichstags, in dem immer noch Soldaten hausten, Stullen mit Wurst, Kunsthonig und Margarine auf den roten Teppichen klebrige Lachen bildeten, hatte der „Rat geistiger Arbeiter“ sein Büro. Dort hatte sich rasch und zufallsmäßig aus den Reihen der geistigen Berufe, besonders der bildenden Künste, eine Gruppe gebildet, die bei einer radikalen Wendung der Dinge das Schicksal der Künstler, Schriftsteller, Musiker, Gelehrten lenken und eine Art Vermittlungsbüro für die Verwendung dieser Leute einrichten wollte. Aufgeregt schoß Dr. Hiller aus dem Zimmer des „Rates“ auf mich zu, als ich einmal mit Akten unterm Arm zwischen dem Büro unseres Bundes und der Demobilisierungs-Kommission auf und nieder pendelte. Atemlos stellte mich der geschäftige Herr: „Wie stehen Sie zur Frage der Wehrpflicht?“ „Weg, weg damit!“ sagte ich, ohne mich zu besinnen. „Dann gehören Sie zu uns!“ Ich war in den Rat aufgenommen! und schon war Herr Hiller am Ende des Korridors verschwunden. —

Ein paar Stunden später, wieder auf dem Wege von einem Büro zum anderen, passierte mir im Schatten des Marmorstandbildes Wilhelms I. folgendes: ein Zivilist und zwei Soldaten mit geschultertem Gewehr hielten mich auf. Den Zivilisten kannte ich irgendwoher, konnte mich aber nicht mehr erinnern, wo ich ihn gesehen hatte. Er legte mir die Hand auf den Arm und sagte:

„Du bist der Genosse Holitscher, nicht wahr?“. Ich sagte: „Jawohl.“ „Und du hast doch das Buch über Amerika geschrieben?“ „Jawohl“, sagte ich. „Unten steht ein Auto, wir sind unserer sieben. Ich und sechs Bewaffnete. Wir haben ein Maschinengewehr mit. Komm, wir fahren ins Auswärtige Amt, du übernimmst die Geschäfte, und wir belegen das Archiv mit Beschlag.“ Ich erwiderte darauf, einigermaßen verblüfft, daß ich mir das erst überlegen müsse, ich traue mir keine besonderen Fähigkeiten zum Außenminister der jungen Republik zu. „Aber du kennst doch das Ausland!“ sagte der Zivilist. „Du bist doch in Amerika gewesen. Wenn du dich nicht rasch entschließen kannst, müssen wir jemand anderen suchen“.

Ich konnte mich nicht entschließen, und die drei zogen grollend und rasch von dannen. —

So grotesk diese Szene auch anmutet, muß ich doch zurückblickend sagen, daß durch energisches Handeln im ersten Augenblick das Archiv gerettet worden wäre, aus dem in jenen Tagen manches wichtige Dokument gestohlen wurde, das sich dann später in dem Schreibtisch der bewußten Memoirenschreiber wiederfand. —

In jenen ersten aufgeregten Tagen geschahen wilde Ereignisse. Ein Freund erzählte mir, daß er bei jener Schießerei am Morgen des 10. mit seiner Frau und einem Freunde, Volkswirtschaftler an einer süddeutschen Universität, zufällig in der Nähe des Reichstags spazierengegangen war; die vor den Schüssen fliehende Menge wurde dann auseinander gesprengt, der Volkswirtschaftler sei im Strom der Fliehenden auf das Portal des Reichstages zu und in das Vestibül gedrängt worden, und dort im Reichstag hätte man ihm, dem zufällig Anwesenden, einen Posten in der sich eben neu bildenden Regierung angeboten. Er habe aber noch, während die anderen draußen wie die Hasen in alle Windrichtungen auseinanderstoben, Geistesgegenwart genug besessen, die ihm angetragenen Ämter auszuschlagen.

*

In unser Büro des Bundes kamen in diesen Tagen wiederholt Hilfesuchende aller Art. Eines Morgens erbat sich Professor Einstein mit zwei Kollegen von der Universität die Begleitung eines

von uns, um in der Reichskanzlei wegen Wiedereröffnung der Universität vorstellig zu werden. Die revolutionären Studenten hatten den Lehrkörper eigenmächtig suspendiert und die Universität bis auf weiteres geschlossen. Ich ging mit Professor Einstein und seinen Kollegen in die Wilhelmstraße hinüber. Der prächtige Spiegelsaal der Reichskanzlei war von Gruppen Wartender belebt. Wir mußten Kautsky, der damals die Geschäfte der Reichskanzlei führte, sprechen. Wir standen also in einer Ecke da und warteten auf Kautsky. Endlich kam er. Ich versuchte, zu ihm zu gelangen, Kautsky aber war schon von einigen eifrigen ausländischen Journalisten aufgehalten worden, die ihn interviewten. Ein paar Schritte vor uns sah ich den ehemaligen Gouverneur von Samoa, Dr. Solf, mit dem ehemaligen deutschen Gesandten in Washington, Grafen Bernstorff, stehen. Auch sie schienen auf eine Unterredung mit Kautsky zu warten. Sie standen da, die Blicke auf Kautsky gerichtet, und warteten wie wir, wie die anderen auch in dem weiten Spiegelsaal. Plötzlich bemerke ich, wie Bernstorff Solf anstößt, und die beiden sich durch einen Blick verständigen, dann wie hypnotisiert auf einen Punkt hinstarren. Das Ziel der Blicke war leicht zu lokalisieren. Es waren die Knie von Kautsky, auf die die Blicke der beiden Diplomaten gerichtet waren. Kautsky stand in der Mitte des Saales da, in seinem gewöhnlichen Arbeitskittel mit an den Knien beträchtlich ausgebeulten Hosen. Der kleine bescheidene, weißhaarige, bebrillte Mann stand da und sprach mit seiner heiseren Stimme auf die Interviewer ein. Bernstorffs Blick, auf die uneleganten Hosen gerichtet, bedeutete: „Armes Deutschland, was ist aus dir geworden!“

Deutlich erinnere ich mich an diesen Blick. Er fiel mir zuweilen ein, wenn ich im weiteren kläglichen Verlauf der deutschen Revolution, sooft bei einem Kabinettswechsel der Posten des Ministers des Auswärtigen zu besetzen war, dem Fraktionsgenossen Kautskys, dem Reichstagsabgeordneten B. im Glanze tadellos spiegelnder Lackschuhe und frisch gebügelter Hosenfalten begegnet bin.



Am 20. November wurden die Opfer der ersten Revolutionstage beigelegt. Auf dem Tempelhofer Felde war ein riesiges rotes Gerüst

errichtet, auf dem die Särge der Opfer unter Blumen und Kränzen weithin sichtbar vor der unübersehbaren Menge sich aneinanderreiheten. Mit einer Delegation des Bundes „Neues Vaterland“ stand ich oben zwischen den Särgen. Angehörige des erschossenen Wietzorek, weinende Frauen, kamen an den Sarg heran, neben dem ich stand, baten, daß er geöffnet werde, und ich erblickte ein wachsgelbes Jünglingsgesicht auf weißen Kissen.

Nacheinander sprachen Führer des Proletariats, Mitglieder des Vollzugsrates, Soldaten. Vor mir stand Haase. Ein junger Arbeiter kam herauf und sprach einige Worte zu Haase. Unten am Fuße des Gerüsts standen Karl Liebknecht und Wilhelm Pieck. Eben war Brutus Molkenbuhr vorn an die Rednerestrade getreten und sprach. Liebknecht blickte zu Haase herauf. Auch er wollte zur Menge sprechen, deshalb war der junge Spartakist zu uns heraufgekommen. Haase wies mit schroffen Worten das Begehren Liebknechts ab. Bald darauf zogen wir mit dem riesigen Leichenzug, den Wagen mit den Särgen folgend, durch die ganze Stadt, dem Friedrichshain zu. Und Karl Liebknecht hatte an diesem Tage nicht zur Menge sprechen dürfen! —

Der „Rat geistiger Arbeiter“, der von naiven Leuten mit großen Erwartungen begrüßt worden war, zerplatzte bei seiner ersten öffentlichen Kundgebung in einer starkbesuchten Versammlung wie eine Seifenblase. Nacheinander traten wir Mitglieder des Rates vor die aufhorchende Menge hin und verkündeten, jeder von uns, Helene Stöcker, Rudolf Leonhard, Frank Thieß und andere, unsere Stellung zur Revolution, den Parteien und zu den Dingen, die nun zu tun waren, und die wir zu tun beabsichtigten. Den Stich in die Seifenblase verübte der Vorsitzende des Rates, Hiller, selber, als er in Ermangelung eines positiven Programms, um seinen Standpunkt über oder jenseits der Parteien zu kennzeichnen, wahllos vermeintliche politische Gegner von rechts und links (niemand sah in Hiller einen Gegner!), Redakteure der bürgerlichen Zeitungen, genau wie auf der anderen Seite Rosa Luxemburg, die er mit besonderem Geschmack die rote Rosa nannte, mit Invektiven verächtlich zu machen suchte. Nächsten Morgen schon brachten die

Zeitungen Proteste aus den Reihen des Rates gegen den Vorsitzenden, mit dessen Taktik und Takt sich keiner identifizieren mochte. Der „Rat“ war zerplatzt, seine Mitglieder um eine Erfahrung in bezug auf Zusammenhang, Stichhalten und Organisierbarkeit der deutschen geistigen Arbeiter reicher. Das trübe Kapitel der fruchtlosen, überflüssigen Anstrengung: eine Zeit zu erfüllen, die von dem Opfermut starker, unkomplizierter, revolutionärer Menschen herbeigeführt, nur durch das Werk solcher starken, ihrer Ziele, ihrer Methoden bewußten, opferwilligen, uneitlen Kämpfer zum Sieg geführt werden konnte!

Immer wieder und ewig dieselbe Erfahrung. Wo der Intellektuelle die Solidarität mit dem körperlich Arbeitenden nicht erlangt, ist er von vornherein zum Scheitern verdammt. Der Intellektuelle, verdächtig durch den Typus des unsozialen, streberhaften, eitlen Geschäftigen und jenes anderen skrupellosen, auf Geldbeschaffung, Abfindungssummen gierigen Parasiten, — wie soll er seinen Weg zu dem werktätigen, arbeitenden Proletariat finden? Und doch, das Proletariat muß den revolutionären, die Befreiung ernstlich ersahnenden, starken und tätigen Intellektuellen in die Kohorte der Kämpfenden, an seine richtige Stelle einfügen. Nicht mehr Ballast und Fremdkörper darf der geistige Arbeiter inmitten des kämpfenden Proletariats sein, sein Blut muß in dem Puls des großen Körpers mitschlagen. Aus den Wunden, die diesem Körper immer wieder geschlagen werden, soll sein Blut mit auf die Erde strömen dürfen.

*

In den ersten Tagen der Existenz jenes „Rates geistiger Arbeiter“ — noch hatte jene verhängnisvolle Kundgebung nicht stattgefunden — erlebte ich eine in mehr als einer Beziehung bedeutsame Begegnung mit Walther Rathenau. Es ist nicht überflüssig, diese Begebenheit mit ihren charakteristischen Einzelheiten aufzuschreiben, denn sie trägt nicht nur zur Kenntnis einer für das öffentliche Leben Deutschlands bedeutsamen Persönlichkeit bei, sondern zur Beurteilung des deutschen intellektuellen Führers überhaupt. Denn als einen deutschen Intellektuellen wird man ja wohl den Großindustriellen, den Finanzmann, den Bücherverfasser, Sozialmoralisten und Staatsmann Rathenau ansprechen dür-

fen. Eines Abends, bald nach dem Zusammenbruch des Heeres und der Ausrufung der Republik traf ich Rathenau im Hause meines Verlegers Fischer. Außer mir und meiner Gefährtin, außer dem Hausherrn, Frau Fischer und Rathenau war noch Moritz Heimann mit seiner Frau anwesend. Gleich beim Eintreten in den Salon hatte ich den Eindruck, daß diese Begegnung von Rathenau gewünscht, einen bestimmten Zweck verfolge. Die Bestätigung dieser Vermutung ließ nicht lange auf sich warten. Wir setzten uns zu Tisch. Rathenau schien präokkupiert und gespannt zugleich, desgleichen die übrige Gesellschaft. Ich harrete ruhig der Dinge, fühlte mich nicht im geringsten als Angeklagter. Nachdem der Fisch serviert worden war, legte Rathenau plötzlich seine Serviette hin und sprach, mit der klaren scharfen Stimme eines Menschen, der seine Worte wohl überlegt und vorbereitet hat, zu mir gewandt, folgendes: „Wie konnte das geschehen, Herr Holtscher, daß in diesen Tagen die Jugend Deutschlands an mir, der ich diese Revolution in Wahrheit geschaffen habe, ohne Dank und Gruß vorüber gegangen ist!“ Und nach einer Pause mit erhobener Stimme: „Ohne Dank und Gruß! In 400 Jahren — in 400 Jahren wird die Geschichte berichten, daß in den ersten Tagen der deutschen Revolution Deutschlands Jugend ohne Dank und Gruß an mir vorübergegangen ist!“

Ich fand mich bemüßigt zu fragen, ob sich diese Worte etwa darauf bezögen, daß der „Rat geistiger Arbeiter“ Rathenau nicht zum Beitritt aufgefordert habe? Rathenau antwortete darauf nicht direkt, sondern wiederholte: die deutsche Jugend sei in diesen Tagen der Revolution, die sein Werk sei, an ihm ohne Dank und Gruß vorübergegangen!

Ich sagte darauf etwa folgendes: „Sie dürfen sich nicht wundern, wenn dem so ist. Ich will Ihnen auch die Gründe nennen. Haben Sie nicht, um die gefährdeten Interessen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft im Elsaß zu schützen, noch in letzter Stunde, als schon der Blinde sehen mußte, daß alles verloren war, durch einen Artikel in der ‚Vossischen Zeitung‘ zum Volkskrieg aufgerufen? Sind Sie nicht, bei aller Anerkennung Ihrer literarischen Tätigkeit, Präsident dieser Gesellschaft, von der jeder Arbeiter weiß, mit welchen Methoden sie Streiks zu unterdrücken

und den Arbeiter in die Werke zurückzutreiben versteht? Wie soll die Jugend, die heute die Befreiung des deutschen Proletariats bejubelt, die sich in den Dienst dieser Befreiung zu stellen sucht, sich zu Ihnen verhalten, der trotz seinem sozialen Aposteltum, das er in seinen Schriften bekundet, Unternehmer geblieben ist? Der zum Krieg noch aufgerufen hat, als die Millionen der Opfer schon als verloren betrachtet werden mußten?“ Darauf Rathenau: „Daß ich den frühzeitigen Abbruch für das größte Unglück, das Deutschland treffen konnte, betrachte, darüber zu entscheiden, steht meinem Gewissen allein das Recht zu. Als Präsident der Elektrizitäts-Gesellschaft bin ich aber lediglich ein Angestellter der Aktionäre und habe auszuführen, was diese von mir verlangen. Ich bin kein Unternehmer. Ich werde Ihnen aber sagen, aus welcher Ursache Deutschlands Jugend in diesen Tagen ohne Dank und Gruß an mir vorübergegangen ist. Man betrachtet mich als einen reichen Mann, der Macht in seiner Hand hält, zugleich die Feder zu führen versteht und das ist es, was mir die deutschen Literaten, geistigen Arbeiter, wie sie sich nennen, nicht verzeihen können. Daß ich Macht im Staate repräsentiert habe, ein Schloß besitze, wirft man mir vor. Aber: war Mark Aurel nicht Herrscher und zugleich Verfasser seiner Schriften? Hat Friedrich der Große nicht in seinem Schloß gesessen und doch seine Werke verfaßt?“ In der Pause, die diesen Worten folgte, sah ich mich im kleinen Kreise um und bemerkte auf allen Gesichtern maßlose Verblüffung. Mark Aurel . . . Friedrich der Große . . .

Hierauf erklärte Rathenau, daß er den größten Teil seines Vermögens einer Stiftung überwiesen habe, die seinen Namen trüge, und nur so viel für sich behalten habe, wie notwendig war, um seine Existenz in der Form weiterzuführen, in der er sie bis heute geführt hatte. Ich sagte Rathenau, nachdem ich mich von meinem an Schrecken grenzenden Erstaunen erholt hatte: ich wollte ja gern die jungen Leute vom sog. „Rat“ veranlassen, daß sie die Aufnahme Rathenaus in Erwägung zögen, worauf Rathenau mit einer Handbewegung, die besagen wollte, das wäre ja gar nicht der Zweck der Übung gewesen, ein wenig ironisch lächelnd abwehrte. Er wiederholte: „Was fordert man von mir,

damit ich heute, in den ersten Tagen der Revolution als das anerkannt werde, was ich war und bin, was soll ich denn tun?“ Nach einigem Überlegen antwortete ich: „Legen Sie Ihr Amt als Präsident nieder. Widmen Sie sich ausschließlich Ihren Schriften, leben Sie nach den Prinzipien, die Sie in Ihren Schriften aufgestellt haben.“ Rathenau: „Meine schriftstellerische Tätigkeit beansprucht höchstens 4 Stunden meines Tages, was soll ich mit den restlichen 20 anfangen?“ Ich sagte: „Berufen Sie eine Versammlung ein. Widerrufen Sie öffentlich und feierlich Ihren unglücklichen Appell zur Fortsetzung des Krieges in letzter Stunde!“ Rathenau: „Wir Rathenaus haben die Öffentlichkeit niemals angerufen, um unser Tun zu rechtfertigen.“

Der Rest des Abends verlief unter verlegenen Reden, aber der Sinn der Zusammenkunft war ja nach dieser Unterhaltung auch erschöpft. Ich verabschiedete mich im Bewußtsein einer neuen schmerzlichen Erfahrung. Denn es schmerzte wahrhaftig, einen unzweifelhaft bedeutenden Menschen bei Gedankengängen und in einer Gefühlsverwirrung, die man bei deutschen Intellektuellen des Durchschnitts ja oft beobachten konnte, ertappt zu haben, ihn sich auf solch demütigende Art bloßgestellt gesehen zu haben. Tags darauf hatte der „Rat geistiger Arbeiter“ eine Sitzung, in der ich unter den ironischen Bemerkungen einiger jüngerer Mitglieder Rathenaus Begehr, in unsere Mitte aufgenommen zu werden, vortrug. Es wurde hierauf beschlossen, Rathenau zum Beitritt aufzufordern. Einige Tage später gingen, wie mir berichtet wurde, zwei von den jüngeren Mitgliedern des „Rates“ mit einem Fragebogen hinaus in die Villa Rathenaus im Grunewald. Dort erfuhren sie, daß Rathenau sich auf einem Bankett im Kaiserlichen Automobil-Klub befand. Im Klub ließen die beiden jungen Leute Rathenau ins Vorzimmer bitten und legten ihm dort den Fragebogen vor, auf dem einige hochnotpeinliche Fragen in bezug auf die Todesstrafe, das Sowjetsystem, das Volksheer, die Sozialisierung usw. verzeichnet standen. Rathenau steckte den Bogen in die Tasche und behielt sich Bedenkzeit vor. Eine Beitrittserklärung erfolgte nicht, wohl aber, wie bereits berichtet, die klägliche Auflösung des „Rates“, der in den ersten Tagen der deutschen Revolution an Walther Rathenau ohne Dank und Gruß vorübergegangen war.

Die revolutionäre Erkenntnis: daß eine Epoche der Gesellschaft endgültig vorüber, und eine auf veränderter Grundlage der Moralbegriffe entstehende neue im Kommen sei, schuf sonderbare Zusammenhänge unter den Intellektuellen politisch radikaler Gesinnung. Allerhand mehr oder weniger ernst gemeinte, von klarer oder undurchsichtiger Absicht diktierte Manifeste flogen durch die nebelhafte Atmosphäre der wirren Zeit. Und während die Reaktion sich schon sammelte, das Bürgertum aus der ersten Überraschung erwachend inne wurde, daß es den Ernst der Revolution doch wesentlich überschätzt habe — wiegten sich hier und dort Vereinigungen schwankender Intellektueller im Glauben, daß in Deutschland tatsächlich eine Ära der sittlichen Läuterung, ein heiliger Frühling der Menschheitsbefreiung angebrochen sei.

Neben den ausgesprochen zweifelhaften absurden Plänen fanatischer Desperados kamen kalte Streber und Zweifler zu Worte, schafften sich allerhand trübe, man wußte nicht woher, plötzlich aufgetauchte Scharlatane Gehör, die unter der Maske utopischer Herolde einer neuen Zeit, ihre kleinen Interessen mit Schamlosigkeit verfolgten. Mancher reine und reinliche Menschenfreund wurde von diesen Burschen überrumpelt und zog sich alsbald beschämt allzu weit aus den Zusammenhängen mit den Zeitgenossen überhaupt zurück, um fortan von solchen Erfahrungen verschont zu bleiben. Pathetische und zweifelhafte Gebilde entstanden, wie jener Bund der „Überkonfessionellen“, den ein kleiner Rabbinatskandidat, später Seifenfabrikant, anführte. Ein bulgarischer Student der Technischen Hochschule verstand es, zwei Dutzend Namen der wichtigsten Gelehrten, Künstler und Schriftsteller Deutschlands unter einem nebelhaften Manifest zur Schaffung eines internationalen Intellektuellen-Verbandes zu vereinen, und dies Manifest war zudem noch in mangelhaftem Deutsch verfaßt. Aber auch praktische Vorschläge utopischer Färbung tauchten auf, Vorläufer vielleicht oder aber Anzeichen der Umwälzung unserer sozialen Schichtungen und Begriffe, noch vom Bestehenden bedingt, aber schon nach Erstrebtem hinweisend: Zeitungsgründungen ernster Art wurden erwogen, ebenso Sozialisierung von Verlagsanstalten und Theatern.

In jener ersten Zeit der Revolution wurde viel und ausgiebig

gesprochen. Große Säle Berlins im Westen und in den Arbeitervierteln konnten die Massen der Herbeigeströmten, Proletarier und Bürger, körperlich und geistig, Werktätiger kaum fassen, die sich über das ungeheure Erlebnis klar werden, von mehr oder minder berufenen Rednern über die Zukunft Deutschlands, der Klassen, der Gesellschaft, des individuellen Lebens des Einzelindividuum belehren lassen wollten. In diesen Versammlungen fand ich den Mut zur öffentlichen Rede. Ich erinnere mich an einige wichtige und nicht ohne Ergebnis, Klärung notwendiger Fragen verlaufene Versammlungen, in denen: über die Notwendigkeit der Vereinigung des Intellektuellen mit dem Proletariat, über die Stellung des Intellektuellen innerhalb der Parteien, über die Möglichkeit, daß der Intellektuelle seinen Individualismus zugunsten der kollektiven Betätigung innerhalb der Massen abschwöre, und über ähnliche Themen verhandelt wurde. Auch über die brennende Frage, was richtiger sei: die Übernahme der Funktionen im neuen Staatswesen durch verlässliche revolutionäre Gesinnungsgeossen — oder die Weiterführung der Geschäfte durch, von Genossen der revolutionären Gesinnung kontrollierte Beamte des alten Verwaltungssystems? Mit anderen Worten: die auch in Rußland so überaus wichtige Frage: „Spezialisten“ im Sowjetstaat, in der Sowjetindustrie, in der Sowjetverwaltung — oder organisierte Arbeiter an der Spitze der Industrie, der Verwaltung aller Spitzenbehörden. — Etwas spät, das mußte man schon sagen, wurde in Deutschland die Gegenwart mit diesen brennenden Fragen konfrontiert, die im revolutionären Rußland Jahrzehnte bereits vor der Oktober-Revolution gelöst worden waren.

Immer wieder: der Intellektuelle im Dienst der proletarischen Idee! Der Intellektuelle, der durch die ausgleichende Kraft des revolutionären Gedankens in eine Reihe mit dem Proletariat zu treten hatte. Er mußte sich doch endlich der notwendigen Aktion mit voller Energie zur Verfügung stellen! Ihm in erster Linie lag es ob, die Disziplin der Massenorganisation anzuerkennen und sich zu eigen zu machen. Leichter als je war ja in diesen Tagen der Kontakt mit dem Proletariat zu erreichen. Manchem, der sich bisher vor der Menge scheu gedrückt hatte, war mit einmal die Zunge gelöst — die ersten Pioniere der Vereinigung geistiger mit

körperlich Arbeitenden bemühten sich um eine gemeinsame Organisation, die imstande sein sollte, dem Proletarier sein nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen gegen den Weißhändigen, den Komplizierten zu nehmen.

In Versammlungen, die dieser Tendenz folgten, machte man allerdings trübe Erfahrungen, die die Schwierigkeiten des Zusammenkommens bewiesen; die erkennen ließen, wie schwer es sei, das eigene immanente Gesetz mit den äußeren, von den Massen nur oberflächlich begriffenen, oder aber auf einseitig materielle Verhältnisse hindeutenden Forderungen des Lohnkampfes zu vereinigen. Die Ratlosigkeit, Haltlosigkeit, der Mangel an Logik, die in diesen Versammlungen die Attitüde der zusammengeströmten Massen gegenüber dem jeweiligen, an dem Pult stehenden Redner bewies, verwirrte und entmutigte. Einer verkündete aus seiner eigenen blutvollen Erfahrung geschöpfte Erwägungen, Wahrheiten. Die Masse hörte ihm zu, verstand nicht recht, klatschte aber Beifall. Der nächste Redner brachte demagogisch das genaue Gegenteil von dem vor, was der Vorredner verkündet hatte. Ihm wurde derselbe Beifall derselben Zuhörer zuteil. Der dritte, ein offenkundig unüberzeugter Schwätzer, wiederholte mit breit schweifenden Gesten die mangelhaft aufgeschnappten Meinungen, Aussprüche, Wahrheiten, die der erste, der schlichte, überzeugte Redner vor einer Stunde in die Menge gerufen hatte. Und siehe da: auch er fand die begeisterte Zustimmung der Masse, unter der niemand zu bemerken schien, daß der Bursche da oben ein Lügner und schamloser Nutznießer jener blutvoll durchlittenen und durchdachten Erfahrungen des ersten Redners war!

Die Jugend bildete, ob sie nun einer Meinung mit den Älteren war oder nicht, zumeist eine Partei für sich. Fast automatisch, ohne nachzudenken, brachte sie das Gegenteil von dem vor, was die Älteren wollten und verkündet hatten. Jubelnder Beifall belohnte sie.

Denen, die den Arbeiter wegen seiner Indolenz, seiner mangelnden geistigen, revolutionären Spannkraft schonungslos angriffen, war sogar unter den Arbeitern selbst Erfolg ihrer demagogischen Reden sicher. Sonderbar, wie Geifern und Gefuchtel ihre Wirkung taten. Oft hatte man geradezu den Eindruck, Geste sei alles, Gedanke

nichts! Selten nur wagte jemand diesen Lästern des Arbeiters zu widersprechen, betonend, daß der Arbeiter, der jahrhundertlang unterdrückte, mißbrauchte, geistig und körperlich geknebelte Proletarier ja in diesen Zeitläuften (wie in allen früheren auch) Pionier der Menschheitsbefreiung sei! Daß der in harter, schonungslosester Fron aufgewachsene arbeitende Mensch immer wieder Träger des Befreiungsgedankens sein müsse. Daß man von dem ausgemergelten, verelendeten Körper, der bedrückten, mißbrauchten Seele des Arbeitenden immer wieder schonungslos den Aufschwung fordere, ohne den eine revolutionäre Bewegung undenkbar, die Befreiung der Menschheit ein leeres Wort sein müßte.

Wer hatte die deutsche Revolution gemacht? Der in Matrosenuniform gesteckte deutsche proletarische Arbeiter. Und keinem fiel es ein, den von irgendwoher gelaufenen Nörgler, an dem Stand der Energie des deutschen revolutionären Arbeiters mäkkelnden, unberufenen Redner mit Fußtritten von der Tribüne zu jagen.

Verwirrend auch die Gedankenarmut, das Versagen der meisten Redner, sich auf Grund einfacher vernunftgemäßer Vorstellungen mit der Masse zu verständigen. Besonders die Rede des Intellektuellen war es, die durch solchen Mangel diskreditiert wurde. Jetzt rächte sich seine Stilanbetung bitter — im Kontakt mit dem wirklichen „Publikum“! In Amerika hatte ich in mancher Volksversammlung sinnfällige pittoreske Argumente vernommen, die konsequent, ja automatisch hundertmal wiederholt das notwendige Erkennen grundlegender Dinge: Mehrwert, Notwendigkeit der Organisation, individuelle Kollektivdisziplin, Hinwegfegen von trägem Aberglauben, angeborener oder angedrillter Sklavengesinnung der Masse bezweckten. Die Negerin, die in einer Konservenfabrik, statt den Aalen die Köpfe einzuschlagen, sie lebendig auf ein Holz spießt und ihnen so die Haut abzieht, sagt, von einem entsetzten Besucher zur Rede gestellt: „Seit 40 Jahren mache ich es auf diese Weise, die Tiere haben sich daran schon gewöhnt.“ Gibt es ein besseres Argument gegen das träge Gewährenlassen der brutalen Macht über das Leben des einzelnen Arbeiters? — Oder das Gleichnis von den beiden Pferdchen: das eine setzt vom Durst geplagt über einen Plankenzaun, um zum Bach in der Nähe zu gelangen,

während das andere brav und geduldig wartet, bis ein Reiter sich auf seinen Rücken setzt und es mit den Sporen in die Flanken zwingt, über den Plankenzaun zu springen, um zum Bach zu gelangen! Das Gleichnis vom denkenden und stumpfen Arbeiter. — Oder die berühmte Parabel von den Kätzchen, die von ihrer Geburt bis zum zehnten Tage ihres jungen Lebens blind sind, am neunten Tage zerschmettert ein ungezogener Junge einem von ihnen den Kopf an einem Stein — dabei öffnet sich das blinde Augenpaar, und das Kätzchen sieht den Jungen an: ergo, man muß ihnen den Kopf zerschmettern, damit sie sehend werden. — Diese und ähnliche Vergleiche mögen vor einer wild zusammengewehrten amerikanischen Arbeiterschaft am Platze sein. Rein theoretische Erörterung aber, noch dazu in einer unpathetisch sachlichen Weise vorgetragen, verfehlt seine Wirkung zuweilen auch auf ein gebildeteres Auditorium europäischer organisierter Arbeiter. Man beobachte doch die eben erwähnte Attitüde der Zuhörerschaft bei einander widersprechenden, aber ohne Unterschied beklatschten Rednern in Versammlungen der deutschen Arbeiterschaft. Das große, wunderbare Glück des freiheitlich gesinnten Intellektuellen, für das Proletariat arbeiten zu können, in dieser Zeit des Zusammenbruches der Autorität, des Staates, des Kirchenglaubens, der bürgerlichen Anmaßung — die intensive Freude, sich endlich als ein dienendes anerkanntes Mitglied der großen Volksgemeinschaft des werktätigen Proletariats zu erkennen — es erhob jeden, der ernst und ehrlich das Gute, Notwendige wollte und erhoffte, der dafür arbeitete.

Dabei verstummte zeitweilig der innerlich nagende Widerspruch, der den bürgerlichen Revolutionär immer wieder von den Massen zu trennen schien. Worin begegnete, verstand sich denn der bürgerliche Revolutionär mit dem Proletariat? Was trennte die beiden, was ließ das Mißtrauen bestehn? Wie kam es, daß sich der bürgerliche revolutionäre Intellektuelle, obzwar von seiner Klasse geschieden, doch nicht zum Proletariat, für das er eintrat, gehörig fühlen durfte? War die Ursache in der Gesinnung zu suchen? In der Lebensführung, in der Betätigung? Auch hier: Ratlosigkeit der Massen. Offenkundige Irrtümer in der Beurteilung und Wirkung des einzelnen ... und ärgeres noch als Mißverständnis allein!

„Bald erkannte ich, daß keine Revolution friedlicher oder gewaltsamer Natur stattgefunden hat, ohne daß die neuen Ideale sich auch unter den Angehörigen der Klasse, deren Vorrechten der Ansturm galt, zahlreiche Anhänger gewonnen hätten. Nun konnte ich nicht daran zweifeln, daß die Idee einer Befreiung der Arbeiter vom gegenwärtigen Lohnsystem sich in gewissem Maße unter den Mittelklassen verbreite.“ Kropotkin.

Das Schicksal der deutschen Revolution sollte es sein, in der bürgerlichen Republik stecken zu bleiben. Woran lag das?

Zufällig erlebte ich vor nicht langer Zeit am gleichen Tage zwei im Grunde unwesentliche Episoden, die mir aber im Gedächtnis geblieben sind, und die ich gern preisgebe. Ich kam von einem mir bekannten Industriellen, der im Norden Berlins eine Fabrik besitzt. Er erzählte mir, daß er am Morgen zugleich mit einem seiner Arbeiter in die Fabrik gegangen sei. Er selbst habe, wie jener Arbeiter, eine Aktentasche unterm Arm getragen. In der seinen waren Briefe und Dokumente, die er nachts zu Hause durchgesehen hatte. In der des Arbeiters aber befand sich: die blaue Emailleflasche mit Kaffee und zwei Stullen, die der Arbeiter, ein Dreher, allmorgendlich mit sich in den Betrieb zu nehmen pflegte.

Am Alexanderplatz wollte ich mir die kommunistische „Rote Fahne“ kaufen, frug einen Zeitungsverkäufer, einen ältlichen Mann, Holzbein unter der blauen Arbeitsbluse, nach der Zeitung und erhielt die Antwort, die führe er nicht, denn die sei ihm zu rot.

„Sie können sie ruhig verkaufen,“ sagte ich dem Alten, „die vertritt noch die Sache des deutschen Proletariats“.

„Der deutsche Arbeiter will ja kein Proletarier sein“, wurde mir geantwortet. — —

Es gibt gewiß tausend Erklärungen für das Versagen der deutschen Revolution. Einige habe ich im vorigen Kapitel genannt, einige sind zwischen den Zeilen zu lesen. —

Nur zögernd waren die Unabhängigen dem Beispiel Liebknechts gefolgt, der (übrigens auch nicht als erster) die Kriegskredite verweigert hatte. Ihr Programm war ein pazifistisches, es manifestierte sich in der Ablehnung dieser Kredite, in der Ablehnung des Krieges. Ein ausgesprochen negatives Programm. Die U.S.P.D. war eine junge Partei. Aber es fehlte ihr an jugendlicher Spann-

kraft, an Initiative. Für die Nachkriegszeit hatte sie keinerlei Programm. Es schien, als hätte sie an die Nachkriegszeit gar nicht gedacht. So konnte es nicht wundernehmen, daß sie schon in den letzten Tagen des Dezember 1918, ein paar Wochen, nachdem sie in die Regierung eingetreten und ihre Männer in den Rat der Volksbeauftragten geschickt hatte, sich von der mehrheitssozialistischen Partei aus der Regierung drängen ließ. Es ging damals durch die Presse des Auslandes ein maßloses Staunen. In einem Lande, das eine Revolution durchgeführt hatte, zeigte, kaum zwei Monate nach dieser Revolution, die einzige als revolutionär anzusehende Partei solche Schwäche! Was war die Ursache dieser Schwäche? Die Angst vor der Verantwortung: das zerrüttete Land, die in Auflösung befindlichen Verhältnisse zu konsolidieren; vor allem aber der mangelnde Wille zur Durchführung und eisernen Aufrichtung einer proletarischen Diktatur. Das Rückgrat der aus dem Bürgertum stammenden intellektuellen Unabhängigen zuckte vor der Aufgabe zurück, die Bourgeoisie zu unterdrücken, wie das in Rußland ein Jahr vorher begonnen, und, man konnte es aus der Distanz eines Jahres beobachten, zum Teil bereits durchgeführt war. Die bürgerliche Gesinnung der Unabhängigen war, zusammen mit der kleinbürgerlichen Ängstlichkeit, Feigheit und Kompromißsucht der Mehrheitssozialisten, Ursache an dem kläglichen Zusammenbruch der deutschen Revolution. Es wäre notwendig gewesen, die an dem Unglück des Krieges, an dem Elend der Nachkriegszeit schuldigen Staatsmänner, Generäle des alten Regimes, die wieder, nach kurzem Verschwinden von der Oberfläche, in Erscheinung getreten waren, schonungslos zur Rechenschaft zu ziehen. Dem Volk, das für sie geblutet hatte, das Opfer der Großindustriellen, der Hochfinanz, die sich in dem Krieg maßlos bereichert hatte, zu bringen; es wäre notwendig gewesen, die Dynastie der Hohenzollern, deren Häupter desertiert waren, die zahllosen Feudalherrschaften im Lande zu expropriieren. Die Unabhängigen zuckten vor dieser Aufgabe zurück. Es war ihnen gerade recht, daß man sie aus der Regierung drängte. Es hatte den Anschein, daß sie sich sogar allzu willig hinausdrängen ließen.

Gleichzeitig mit dem Versagen der Unabhängigen konsolidierte

sich der Spartakusbund zur kommunistischen Partei, im Geiste bereits als Sektion der Moskauer III. Internationale. Eine wichtige Frage: ob sich die neue Partei im Reichstag vertreten lassen solle oder nicht, brachte schon bei der Gründungssitzung einen Zwiespalt hervor. Die [anerkannten Führer Liebknecht und Luxemburg wurden, da sie aus ihrer Praxis heraus für Beteiligung an der Reichstagsarbeit waren, niedergestimmt.] Wenige Tage später, in der ersten Januarwoche 1919, begannen die Kämpfe um das Zeitungsviertel in Berlin, und es war gleich am Anfang zu sehen, daß die Reaktion die Oberhand behalten würde.

Mit geschickten Lockungen hatte es die Regierung verstanden, die aus dem Felde Heimkehrenden zur Abgabe ihrer Waffen zu bestimmen. Die Not hatte das ihre dazu getan. Das Proletariat, das vier Jahre lang für die Schwerindustrie, die Hochfinanz, den Kaiser und die Feudalherrschaften gekämpft hatte, ließ sich für ein paar Mark die Waffen abluchsen, die es zur endgültigen Durchführung seines eigenen Kampfes gut hätte gebrauchen können. — Wenn es zu diesem Kampfe nur die geeigneten Führer und Energien gehabt hätte! Aber die für Kaiser und Vaterland vier Jahre lang gekämpft hatten, verstanden es nicht mehr, für sich selber zu kämpfen. Der Kampf um das Zeitungsviertel (an sich ein absurder Kampf, warum die Zeitungsgebäude? warum nicht die Banken, die Ministerien?), dieser Kampf war rasch beendet. Schon am 15. Januar brach der Spartakusaufstand mit der Ermordung Liebknechts und Luxemburgs kläglich und blutig in sich zusammen.

Das Elend der armen Bevölkerung wuchs zusehends. Herzerreißende Berichte und Szenen aus dieser Zeit. Ich selber habe beobachtet, wie am Dönhofsplatz unter den Kugeln der Besatzung im Hause des „Berliner Tageblattes“ und der gegenrevolutionären Soldaten, die sich in Häusern der Leipziger Straße verschanzt hatten, arme verhungerte Proletarierfrauen aus den Türen geschlichen kamen, um mit Messern Fleischstücke aus dem Kadaver eines gefallenen Gauls zu schneiden. Nicht einmal das hatte die Revolution dem Proletarier vergönnt: daß er sich einmal satt esse, daß er sich im Bewußtsein der getanen Arbeit ein einziges Mal nur an den Tisch der Reichen setze. Aus dem Elend des

Krieges war er ins Elend der Nachkriegszeit geraten, er wußte kaum wie.

(Über den Kurfürstendamm zogen Banden von Bürgern, um sich in den Reichswaffenstellen Gewehre und Munition zu holen. „Schießt die roten Hunde nieder!“ war die Parole. Beim Versuch, eine solche Horde aufzuhalten, wäre es mir fast übel ergangen. Ich kam mit einem Stockhieb über den Schädel davon. —)

Wochen vorher war das geschlagene Heer, fast im Triumphzug, in die Stadt eingezogen, vom Süden kommend allerdings, doch durch das Brandenburger Tor. Und schon wandte sich der Geist des militärisch gedrillten Volkes zum durchorganisierten gegenrevolutionären Bürgerkrieg. Das revolutionäre Parlament tagte im Landtag. Es säumte, hütete sich, Entschlüsse zu fassen. Umsonst kamen aus den Betrieben, die als Vorkämpfer revolutionärer Bewegung bekannt waren, Schwarzkopf vor allem, Arbeiterdelegationen mit großen Tafeln, auf denen Forderungen standen, in die Versammlungen hereinmarschiert. Wie gelähmt ließ das Proletariat das Militär, das verschüchterte Bürgertum wieder erstarken und Oberhand gewinnen. Noskes Mördertruppen sperrten die Wilhelmstraße, machten Jagd auf revolutionäre Arbeiter, veranstalteten Haus-suchungen, Erschießung an den Straßenecken, in den Höfen der Häuser, der Kasernen, in den Wohnungen, in denen man Waffen gefunden hatte.

Systematisches Absuchen von ganzen Häuserblocks nach Waffen. Unter der Führung echter und rechter Proletarier: Noske, Wels, Scheidemann, Ebert, die, fasziniert von der Macht, die ihnen gegeben war, sie nicht anders zu handhaben wußten, als die Offiziere es getan hatten, die sich jetzt einer noch fiktiven Führung unterwarfen, wurde die junge Revolution umgebogen, gefälscht, abgewürgt. Das Versagen der Revolution, die Unsicherheit, in die jede Minute die Stadt aufs neue warf, in der die Soldateska ihre Orgien feierte . . . Konnte man wissen, was morgen geschehen würde, wenn man Verrätern der proletarischen Sache, wie es die, den Einfluß der Ententemächte, den Abscheu vor „russischen Zuständen“ fortwährend betonenden Mehrheits-machthaber offenkundig waren, ausgeliefert, hilflos dastand! Die Zeitungspaläste begannen ihre Kugelspuren zu verkleben, wie das

Schloß, der arg beschädigte Marstall, die Universitäts-Bibliothek wieder repariert und verputzt wurden. Am Tage nach Liebknechts und Luxemburgs Ermordung hatten sich die Mörder im Hotel Eden auf einem lustigen Gruppenbild verewigen lassen. Die Gegenrevolution feierte die Niederschlagung der Arbeiterschaft. In Friedrichsfelde reihten sich die Gräber aneinander. Abgedämmt, zurückgeschlagen die Welle der Revolution. Wann würde die zweite vorwärtsstoßen? Es war nicht abzusehen.

Jetzt erlebte man die kläglichen Symptome einer verpfuschten Revolution. Den wieder erwachten Übermut des Bürgertums, der Feudalkaste. Die klägliche halbe Rechtfertigung der nunmehr allein an der Entwicklung der Dinge schuldtragenden S. P. D., die sich unter dem Schlagwort „Ruhe und Ordnung“ bedingungslos in den Dienst der Reaktion gestellt hatte. Die Generale hatten sich wieder ins Land zurückbegeben. Auf die Arbeiterschaft war Verlaß. Der Revolution waren die Giftzähne ausgebrochen. Dieses Volk war das unrevolutionärste der Welt. Gab man ihm eine kleine Entschädigung, ließ man seine Führer sich im Wahn der Macht wiegen, in der gesellschaftlichen Gunst der „besiegten“ Oberklasse sonnen, so konnte man es gängeln, übertölpeln. Es war hilflos.

Die belagerten Zeitungen erholten sich rasch von ihrem Schrecken. Am Tage nach der Ermordung Liebknechts, Luxemburgs waren sie wieder obenauf.

*

Haussuchungen wurden in dieser Zeit allmählich zur Regel. Spitzel kamen — sie fanden leicht zu mir. An einem Julitage 1918 hatte ja Kollege W. Herzog, nachdem er sich der Einfachheit halber ins Bett gelegt und dem unwillkommenen Besucher meine Adresse angegeben hatte, dem ersten in der Reihe den Weg in mein Haus gewiesen. Sie sahen sich genau bei mir um. Diese Spitzel arbeiteten aber zumeist nach veralteten Methoden. Sie hatten zudem scheinbar noch Material aus der Kriegszeit und wunderten sich, wenn man mit gutem Gewissen die Auskunft zu geben vermochte, daß das, was sie von einem wußten oder vermuteten, absolut nicht mehr zutraf. Seit der Revolution schien die Organisation des Dienstes nachgelassen zu haben. Auch die Hausdurchsucher litten gelegentlich an ungenügenden Instruktionen,

zuweilen sogar an schlechtem Gewissen. So kam einmal ein Hauptmann vom Regiment von Oven mit sechs schwer bewaffneten Soldaten in meine Wohnung, entschuldigte sich sofort wegen der Störung, die er verursachte, wies sich als Kenner meiner Bücher aus und beklagte sich, ehe er durch seine Leute Kisten und Kasten öffnen ließ, darüber, daß er alter Mann, freiwilliger Helfer in der Not des Vaterlandes, übrigens Ingenieur von Beruf, zu solch erniedrigenden Diensten verwendet werde! Das Resultat dieser Haussuchung war: hinter der vorderen Bücherreihe meines Bücherregals wurde eine zusammengerollte rote Fahne entdeckt; erst als ich auf die Metallstäbe hinwies, an denen die rote Fahne befestigt war, erkannten die grimmigen, mit Handgranaten umgürteten Soldaten, daß sie eine zusammengerollte Seidengardine meines Bücherkastens gefunden hatten. Zum Schluß mußte ich einen Revers unterschreiben, daß bei der Haussuchung aus meiner Wohnung nichts abhanden gekommen war. Ein grauer Kommißknopf, den ich im Vorzimmer aufgelesen hatte und in meiner Kuriositätensammlung verwahre, erinnert mich daran, daß das Regiment von Oven bei mir sogar noch etwas gelassen hat!

Im übrigen stiegen die Dünste der versumpfenden Revolution schwadenweis in die Nase empor. Briefe gingen dutzendweis verloren. Am Telephon knackte es nach dem Anruf von unerbetenen Mithörern. Seitenblicke der kleinen Krämer, Dienstboten, Nachbarn in der Straße. Entfernte Bekannte, ungenügend empfohlen, Fremde sogar, kamen und baten um Quartier für eine Nacht. Sie waren aus den ihren aufgestöbert. Mit diesem, jenem Freund konnte man nurmehr unter Deckadresse korrespondieren. An allen Ecken der Stadt taten sich Spielhöllen auf. Im Osten gab es eine ganze Spielhöllengasse, in der man unter freiem Himmel Würfelspiele veranstaltete. Gestohlene Sachen, Räder, Mäntel, Schmuckgegenstände wurden an bekannten Orten ganz ungeniert verkauft. Soldaten in ihren alten Uniformen, mit Zylindern auf den Köpfen, zogen an Strippen kleine Holzschäfchen hinter sich durch die Straße her. Einen sah ich, der hatte sich ein Gazeröckchen umgebunden, sang mit Kastagnettenbegleitung in der Leipziger Straße sentimentale Volkslieder: das Muttergrab und ähnliches. Trupps mühsam zusammengeflückter Kriegsbeschädigter,

ohne Nasen, ohne Gesichter hörten ihm zu. In einem Theater wand sich der berühmte Schauspieler Wüllner, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, auf einem Holzkreuz als Christus in einer üblen an Parodie grenzenden Darstellung der Passion. Einem der Volksbeauftragten hatte man allerhand sexuelle Verfehlungen nachgewiesen, das wurde breitgetreten bis zum Ekel, weil man damit den Sozialismus zu diskreditieren glaubte. Menschen verschwanden nachts an dunklen Straßenecken, und die Ziegenwurstfabrikanten protestierten in pathetischen Annoncen gegen die Vermutung, daß in ihren Würsten außer Katzen- und Rattenfleisch auch Kinderfleisch verarbeitet werde. Das war die Ruhe und Ordnung, um deren Willen man die Führer der Revolution erschlagen hatte.

Wenn schon im Kriege der Zusammenhalt zwischen Menschen gelockert und zerrissen worden war, so entstanden jetzt in dieser Auflösung, Korruption der Revolution, vollends wilde Feindschaften zwischen Menschen, die unter dem gleichen Druck brüderlich oder befreundet gelebt hatten. Voll Verzweiflung erkannte man in diesen Zeitläuften, daß die Vorstellung vom Inferno sich auf wirkliche Verhältnisse des Alltagslebens beziehen konnte!

Nach dem Scheitern der Münchener und der ungarischen Diktatur war es genau zu erkennen: die deutsche Revolution sei verurteilt. — Im „Bund“ zeigte sich Infusion unsauberer Elemente; Scharlatane, die im Kriege eifrige Propaganda für Kriegsanleihenpolitik getrieben hatten, versuchten ihre ehrgeizigen Organisationskünste an der reingebiebenen fortschrittlichen Vereinigung zu betätigen, und fanden Unterstützung, teilweise durch Mitglieder des Bundes, die für kurze Zeit in die Regierung entsandt worden waren. Die pazifistische, unentschlossene, aus bürgerlichen Gesichtspunkten geleitete Vereinigung zeigte schwankende Physiognomie, besonders in ihrer Stellung gegenüber Rußland, wo die proletarische Diktatur mit eiserner Konsequenz durchgeführt wurde. Rußland war dem deutschen, republikanischen, liberalen, pazifistischen Bürgertum stark in die Glieder gefahren. —

Als Kurt Eisner, Gustav Landauer ermordet worden waren, hielt es der Zentralverband der deutschen Juden für angezeigt, von der Art

solcher „überspannten Kaffeehausliteraten“ abzurücken. In sämtlichen bürgerlichen Blättern stand diese Erklärung. Die Stammesgenossen vermochten es offenbar nicht zu verwinden, daß der Jude nicht von Juden gekreuzigt, daß die Bekämpfer der obersten Gesetze der bürgerlichen Kultur, der Heiligkeit des Privateigentums von bayrischen Soldaten und nicht von Bürgern hingerichtet worden waren. Mit tiefem Ekel erlebte man Judastaten dieser Art. Was gingen mich aber im Grunde die deutschen Juden an, das bürgerliche Judentum! Ich selbst war noch im Kriege, angewidert durch die Verlogenheit der assimilatorischen Gesinnung meiner Rassengenossen, die sich zuweilen vor Eifer überschlug, und aus sozialistischer Überzeugung Dissident geworden. (Diesen Wunsch hatte ich schon in frühen Jahren gehabt, aber ich war ihm mit Rücksicht auf meinen Vater bei seinen Lebzeiten nicht nachgekommen.) —

Den Verfall jeder sittlichen Vorstellung, jedes Anstandsgefühls, in der Bourgeoisie wie in den breiten Schichten des Volkes, konnte man deutlich erkennen, je entscheidender sich die Niederlage der Volkserhebung vom November bemerkbar machte. In den eigenen Berufskreisen wäre es vergebliche Mühe gewesen, der revolutionären Umschichtung der Begriffe entsprechende Reformen durchzuführen. Mit einigen, mehr oder weniger radikal gesinnten Schriftstellern versuchte ich, vor allem, eine Aktion der Säuberung der Presse durchzuführen, der Presse, die sich gerade in diesen Tagen schamlos verhetzender Lügen schuldig gemacht hatte. Die Nachricht von der Ermordung der Polizisten in Lichtenberg dementieren — eine Bestimmung durchzusetzen, daß Lügen in den Zeitungen an derselben Stelle, wo sie gestanden hatten, in genau derselben typographischen Form dementiert werden! Es war das mindeste, das man von einer, irgendwelcher Kulturmission entfernt bewußten Presse verlangen durfte. Man kam nicht weit mit solchem Ansinnen. —

Das Ergebnis war: tiefster Überdruß, Weggehenwollen von Allen. Die Wahrnehmung: daß das Leid der Seele, das Unrecht, das dem eigenen Schicksal, dem eigenen, geringen, beschränkten Leben zugefügt wurde, wieder laut geworden war — nachdem es eine Zeitlang im großen allgemeinen Leid, das ja die Menschheit be-

troffen hatte, dem Kriege, verschwunden schien, untergegangen auch in dem blitzgleichen Aufschwung jener Novembertage, die Verbrüderung verheißen hatten!

Die Zwiespältigkeit, die sich in der Folge der mißglückten Revolution aller Kräfte der Seele bemächtigte, machte sich auch in der Art der Arbeit bemerkbar, die mein Leben im ersten Jahr der Revolution ausfüllte. Neben verstreuter Kleinarbeit, Aufsätzen, Manifesten, Dichtungen, die die Suggestion der revolutionären Atmosphäre diktierte, war es ein Roman, dessen Thema mich von der verworrenen Gegenwart erlöste, auf den ich mich konzentrieren konnte, der mir Anregung und Freude schuf. Im Sommer, in dem ich 50 Jahre alt wurde, arbeitete ich an diesem Roman, der den Gedanken der Fernwirkung mit einem positiven kriminalistischen Fall, dem Mordprozeß des Londoner Arztes Crippen ineinanderwob. Ich hatte diesen Prozeß 1910 in London miterlebt. Okkultische Experimente, die ein Kreis von Menschen, dem ich auch angehörte, in der Kriegszeit gelegentlich unternahm, hatten das Element des Transzendentalen zum Londoner Erlebnis gefügt. Das Buch erschien, es heißt: „Adela Bourkes Begegnung.“ —

Eine Zeitlang hörte ich nur von weitem den Widerhall der Ereignisse aus der Welt in jene wundervolle Sommereinsamkeit am Rande des Putbuser alten Parkes herübertönen. Die ungarische Diktatur, wie war sie zusammengebrochen! In den ersten Tagen des August 1919 kam die Nachricht. Auch dort, in meiner Heimat, hatte ich nicht positiv mitwirken können, nur aus weiter Ferne Aufstieg und Niedergang der Bewegung verfolgt, deren Ursprung ich aus meiner Kindheit kannte, deren hauptsächlich bewegende Kräfte mir ja aus jenem Kreis um meine Freundin Cäcilie wohl bekannt waren.

Ich hatte jener radikalen Bewegung ebenso sehr nur aus der Distanz folgen müssen, wie ich auch von der Peripherie der Berliner Bewegung ihrem Zentralpunkt nicht näherzurücken vermocht oder verstanden hatte. Diese Tatsache war mir als Versäumnis, als Selbstkritik, als Einsicht eigener Schwäche und Unstichhaltigkeit, als Hemmnis des Rechtes, andere um ihres revolutionären Versagens willen zu kritisieren, schmerzhaft bewußt. Doch hatte ich

eine besondere Art Aktivität, ein benachbartes Gebiet der Aktion gefunden, in dem ich mein Teil an der neuen Kultur, die sich vorbereitete, zu leisten versuchte. —

*

Die Idee der russischen Revolution, von den Intellektuellen Rußlands erschöpfend formuliert und verkündet, hatte allmählich ihren Weg zu unserer Vorstellungswelt, in unsere deutsche Bewegung gefunden. Hier waren es einige wenige unter den radikal gesinnten Intellektuellen, die sie zuerst erfaßt hatten und in die Tat umzusetzen versuchten. In jenem ersten Sommer der deutschen Revolution wurde ich von einem jungen Proletarier aufgesucht und zur Organisation eines „Bundes für proletarische Kultur“ aufgefordert. Wir sollten, was die Proletkultbewegung in Rußland bezweckte, auf deutsche Verhältnisse anwenden und durchführen: Umstellung der Kulturbewegung zu den Zielen einer, auf dem Boden der Werktätigkeit emporblühenden neuen Epoche der Kunst, der Erziehung, der Wissenschaft. Einer allgemeinen, von der Bürgerlichkeit befreiten Kulturströmung sollte der Weg bereitet, ein Bett gegraben werden. Kurse für revolutionäre Betriebsräte, für Künstler, die sich der Propaganda zur Verfügung stellen wollten, eine Zeitschrift sollte geschaffen, Reformen des Theaters durchgeführt werden, ein Klub, in dem Intellektuelle und Arbeiter Gemeinsames erleben und besprechen konnten. Es war vorerst Kleinarbeit, von geringer Wichtigkeit, aber sie wurde von uns etlichen Menschen, es waren zu dem jungen Proletarier und mir noch einige opferwillige bürgerlich Radikale gestoßen, mit großem Ernst unternommen. Der Volkswirtschaftler Alfons Goldschmidt insbesondere leistete der Bewegung schätzenswerte Dienste. — Gleich in der ersten öffentlichen Versammlung, in der wir der Arbeiterschaft unsere Bestrebungen um die Kultur einer zukünftigen proletarischen Gesellschaftsform auseinanderzusetzen suchten, wurden wir von den damaligen Führern der kommunistischen Bewegung wild angegriffen. Statt uns in unserem gleichgerichteten Bestreben unterstützt zu sehen, hörten wir uns als verkrachte Literaten beschimpfen, die sich, weil sie bei dem Bürgertum zu geringe Erfolge erzielten, jetzt betrügerisch an das

Proletariat heranmachen wollten! Die Bonzen warnten vor uns, die wir unsere Arbeitskraft und unsere letzten Groschen für die Organisation des Bundes hergaben. Trotz dieser Sabotage, und weil wir im Grunde überzeugt waren, daß die Bildungsarbeit in den sozialistischen Parteien allzu einseitig auf bare Parteizwecke zielte, den Arbeiter nicht zu revolutionärer Gesinnung erzog, sondern im besten Falle nur zu einem gefügigen Mitglied der Partei und künftigen Funktionär, setzten wir unsere Arbeit unbeirrt fort. Sie war, unseren geringen Mitteln entsprechend, ephemere genug. Goldschmidt gab eine gut redigierte „Rätezeitung“ heraus. In seinem Büro hatte er ein Archiv; Kurse, Versammlungen wurden dort abgehalten. Bildende Künstler unserer Gesinnung meldeten sich. Wir veranstalteten Ausstellungen. Flugblätter kamen heraus. Schauspieler, Rezitatoren, wir selber erschienen in Arbeiterversammlungen, vor Versammlungen Streikender, hielten Ansprachen, sprachen Verse von Freiligrath, Herwegh, Neueren: Rubiner, Martinet . . .

Es war eine ziemlich unglückliche Idee, daß wir, um weiteres Geld für unsere Arbeit zu gewinnen, mit der Aufführung eines revolutionären Schauspiels, auf dem Podium der Berliner Philharmonie an einem Sonntagnachmittag hervortraten. Mit einer kleinen notdürftigen Kulisse, denn wir wollten ja diese Aufführungen in den Betrieben, in Sälen, Höfen der Fabriken während des Schichtwechsels wiederholen, ohne Rampenlicht und Kostüme brachten wir ein Drama „Freiheit“ des jungen rheinischen Dichters Kranz zur Aufführung. Der Name des Dichters war der einzige Name, der auf unserem Programmzettel zu lesen stand. Jedes von uns Mitgliedern des Bundes, jeder von den Schauspielern hatte sich anonym in den Dienst der Gesamtaufgabe gestellt. Wir wollten zeigen, daß der Künstler, der Schriftsteller genau so anonym für die Gesamtheit arbeiten müsse, wie es der Arbeiter, der Soldat, der Bauer tat. Da die Aufführung eine ausgezeichnete war, brach das Publikum, nachdem die Vorstellung zu Ende war, in Applaus aus. Auch nach meinen einleitenden Worten war Händeklatschen aus dem überfüllten Saal zum Podium heraufgedrungen. Nächsten Morgen kamen ins Büro unseres Bundes Arbeiter, die sich darüber beschwerten, daß wir unsere Namen nicht auf das Programm und

unter die Artikel, die in diesem Programm abgedruckt waren, gesetzt hatten. Sie gaben der Vermutung Ausdruck, wir hätten dies unterlassen, damit man uns später nicht nachweisen könne, daß wir, bürgerliche Intellektuelle, einmal für das Proletariat gearbeitet hätten! Auch das Händeklatschen, dessen Unterlassung wir auf dem Theaterzettel ausdrücklich gefordert hatten, empfanden die Arbeiter als Provokation und bürgerliche Selbstüberhebung. — Wir hätten allem Unbill, allen noch so grotesken Mißverständnissen zum Trotz unser mit Aufopferung geführtes Werk wohl fortsetzen können, hätte nicht der gewaltige Metallarbeiterstreik alles zum Scheitern verurteilt. In den Betrieben gab es keine freien Säle mehr. Welche zu mieten, dazu mangelte es uns an Geld. Die Sabotage der Parteien tat das übrige. Zudem erwies sich einer der Begründer des Bundes, und zwar gerade jener junge Proletarier, der mit seiner Idee zu mir gekommen war, als Spekulant ziemlich inferiorer Art. Als wir ihn dann, den einzigen, der aus dem Bund materiellen Gewinn für sich herausschlagen wollte, aus unserem Bund entfernten, verkündete er laut, daß dies eine geheime Ränke bürgerlicher Intellektueller gegen ihn, den einzigen Proletarier im Bunde sei! (Wie hier, so machte ich auch bei späteren Gelegenheiten ähnliche trübe Erfahrungen: in dem Zusammenarbeiten bürgerlicher und proletarischer Intellektueller bekundeten zuweilen die letzteren eine individualistisch egozentrische Auffassung.) —

Dem Bund für proletarische Kultur, den wir mit gutem Willen und ernster Gesinnung gegründet hatten, war nur kurzes Leben beschieden.

*

Im August des Jahres 1919 hatten mich zwei amerikanische Damen besucht, um mich zu einer Vortragstournee durch Amerika aufzufordern. Sie kamen mit Empfehlungen meiner amerikanischen Freunde zu mir. Ich sollte als erster Deutscher nach dem Kriege in der freikirchlichen Haynes-Holmes-Organisation in den Staaten sprechen. — Und in der ersten Septemberwoche desselben Jahres hatte Karl Radek, der damals von der deutschen Regierung, der deutschen Konterrevolution, auf entwürdigende Weise und unter steter Lebensgefahr in Moabit festgehalten wurde, einen Emissär

zu mir geschickt, der mich aufforderte, Radek nach Rußland zu begleiten, wenn er, wie bevorzustehen schien, in absehbarer Zeit nach Moskau zurückkehren dürfte.

Aus der amerikanischen Vortragstournee, deren Plan sich als verfrüht erwies, wurde nichts. Ich sagte daher Radek zu, besuchte ihn wiederholt im Gefängnis zugleich mit anderen Herren, die der gleichen Kommission angehören sollten wie ich, einer Studienkommission, die Radek mit Genehmigung der deutschen Regierung zusammengestellt hatte. Dieser Kommission gehörte ein Expert für Landwirtschaftswesen, ein Vertreter der radikalen Arbeiterschaft Berlins, der verwaltungskundige Bürgermeister einer großen Schweizer Stadt, ein Techniker, ein Geologe an. Ich sollte die Ergebnisse dieser ersten ausländischen Studien- und Forschungsfahrt durch Sowjetrußland in einem Buch niederlegen. Schon vor zwei Jahren in Stockholm hatte Radek mir gesagt, daß mein Buch über Amerika Eindruck auf ihn gemacht habe. Nun sollte ich ein Buch über meine Erfahrungen in Sowjetrußland schreiben.

Des öfteren kam ich in der ersten Hälfte des Winters 1919/20 nach Moabit und sprach dort Radek, der sich auf geistvoll übermütige Weise über den verlegenen, bei unserer Unterredung stets anwesenden Gefängnisbeamten lustig machte. Je weiter aber der Winter vorschritt, um so problematischer wurde es, ob der Plan wirklich durchgeführt werden könnte? Radek wurde schließlich, Anfang Januar 1920, unter polizeilicher Bedeckung, bei Nacht und Nebel sozusagen, nach Rußland gebracht.

*

Trübselig und widerwärtig verlief dieser zweite Revolutionswinter. —

Im Frühjahr 1920, zur Zeit des Kapp-Putsches, in dem Deutschland um eines Haares Breite von der Restauration der Monarchie entfernt stand, wählten mich revolutionäre Genossen des graphischen Gewerbes zum Betriebsrat, und ich konnte in der Böttzowbrauerei jener großen Versammlung beiwohnen, die den Generalstreik beschließen sollte, ihn aber, da Einigkeit nicht zu erzielen war, schließlich ablehnte. Die Arbeiter in den Kühlhäusern waren

es insbesondere, weil sie es nicht über das Herz bringen konnten, das schöne Hammelfleisch und Kälberfleisch verfaulen zu lassen, die den Streik verhinderten. Hätten sich die (bürgerlich intellektuellen) Staatsbeamten nicht geweigert, dem selbsternannten Diktator Kapp und seinem Spießgesellen Brederek, wie seinem ganzen, aus korruptesten Elementen gebildeten „Kabinett“ den Treueid zu schwören, — die organisierte Arbeiterschaft wäre der drohend nahegerückten monarchistischen Konterrevolution im besten Falle erst nach langem, blutigem Kampf, wenn überhaupt, Herr geworden. Denn die Soldateska regierte in diesen Tagen die Straße. Am ersten Tage des Putsches wiesen die Stahlhelme unter einem mit Kreide gezeichneten Hakenkreuz die Inschrift: „Für Kapp, Kaiser und Recht“ auf. Am zweiten prangte auf den Stahlhelmen ein: „?“ — am dritten aber bereits wieder eine Inschrift, und zwar die endgültige, nämlich: „Für Ebert-Bauer“.

*

Was nun in Deutschland geschah, trug nur noch den Stempel der Apathie. Die Arbeiterschaft ließ die bürgerliche und feudale Gegenbewegung untätig und willenlos erstarken. Ernste wirtschaftliche Nöte meldeten sich. Denn das Bürgertum bekämpfte mit gewaltig wiedererwachter Energie und systematisch das ermüdete Proletariat, wie jene aus seinen eigenen Reihen stammenden Intellektuellen, die sich in den Dienst der proletarischen Sache, der Revolution gestellt hatten. In München: Erschießung, Kerker. In Berlin: Boykott. So kam der Sommer heran. Ein trübseliger, durch Untätigkeit mißmutig sich ankündigender Sommer.

Eigentlich fühlte ich, in diesem ersten Jahr nach meinem 50. Geburtstag, daß ich an einem gefährlichen Wendepunkt meines Lebens angelangt war. Wie ich meinen Glauben an das Bürgertum, an bürgerliche Kultur verloren hatte, so war ich an meiner ganzen Produktion, dem Sinn meines Lebens, meinem Zusammenhang mit den Menschen überhaupt irre geworden. Nicht mein bürgerliches oder antibürgerliches Schicksal: die Erkenntnis des Widersinns, im Bürgertum zu leben, in bürgerlichen Gebräuchen und Lebensführung befangen zu sein und für die Zukunft, die allgemeine große proletarische Weltzukunft zu arbeiten — dieser

Widersinn bedrückte mich, verekelte mir den Tag meines Daseins. An meiner Gefährtin, die sich nur gezwungen meinen Ideen, meiner Betätigung in diesen revolutionären Zeitläuften anzupassen vermochte, fand ich, in der tiefgehenden akuten Krise, die ich durchmachte, keine Helferin. Es schien sogar, als hätten sich unsere Wege bereits getrennt, obzwar unser tägliches Dasein noch ohne Trübung nebeneinander dahinflöß. Ich war unzweifelhaft an einem Wendepunkt meines Lebens angelangt. Ich erkannte dies. Ich erkannte es tief und sicher, so wie ich die unerhörte Bedeutung dessen erkannte: in dieser Zeit zu leben, in der die Autorität des Staates, der Kirche, der Geburtsvorrechte, des Eigentums, des Geldes ins Wanken geraten, an einem Punkte des Erdballs: in Rußland zusammengebrochen war. Was wollte es heißen, daß man fortfuhr, wie ein Bürger in der gewohnten Umgebung weiterzuleben? Unsereiner arbeitete ja doch im Grunde für das Proletariat, für die Idee der Revolution, für die Idee der Zukunft. Eine Lüge, Jesuitismus wäre es gewesen, hätte ich mich der Lebensweise des Proletariats anzupassen versucht. Es hätte die Arbeitskraft in mir gelähmt, sie vernichtet. Nichts wäre gewonnen gewesen.

Eines war offenkundig: Körper, Wille, Schicksal heischten um diesen Wendepunkt des Lebens eine entscheidende Belastungsprobe! Der Mensch, der Kämpfer, der Hoffende, hatte sich selbst zu beweisen: was er an Arbeit leisten, ob er sich bewähren, wie lange die Idee noch auf ihn rechnen können wird.

Und somit muß ich hier von einem unerhörten Glück berichten, das meinem Leben widerfuhr — vielleicht dem einzigen Glück, das so genannt werden durfte in meinem irdischen Leben: ich habe die drei großen Befreiungsbewegungen dieser Zeit: den Bolschewismus, den palästinensischen Zionismus, den chinesischen Befreiungskampf in ihrer heroischen Phase kennengelernt, sie betrachtet, beschrieben, mich in ihren Dienst gestellt. — Was den ersten, bedeutendsten dieser Kämpfe, den des Bolschewismus anbelangt: Jahre später folgte erst eine Anzahl „Sympathisierender“ aus dem intellektuellen Bürgertum — da war es kein gefährliches Unterfangen mehr. Die heroische Epoche war ja vorüber, die praktische, der Niedergang vielleicht, vielleicht die Krise, die Verallgemeinerung war gefolgt. Der Bürger hatte den Betrachter, den Helfer

dieser neuen Phase in Gnaden aufgenommen, weil er sich in seinen Interessen gekräftigt sah, weil er die Zeit gekommen wähnte, in der er sich des leidenden Staatswesens, des Volkstums allmählich, langsam und vorsichtig zwar noch, aber bereits mit sichtbarem Endresultat bemächtigen könnte.

Der Helfer aber jener ersten heroischen Phase — das habe ich am eigenen Leben zu spüren bekommen! — er blieb der Feind, der Widersacher, er blieb boykottiert. —

Welche Gnade des Lebens aber — Utopie erlebt zu haben!

*

An einem Tage gegen Ende August 1920, ein volles Jahr nach jener Aufforderung Radeks, kam ein junger, von einem amerikanischen Unternehmen, dem United Telegraph, beauftragter Journalist, ein Ungar, Dr. Bing, zu mir mit der Aufforderung: für diesen Konzern nach Rußland zu reisen. Ich sollte von dort Drahtberichte über die wichtigsten Ereignisse senden, Aufsätze schreiben, die später in einem Buch gesammelt würden, und außerdem sollte ich versuchen, für die Gesellschaft geeignete Korrespondenten anzuwerben. — In wenigen Tagen war mein Vertrag mit den Amerikanern geschlossen, und, auf den Tag genau, ein Jahr nach meinem ersten Besuch bei Radek im Gefängnis, trat ich, auf dem kleinen Dampfer „Oihonna“ über Stettin und Reval meine erste Reise nach Sowjetrußland an. —

Land der Utopie.

Als die erste Kunde von der siegreichen proletarischen Revolution Rußlands zu uns herüberdrang, fand sie verworrene Vorstellungen in den Köpfen der sozialistisch Gesinnten vor. War die russische Befreiung eine politische Tat? Eine kulturelle? Eine religiöse? In welcher Weise griff sie auf unsere Vorstellungswelt, in unsere Sehnsucht nach der Utopie über? Staunenswert war es, wie eine an Zahl schwache Gruppe von Emigranten, die in jahrelangem Exil den Zusammenhang mit dem Volke ihres Landes fast vollkommen verloren hatte, plötzlich zu unumschränkter Macht über dieses 150-Millionenvolk gelangen konnte. Die größte moralische Umwälzung, die die Weltgeschichte kennt, war in dem von der Zarenknete geknechteten Land Ereignis geworden.

Die Bolschewiki — wer waren sie, welcher Art ihr Programm, wie konnte der Magnetismus, der von dieser kleinen Gruppe ausging, erklärt werden? Die Scharen der organisierten Arbeiter Rußlands, die zahllosen Massen der Bauernschaft des unermesslichen Reiches, ja das Heer des Zaren hatte ein System anerkannt, das im Grundwesen dem herrschenden, alles andere beherrschenden Instinkt des Eigennutzes im Menschen diametral entgegengesetzt zu sein schien. Von einem Offizier der Roten Armee in Moskau hörte ich eines Tages die Erklärung dieses Phänomens in bezug auf die russische Seite des ganzen Vorganges. Der Offizier sagte, ausdrücklich an seinem Standpunkt als Offizier der Roten Armee festhaltend (er hatte ehemals als höherer Offizier der Zarenarmee angehört): „Wir Soldaten haben uns in der Revolution jener Partei angeschlossen, dem Bolschewismus, nicht etwa aus unbedingter Begeisterung für ihre Prinzipien, sondern, weil die Bolschewiki die einzige Partei Rußlands repräsentierten, die ein dem nationalen Interesse des russischen Volkes positiv entsprechendes Programm hatte, das dem russischen, dem russisch-asiatischen Charakter, der Struktur unserer Volksgemeinschaft entsprach, während alle anderen

Parteien sich, mehr oder minder verhüllt, den Interessen der Entente, des übrigen Europas, seines Imperialismus fügen wollten. Die Bolschewiki haben den Krieg beendet, der für uns sinnlos war. Sie haben den Arbeiter in den Besitz der Produktionsmittel gesetzt. Dem Bauer haben sie Land gegeben. Dieses Programm zu verteidigen, war wohl ein russisches Leben wert.“ —

Nun, der Krieg ging in diesem Herbst 1920 weiter. Aber es war ein Krieg, nicht für die Interessen des englischen Imperialismus, nicht gegen die Interessen des deutschen Imperialismus geführt, sondern es war ein Krieg, in dem die inländischen Bekämpfer dieses nationalen Programms, die russischen weißgardistischen Generäle niedergerungen werden sollten. Die Arbeiter hatten ihre Werke auch nicht zu eigen bekommen, sondern waren Diener des Staates geblieben, dessen Staatskapitalismus das Privatkapital abgelöst hatte. Am schwersten von allen waren die Bauern von ihrer Verpflichtung gegenüber der Regierung zu überzeugen, die sie in den Besitz des Bodens gesetzt hatte: zu produzieren über den eigenen Bedarf hinaus und an die notleidenden Städte den Ertrag des Überschusses abzuliefern.

*

Eine winzige Gruppe nur, die Bolschewiki. So genannt, weil sie vor anderthalb Jahrzehnten auf einem unterirdischen Sozialistenkongreß in London bei der Abstimmung die Mehrheit behalten hatte. Eine kleine Herde nur, nicht größer als die der Apostel um den großen Kommunisten und Sozialreformer Christus, der die Welt vor 2000 Jahren besiegt, durch sein Märtyrertum ein neues Zeitalter der Menschheitsgeschichte eingeleitet hatte. Der Glaube der Bolschewiki: war er nicht der Glaube jener Gefolgschaft Christi, stand er nicht an der Pforte einer neuen Epoche der Menschheit aufgerichtet?

Als ich zum erstenmal, hinter Narwa in Estland, Sowjetrußlands Boden betrat, als der Zug durch den Wald vor Jamburg langsam über die Böschung dahinfuhr, an deren Fuß man die ersten Roten Soldaten Wache stehen sah, da schoß mir diese Vorstellung von der Heiligkeit des Beginns der neuen Menschheitsapostel durch den Sinn und mir war, als ob ich auf diesem langsam fahrenden Zug in eine neue, heilige Welt führe. Die Augen füllten sich mit

Wasser. Das Herz pochte laut. Im Wagen hatten junge Kommunisten die „Internationale“ zu singen begonnen. Bald standen wir alle an den Fenstern, Russen, Deutsche, Amerikaner, junge und ältere Männer und Frauen, brüderlich die Arme um die Schultern des Nachbarn gelegt und sangen in vielen Sprachen dasselbe hymnische Lied, während wir langsam an den zu uns heraufgrüßenden Roten Soldaten vorüber, in das Land der Sowjets rollten.

Diese Worte: „heiliges Land“ habe ich nicht eitel ausgesprochen. Entsinne ich mich der Ergriffenheit, die mich beim Betreten russischen Bodens überwältigte, so muß ich bekennen, daß es ein religiöser Schauer war, der sich meines ganzen Seins bemächtigt hatte. Die russische Befreiung besaß die Elemente des Ethos der Bergpredigt. In den Verordnungen, den Verfassungsentwürfen der Bolschewiki — wie recht hatte Liebknecht an jenem Abend vor zwei Jahren! — standen Worte, waren Gedanken, Entschlüsse manifestiert, die aus der Bergpredigt zu stammen schienen. Gewähr für eine neue edlere Menschengemeinschaft. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen hat aufgehört. So hieß es in diesem Manifest. Die menschliche Natur hat auf ihrem Weg vorwärts jene Tendenzen auszuschalten, die auf Grund geistiger oder körperlicher Überlegenheit den Starken zur Unterdrückung des Schwachen ermächtigen. Der Selbsterhaltungstrieb des Menschen ist nicht identisch mit dem Trieb, wirtschaftlichen Egoismus zu züchten, Besitz zu akkumulieren, den Besitzlosen zur Fron zu zwingen. Der Trieb der Selbstsucht ist abzulenken auf den Dienst für die Allgemeinheit. Eine neue Zeit, neue Begriffe der Moral, eine neue Religiosität ist angebrochen. Wenn man sich der Partei der Bolschewiki anschloß, die den Menschheitsdienst über die Politik gestellt hatte, war man von dem Gefühl ergriffen, in eine Gemeinde aufgenommen zu sein. Der Kommunismus war stark genug, die Klassen aufzulösen, das Wort Proletariat zum Begriff des reinen Christentums zu adeln. Er war stark genug, alte Formen der Verwaltung, der Wehrkraft mit neuem ethischen Inhalt zu füllen. Was bis zu diesem Herbst 1920 in Rußland vorgegangen war, es war geeignet, dem Sozialisten seinen Glauben an die Menschheit wiederzugeben. Nach der nieder-

schmetternden Erfahrung des Krieges war das russische Geschehen allein in der Welt stark genug, um das Menschheitsgewissen wieder aufzurichten.

Die langsame Fahrt an den Roten Soldaten vorbei in das rätselhafte Land, das die Heimat der neuen Gesellschaft werden sollte, diese langsame, von Gesang begleitete Fahrt unter wildfremden Menschen, die sich, vom Augenblick feierlich bewegt, ja erschüttert, brüderlich umfassen hielten, sie glich einer Wallfahrt; in der Tat waren wir hier, ob gläubig oder widerstrebend, von einer neuen Form der Gemeinschaft in höchstem Sinne des Wortes beherrscht.

Schon vor Tagen, als die kleine „Oihonna“ in der Nacht des frühen Septembertages leise, unmerkbar fast, von den Hafenanlagen in Stettin abgebogen war und ich den letzten Gruß meiner im Dunkel auf dem Uferbord zurückbleibenden Gefährtin erwiderte — schon auf der Fahrt an der Küste Gotlands, an den finnischen Schären vorbei, während des qualvollen Wartens in Reval, ehe ich durch die Güte und das Vertrauen meiner teuren Freundin Angelika Balabanoff gefördert, mich endlich in den Zug nach Rußland setzen konnte — in jenen frühen Septembertagen schon hatte ich das zwingende Gefühl: mein Leben sei mit dieser Reise in eine neue Phase eingetreten. Und so war es auch. Der lebendige Kontakt mit der unerhörten Wirklichkeit Sowjetrußlands hatte meiner Existenz eine Wendung gegeben, die die pure Reflexion, die Aneignung seelisch verwandter Theorien, sozialen Willens in mir nimmer bewirkt hätten. Bekenntnis zur lebendigen Utopie war kein Bekenntnis, das mit Zugehörigkeit zu einer Partei hätte motiviert werden können. Noch war ich, als Künstler, als selbständig schaffender Mensch innerhalb der Zusammenhänge der Gesellschaft vor allem Anarchist. Indes, der Kontakt mit der in Leben umgesetzten Doktrin des Kommunismus belehrte mich, daß in Rußland der erste notwendige, gewaltige und entscheidende Schritt zur Verwirklichung des anarchistischen Ideals, des Endzieles der Entwicklung menschlicher Gemeinschaft unternommen worden war. Sogar die Verfolgung, die die Anarchisten und alle dem Bolschewismus benachbarten politischen Parteien durch die Bolschewiki zu erdulden hatten, schien nicht der Selbstherrlichkeit erlungener Macht zu entspringen, sondern sie war offenbar durch

die Notwendigkeit diktiert, die schwankenden, noch ungesicherten Resultate der proletarischen Revolution nicht aufs Spiel zu setzen. Ungeheueres Verantwortungsgefühl erfüllte die kleine Herde, die Schar der bolschewistischen Apostel, die im Kreml die Geschicke nicht nur Rußlands, sondern der Menschheit lenkte. Die einzige fast übermenschlich scheinende Bedeutung ihres Werkes, das Miterleben der größten Tat des Menschheitsgewissens am Wendepunkt einer zugrunde gehenden Kulturepoche, übten schon auf weite Distanz faszinierende Wirkung aus. Wie überwältigend und formidabel mußte diese Wirkung, aus unmittelbarer Nähe betrachtet werden!

Ein höherer Funktionär der russischen Regierung sagte mir, gelegentlich einer intimen Unterhaltung: „Als wir zu Anfang 1918 alle in einer Sitzung der Exekutive beisammen waren, sahen wir uns voll Erstaunen und Ungläubigkeit an: wir waren ja noch da, wir waren ja noch am Leben, man hatte uns noch nicht erschlagen, nicht massakriert, nicht zerrissen! Als wir in jenen Novembertagen 1917 unsere Idee zur Tat und Wirklichkeit emporschießen sahen, hatten wir uns gesagt: wir wollen diesen Pflock ins Erdreich einrammen, weithin sichtbar, um zu zeigen, dies sei das Ziel, zu dem die Entwicklung der Menschheit streben müsse — und dann abtreten, verschwinden, massakriert, getötet werden, einerlei. Den Pflock wollten wir einrammen, weiter nichts. Das Ziel der Entwicklung feststellen, weiter nichts. Und als wir uns drei Monate nach jenen Novembertagen lebend wiedersahen, ergiff uns Grauen und Staunen. Ja Staunen . . .“

*

Gleich am Anfang meiner Rußlandreise war ich aufs tiefste verblüfft, ja ich kann wohl sagen, erschüttert, durch die Kunde, die mir über das Schicksal einiger Berufskollegen in Rußland geworden war. Ein amerikanischer Verleger und Journalist, und eine englische Zeitungskorrespondentin, mit denen ich mich in Berlin in jenem von ausländischen Journalisten reichlich durchsetzten, angeblich revolutionären Sozialisten-Klub des „alten Kameraden“ Cassirer, am Vorabend ihrer Abreise nach Rußland für später, für Mitte September, für unseren gemeinsamen Aufenthalt in Moskau

verabredet hatte, sie saßen seit Monaten in den Gefängnissen der russischen Außerordentlichen Kommission, der Tscheka, fest. Erst nach geraumer Zeit, und auch dann nur vage, erfuhr ich, wessen sie beschuldigt worden waren. Wie denn die Tscheka es überhaupt verschmähte, sich ihrer Maßregeln und Verfügungen wegen zu rechtfertigen. Dies Land befand sich im akutesten Zustande der Revolution. Kamen Mißgriffe vor, so gehörten sie zu den Ausnahmen. In der Regel griff jene, die Revolution sichernde Behörde nicht fehl. Und wenn man ihr einen Vorwurf machen konnte, so war es im Gegenteil der, daß sie gegenrevolutionäre Spionage- und Aufstandsherde nicht radikal genug austilgte, die sich in dem vom inneren wie vom äußeren Feinde belagerten Lande unablässig aufs neue bildeten.

Ich habe über meine Reise ein Buch geschrieben, in dem ich alles, was ich in Rußland während jener drei Herbst- und Wintermonate 1920 gesehen, gefühlt und miterlebt hatte, niederlegte. Als erster europäischer Schriftsteller habe ich in meinem Buche die kulturelle Aufgabe, die die Bolschewiki durchzuführen trachteten, an die oberste Stelle, über die Politik, über die Erörterungen der politischen und ökonomischen Fragen gesetzt und wiedergegeben. Das hatte seinen guten Grund, denn in der Tat haben die Bolschewiki vor allem eine kulturelle Mission in dem noch ungebrochenen, an Kulturhumus gemahnenden Volk der Russen erfüllt. Die Sicherung der ökonomischen und politischen Grundlagen des Aufbaues waren dabei weiter nichts als notwendige Voraussetzungen für die Erziehungsarbeit, die die Bolschewiki an dem russischen Volk zu leisten dachten.

Ich traf in Moskau Karl Radek an, der mich ja vor einem Jahr nach Rußland geladen hatte, und ihm verdanke ich manchen Aufschluß über schwer ergründliche, dem Außenstehenden und Nicht-russen schon zurzeit des Friedenslebens der Nation schwer verständliche Verhältnisse. An manchem Nachmittag kam ich in den Kreml zu Radek, sah und hörte diesem außerordentlich geistvollen, nur vielleicht etwas zu pointiert witzig argumentierenden Intellektuellen bei seiner verantwortungsvollen politischen und publizistischen Arbeit zu. Sicherlich waren die obersten Lenker des Bolschewismus näher an der Quelle der Ereignisse als Radek,

doch den Fluß dieser Ereignisse konnte man kaum genauer und deutlicher beobachten, als in der lichten, von Geist und Urteilkraft getragenen Darstellungsweise des Politikers und Journalisten Radek. —

Ich war nach Rußland zugleich mit einer österreichischen Kriegsgefangenen-Austauschkommission gefahren, und man hatte mich in Moskau zusammen mit dieser Kommission in einem kleinen Hotel nahe der Erlöserkirche untergebracht. Im Hotel wohnten u. a. auch Delegierte der Orientvölker, die in Unterhandlungen mit der Sowjetregierung standen. Hier wohnte Enver Pascha, der nicht ohne Mißtrauen von den Bolschewiki betrachtet, später, wie berichtet wird, bei einer undurchsichtigen Transaktion im Orient ums Leben gekommen ist. Wichtig und aufschlußreich war es für mich, mit den ungarischen revolutionären Führern Kun, Varga, Pogany zusammenzukommen. Wichtig auch, den Volkskommissar für Volksbildungswesen, Lunatscharski, über die Zwecke und Methoden der gigantischen Erziehungsarbeit, die hier, besonders in den Schichten des Proletariats, der Analphabeten, unternommen werden sollte, sprechen zu hören.

In diesem meinem ersten Wohnhaus, noch mehr aber in dem zweiten, einer prachtvollen Villa, die ehemals einem Großindustriellen gehört hatte, — ich wurde hierher transferiert, als ich mir in jenem ersten kleinen Hotel die Ruhr geholt hatte — konnte ich dann in einer seltsam zusammengewürfelten internationalen Gesellschaft: tschechischer Staatsbeamter, asiatischer Delegierter, westeuropäischer und amerikanischer Journalisten, die Auswirkung der kommunistischen Lehre auf entfernte Faktoren der Bewegung und bereits die Anfänge der großen, über den Erdball sich spannenden Organisation der Komintern beobachten. Das ungeheuer asiatische Moskau mit seinen 1000 Kirchen, lustig bunten, vielgestaltigen Zwiebeltürmen, der Musik seiner 10 000 Kirchenglocken gab sinnreichen Aufschluß über das Gebilde Rußland selbst, an der Grenze Europas und Asiens gelegen, während Petersburg, durch das ich auf meinem Wege von Estland nach Moskau gekommen war, nur eine künstliche Ablagerung und willkürlich oberflächliche Nachahmung westlicher Großstädte darzustellen schien.

Nicht leicht war es, in das Räderwerk der politischen und ökonomischen Struktur Sowjetrußlands zu blicken. Ich wurde bei der Betrachtung des Apparates nicht gehindert, aber auch nicht übermäßig in meinem Vorhaben gefördert. Ich gehörte ja der Partei nicht an, und mein Auftrag kam von einem bürgerlichen Zeitungsunternehmen. Auch die Beobachtung der kulturellen Einrichtungen, der Schulen, der proletarischen Universität, des Proletkults, der Akademie zur Ausbildung politischer Agitatoren im Osten und Westen gelang durchaus nicht einfach und einwandfrei. Das lag aber zum großen Teil an jener nicht geregelten Arbeitsweise, auch an der übergroßen Last der Aufgabe, die dem Volkskommissariat für Erziehungswesen gestellt war. Dazu kam die katastrophale tragische Entvölkerung des Unterrichtskörpers im großen Rußland. Gerade um die Zeit, zu der ich mich in Rußland befand, hatte der Krieg gegen Polen mit einer eingestanden Niederlage Rußlands geendet. Ungefähr um dieselbe Zeit aber war auch der letzte, heldenhafteste, ewig denkwürdige Kampf mit der Gegenrevolution, der Armee des Generals Wrangel siegreich zu Ende geführt worden. Diese Kämpfe, die Rußland schon das vierte Jahr unablässig gegen immer neu auftauchende, aus Quellen des Ententekapitalismus genährte gegenrevolutionäre Heere zu führen hatte, dezimierte die Elite der kommunistischen Partei Rußlands. Besonders waren es Tausende der besten, ihrer Verantwortung am tiefsten bewußten jungen Lehrer und Parteifunktionäre aus dem ganzen Land, die diesen endgültigen Sieg mit der Preisgabe ihres Lebens besiegeln mußten. Einst wird die Geschichte der Menschheit über das Opfer jener Zehntausend am Perekop in der Krim berichten, wie Xenophon und Plutarch über die Kämpfe um das Schicksal einer aufsteigenden Kulturepoche der Menschheitsgeschichte berichtet haben. Und es wird keine mindere Tat gewesen sein.

Was von dem Außenstehenden über das Gebilde der Roten Armee in Erfahrung gebracht und verzeichnet werden konnte, war überraschend und bedeutungsvoll genug. Vor allem, was Rußland an Neuartigem, Überwältigendem in der kurzen Frist seit der Novemberrevolution hervorgebracht hatte, schien mir diese, aus der wilden berüchtigten Zarenarmee, den Kosakenhorden, den Leib-

regimentern, den Semenowtzi, durch den armen, verelendeten und verfolgten jüdischen Journalisten Trotzki geschaffene Rote Heeresmacht, die überraschendste weltgeschichtliche Tat vorzustellen. Ein neues Gefühl der Kameradschaft verband Mannschaften und Offiziere. Diese neugeschaffene Disziplin steckte nicht in Kadavern einer auf Gehorsamkeit gedrillten, „ausgehobenen“ Menschenmasse sondern tiefer: in dem Gebiete der inneren Disziplin, der menschlichen Verbundenheit, der gemeinsamen Verantwortung vor dem Menschengeschlecht, die ja den Urgrund des großen russischen Geschehens bildete. Man konnte die Erschütterung des gesamten Volkskörpers, dieses von Not und Gefahr gerüttelten fiebernden Körpers in allen Manifestationen seiner täglichen Existenz beobachten und verfolgen. Sonderbare Pflichten legte die Umwälzung den Menschen auf. Und die wenigen, die sie begriffen, teilten durch ihre Begeisterung diese Pflicht den Widerstrebenden, Verständnislosen deutlich und offenbar mit.

Der „Subbotnik“, der geistige sowohl wie körperliche Arbeiter am Sonnabendnachmittag zu gemeinsamer schwerer körperlicher Arbeit anhielt und vereinte, zu einer durch sittliche Beweggründe erzwungenen, sinngemäß freiwilligen Arbeit in den notwendigsten Verrichtungen für die Gemeinschaft, war eine solche Pflichterfüllung, Massenleistung, Suggestion edelster Art.

Freudige Gemeinschaft ganz neuer Zusammenhänge entwickelte sich. In die Theater, in denen das Ballett, die dramatische Künstlerschar Moskaus und Petersburgs vor einem ganz neuen Publikum von Arbeitern, Soldaten und Kindern wirkte, war ebenfalls eine neuartige, gewaltige Begeisterung eingezogen. Noch hatten die Künstler das belebende Bewußtsein ihrer Kulturmission nicht vollauf erfaßt. Stunden mit Stanislawski, dem verdienstvollen Direktor des Moskauer künstlerischen Theaters belehrten mich schmerzlich über dieses Mißverständnis, diesen Unverstand. Der Kontakt mit dem Proletariat hatte mich Intellektuellen ja schon in den letzten Jahren seit der deutschen Revolution die beglückende Wahrnehmung machen lassen, wie die eigene Seele, die eigenen Fähigkeiten durch die Berührung mit den leidenden Klassen, deren Befreiung Aufgabe des Intellektuellen war, belebt wurden und Schwung erhielten. Daneben vollzog sich in Rußland die Bewegung der bildenden Künste

des Landes und — das war merkwürdig zu beobachten, sie ging ihren, von den westlichen Überreizungen hervorgerufenen, vorgeschriebenen, durch Krieg und Isolierung zeitweilig unterbrochenen Weg weiter. Der Dadaismus, zynische Abart der Verzweiflung an dem Bürgerlichen, schlug in der Richtung Tatlins seine sichtbaren Wellen in das Leben der jungen Künstlergeneration hinüber. Zu diesen Zynismen gesellte sich aber gar bald frische Bewegung, Übermut und Laune. Eine Budenstraße in der Nähe des Kreml, die durch die Aufhebung der Privatwirtschaft vernichtet und ausgelöscht worden war, hatten junge Maler symbolisch mit wild aufschäumenden expressionistischen Farbenwellen überpinselt. Es schien, als ob das Meer diese Straße mit einer einzigen Welle wild verschlungen hätte.... Knapp daneben aber, in unmittelbarster Nachbarschaft des Kremls küßten von weiter Ferne hergezogene Pilger in einer kleinen veräucherten Kapelle immer noch das wundertätige Ikon der Iberischen Mutter-Gottes! Die Kirche war abgeschafft, Gott entthront, aber in der Kapelle jener Mutter-Gottes beteten nach wie vor andächtige Scharen, zündeten Kerzen an. Bis hierher wagte sich der revolutionäre Terror keineswegs! Nebenan, von der Mauer des Rathauses, hatte man zwar ein wundertätiges Heiligenbild entfernt und an seine Stelle das Zitat aus Karl Marx: „Religion ist das Opium der Völker“ gesetzt — der des Lesens unkundige Muschik bekreuzigte sich indes vor diesem Zitat mit derselben ehrfürchtigen Gebärde wie vor der in voller Wirksamkeit stehengebliebenen Mutter-Gottes drinnen in der Iberischen Kapelle. In zwei Jahren war Gott nicht gründlich abzusetzen, das war evident. Auch die Bettler, die in der Nähe der Sucharewka, eines geduldeten Tauschmarktes, zu Scharen auf dem festgefrorenen Boden hockten oder knieten, sie bekreuzigten sich, „Christos“ rufend oder tausendmal sich zum Schnee und Kot betend niederwerfend, und waren nicht so leicht zu verjagen, noch schwerer aufzuklären. Doch waren Anzeichen für eine neue Gottgläubigkeit, eine Überleitung des untülbaren Glaubensdranges des Menschen aus dem metaphysisch-mechanischen, dem spezifisch russisch-mechanischen Gottesdienst hinüber in das irdischere Gebiet des Kultes deutlich wahrnehmbar. Neue Formen der Gläubigkeit, nicht durch willenslose Unterwerfung unter ein unverstandenes Gottesgebot erzeugt, sondern aus der

gemeinsamen Verantwortung emporgesprossen, keimten auf. Das Opfer, das begeisterte Kommunisten der Lehre gebracht hatten, und die stete beispiellose Aufopferung des Führers Lenin waren der Grund, auf dem eine neue Religiosität zu erstehen begann.

Wie diese neue Form des uralten unausrottbaren Menschenglaubens sich mit den Formen der uralten orthodoxen Riten verband, das konnte ich einmal mit Genossen gerührt beobachten, als ich auf einer Fahrt nach dem Textilfabrikenzentrum Iwanowo-Wosnesensk, die ich mit Angelika Balabanoff, Klara Zetkin und anderen im beginnenden Winter unternommen hatte, mitten auf offenem Felde im Schnee steckengeblieben war. Wir litten Not, waren für diesen Fall mit Lebensmitteln nicht genügend versehen. Da kam aus einem benachbarten Dorf auf der Strecke, einem mit schönen bunten Kirchtürmen besteckten kreisrunden Örtchen inmitten des unendlichen Schneelandes, eine Abordnung zu unserem Zuge, um den Führerinnen Klara und Angelika und uns anderen im Zuge Brot, Salz, Fische und Honig zu bringen. Die Art und Weise, wie uns diese Menschen ihre Gaben darbrachten, hatte etwas, was mich an eine religiöse Handlung, eine erhabene Kulthandlung erinnerte. Die Erinnerung an diese Stunde ist mir unauslöschlich geblieben. Sie schien mir wichtig, ein aus dem Alltagsleben emporgeblühtes wunderbares Erlebnis, das den Charakter dieses merkwürdigen, innig gläubigen Volkes widerspiegelte.

Nach neun Wochen Aufenthalt in Moskau ging die Rückreise über Petrograd, wo ich einige Wochen im Palast Narischkin an der Newa, in der Nachbarschaft des Winterpalasts und gegenüber der schrecklichen Peter-Pauls-Festung verlebte. Tag und Nacht glomm die Speerspitze des Gefängnisses drüben jenseits des Newaeises, so oft man aus dem Fenster blickte. Auf dem Kai vor uns waren gewaltige Holzvorräte aufgeschichtet. Ein Feuer brannte, und vor ihm wärmten sich Rotgardisten und uniformierte Frauen. Denn auch die Frauen standen noch im gefährdeten Land, in der gefährdeten Stadt unter Waffen. — Drüben war die rote Fahne auf dem Gefängnis gehißt. Aber im Morgennebel zogen immer noch gelbe Massen von Gefangenen aller Gesellschaftsschichten, Bauern, Herren und Frauen in Pelzen, Soldaten und auch Kinder, frierend von

Bewaffneten geführt und bewacht, von Gefängnis zu Gefängnis. Was waren diese Ärmsten? Was war ihr Verbrechen? Die meisten hatten unerlaubten Handel getrieben, hatten Kleinkram verschachert, um am Leben bleiben zu können . . .

Einmal, an einem Vormittag rollte eine riesige Kolonne von Feldwagen an unserer Newafront vorüber. Auf den Wagen saßen Familien, tragisch sonderbaren Anblick gewährend. Sie führten allerlei Hausrat mit, ja sogar Kleinvieh in Käfigen. Das waren deutsche Kolonisten aus der Wolgagegend, die vor der beginnenden Hungersnot geflohen, bis an die nördliche ehemalige Hauptstadt gekommen waren und jetzt den Weg hinaus aus Rußland suchten. —

Riesige Scharen von Menschen waren in dem riesigen Reich unterwegs. Die welterschütternde proletarische Revolution schien wie ein Erdbeben Land und Volk durcheinander gerüttelt zu haben. Alle Begriffe, wie Ehe, Familie, Recht und Unrecht, hatten mit einem Schlage neue Bedeutung gewonnen, so wie das Heim der Menschen, ihr Besitz, ihre Tradition, ihr geistiges und materielles Leben, aus dem uralten trägen Hergebrachten aufgescheucht, um die ratlosen Köpfe der Menschheit herumirrten. Die Widerstrebenden vergingen und verkamen in Verzweiflung, die Eingeweihten, die Verständnisvollen, die Mitschaffenden sogen aus dem ungeheuren Geschehen übermenschliche Kraft zur Durchführung des utopischen Menschheitswillens. Diese, die kleine Schar, eben jene „kleine Herde“, von der die Apostelgeschichte spricht, lebten wie die ersten Christen, die gläubigen Märtyrer der Katakombenzeit. In Gottgläubigkeit d. h. Menschheitsdienst, so lebten sie dahin. Tätig, fiebernd vor Arbeit, Verantwortung, der eigenen schrecklichen Gefahr, die jeden Augenblick ihr Leben auslöschen konnte, kaum eingedenk, so lebten sie in Arbeit, Arbeit dahin . . .

War es möglich, sich den Dingen, die hier wurden, objektiv gegenüberzustellen? Es war nur die Einsicht der eigenen Verknöcherung, der eigenen Unzulänglichkeit, aber auch der Drang: seelische Unabhängigkeit zu bewahren, die davon abhielt, als organisches Glied in die große Partei dienend einzutreten. Der Bewegung, deren Ziele erkennbar waren, zu nützen, indem man, von starrer Disziplin ungehemmt sie kritisch beobachtete und

förderte — das war aber, über allem trüben Zweifelhaften dieser Stellung zwischen Bejahung und doch nicht Mittun, ein Glück bedeutsamster Art. Auf solche Weise war es wohl möglich, Anfechtungen zu trotzen. Zu helfen nach dem eigenen Gebot, den Feinden von allen Seiten die Stirn zu bieten. —

Diese Stellung außerhalb der Partei, ja außerhalb der Zusammenhänge zu bewahren, bedeutete indes notgedrungen eine noch viel härtere Vereinsamung als die, deren mannigfache Formen ich in meinem Leben so oft erlebt hatte. Jede neue Gemeinschaft belehrte mich, daß ich zu keiner gehörte. Sollte das, inmitten der ungeheuren erhebenden Tat, dem überwältigenden Geschehen der proletarischen Revolution das tiefste, verborgene, mich allein betreffende Ergebnis meiner Reise ins Land der neuen Menschengemeinschaft sein?

An dem letzten Tage, den ich in Rußland verbrachte, zog ich meine Bilanz, intime Lebensrechnung: Welt und eigenes Schicksal. Die Heimreise, die ich mit Klara Zetkin und anderen Genossen auf seltsam unerwartet gefährliche Weise über Reval und Stettin antrat, beschloß ein Abenteuer ungewisser, drohend gefährlicher Art. Zwischen vielen Fährnissen, äußerer und innerer Gestalt, an denen für mich in Moskau und Petrograd kein Mangel war, hatte mich mein Instinkt bis zu dieser Stunde der Rückreise sicher hindurchgeleitet. Wir waren jetzt in Reval, nur eine kleine Gruppe von Menschen, die auf einem hastig eingeschobenen Dampfer nach Deutschland fuhren. Manche von uns in geheimer Mission, alle verbunden durch eine gemeinsame ideale Pflicht, stärker noch verbunden durch sie, als durch gemeinsame Bedrohung. Ich erinnere mich, wie wir an der Küste Gotlands vorüberfahrend auf Deck an dem Winterabend spontan die erschütternd schöne Hymne: „An die Opfer der Revolution“ zu singen begannen. Würden wir selber nicht beim Betreten deutschen Bodens diese Schar der Opfer vergrößern? Jedermann, der aus Rußland kam, auf legalem oder verbotenem Wege, war ja der feindlichen bürgerlichen Welt verdächtig, des Einverständnisses verdächtig, wenn nicht der Propaganda, der Agitation. Unter der Flut der wilden Verleumdungen, die Theorie, Probleme, Praxis und Tat, das gesamte öffentliche und intime Leben der

Bolschewiki mit Lügen und Haß beschmutzten — war es da dem Kenner der Verhältnisse, dem, der Rußland miterlebt hatte, nicht als Pflicht auferlegt: jenen Verleumdungen entgegenzutreten, sie aus dem Felde zu schlagen durch bewußte Verkündigung der Wahrheit, durch energische, zielbewußte Propaganda?



Die Rückreise, abenteuerlich aus dem Ungewissen ins Ungewisse unternommen, erwies sich doch noch als harmlose Unternehmung. Denn erst zu Hause in Berlin, in meinem Heim angekommen, befand ich mich Auge in Auge mit meinem Schicksal. — Ich fand mein Heim zerstört, meine Ehe zerbrochen, mein Leben ins Ungewisse, Drohende, in Einsamkeit und Schmerz geschleudert, zurückgeschleudert. So endete für mich das gewaltigste Erlebnis meines Lebens, das Miterleben des größten Aufschwungs des Menschengewissens, mit dem tiefen Sturz in die Enttäuschung an dem einzigen Menschen, der Preisgabe des Glaubens an eine glückliche Wendung in meinem Leben, den mir acht Jahre meiner Ehe geschaffen hatten. Auf den Seiten, die nun folgen werden, werde ich versuchen, die Geschichte dieser acht Jahre in ihren Umrissen und ihrem inneren Wesen, ohne Wehleidigkeit und der Wahrheit so getreu wie möglich, nachzuzeichnen.

Die Geschichte von den sieben Quirlen.

Beim Magnetiseur Setzkorn, in Berlin am Kottbuser Ufer, hatten wir im Wartezimmer etwa ein dutzendmal beisammen gesessen. Ich hatte sie gesehen, aber kaum bemerkt.

Dann versammelte einmal Freundin Olga, die Sängerin, sie war selbst beim Magnetiseur in Behandlung, die „Patienten“, einen Freundeskreis, dem der Händeaufleger Schlaf, Appetit, geregelten Blutumlauf und neuen Lebensantrieb gegeben hatte, in ihrem schönen behaglichen Heim um sich. Es war zugleich ein Abschiedsfest. Denn ich sollte nächsten Morgen, an einem Tag Anfang Mai 1910 für längere Zeit, etwa drei Monate, nach Frankreich und England reisen. —

Ich hatte vor kurzem „Worauf wartest du?“, jenen Roman der tiefsten Hoffnungslosigkeit beendet, und er war vor wenigen Tagen erschienen. Ich selber hatte erkannt, daß ich auf der untersten Sprosse der Stufenleiter angekommen war, und daß es nach diesem Buch nur mehr Vernichtung oder entschlossenen Aufstieg geben konnte. Was Menschenkraft an einem erschöpften Organismus zu heilen vermochte, hatte der Magnetiseur geheilt. Zudem tat unerwartet das Leben selbst das seine. Eine Freundin aus dem Sanatorium, ich hatte sie seit Jahren nicht mehr wiedergesehen, tauchte plötzlich in Berlin auf; wie immer übte ihre schöne Erscheinung, ihr temperamentvolles abruptes Wesen intensive erotische Spannung aus. Einige Male hatte ein junges, schönes Mädchen, eine Dänin, eine Prostituierte von der Straße, in der Stadt meinen Weg gekreuzt. Und schließlich war ich in einem Berliner Salon einer raffinierten Frau begegnet, einem jener aus der Bahn der bürgerlichen Lebensformen geschleuderten, von ihren Instinkten in die Irre getriebenen, suchenden Geschöpfe, die sich bei dem ersten Augenblinken sofort mit allen Fasern an ähnlich suchende, in die Irre gehende Menschen, Männer oder Frauen, heften, um sie erst zu verlassen, wenn sie in

ihrem Stolz empfindlich gekränkt oder brutalisiert worden sind. Gleich hatte sie sich, als sie von meiner Absicht, nach Paris und London zu reisen hörte, mir an den Hals geworfen, und da sie nicht ohne Pikanterie der Erscheinung in ihrer Art bewußt sinnlich wirkte, aufreizend und zugleich unterwürfig, zurückhaltend und doch hingegen, hatte ich, überrumpelt und fast willenlos, eingewilligt, daß wir zusammen nach Paris reisen.

In dieser ungewohnten Spannung, inmitten der Reizungen, die den labilen Gemütszustand nach der Vollendung jenes Buches noch schwerer erträglich machten, traf ich am Abend vor meiner Abreise nach Paris, bei Olga, Setzkorns Patientin an, dieselbe, die ich so oft im Vorzimmer gesehen und kaum bemerkt hatte. Der übermütige Abend entschied über eine ganze Lebensperiode. —

Der Abend war übermütig, wie gesagt. In der Mitte der runden Tafel, um die zwölf lustige Menschen saßen, es mögen auch dreizehn gewesen sein, stand ein hölzerner Käfig mit einem verschüchterten Kaninchen, das wir ringsherum Schmausenden während des langen, mit guten Weinen belebten Abendessens, mit Salat und anderen Leckerbissen fütterten. Nachher verkleideten wir uns alle, die wir da waren. Der eine als Zirkusdirektor, der andere als Nigger, die Amerikanerin, Freundin des Romanschriftstellers, als betrunkene Dirne aus dem New Yorker Tenderloin-Viertel, ich zog ein Nachthemd über und erschien als Pierrot, Möllerchen aber und ihre Freundin, die Gattin des Geigers, als Prinzessinnen, etwas kitschig, mit Brokatgewändern und goldenen Stirnbändern, aber es waren ja Bürgerstöchter, wiewohl ohne besondere Phantasie, doch der Kunst beflissen. — Mitten in der Nacht fing der Geiger an, im Salon zu spielen. Olga und ihre Gäste saßen um ihn und um das Klavier herum. Nebenan aber, in einem kleineren Zimmer saß ich mit Möllerchen auf dem Sofa allein. Plötzlich unterbrach sich der Geiger mitten im Spiel, kam in unser Zimmer und drehte das Licht ab, so daß wir im Dunkeln saßen, denn der Geiger war, wie seine Frau, mit Möllerchen seit langem befreundet und wünschten ihr Bestes.

Als später das Licht wieder angedreht wurde, galten Möllerchen und ich als Verlobte, jedenfalls als Liebespaar. Ich hatte Möllerchen im Dunkeln in der Tat gestanden, daß ich morgen

mit einer Frau nach Paris reisen sollte, daß dies nicht mehr rückgängig zu machen sei, daß ich aber in einigen Monaten zurückkehren und sie besuchen würde. Im Morgengrauen verabschiedeten wir uns alle, an der Ecke einer Querstraße der Uhlandstraße, vor einem Baum. Der Geiger und seine Frau, die ich an diesem Abend kennengelernt hatte, gaben mir mit enttäuschem und vorwurfsvollem Blick die Hand, denn sie mißbilligten es, daß ich in ein paar Stunden mit einer „anderen Frau“ für lange Zeit nach Paris fahren wollte! —

Ich fuhr mit dieser Frau tatsächlich ein paar Stunden später vom Bahnhof Zoo nach Paris ab. Auf dem Bahnhof hatte sich auch die Mutter eingefunden, die mit tränenden Augen ihre Tochter meiner Obhut empfahl. Ich fand diese sentimentale Szene oder Aufforderung zudringlich und unangebracht. Ich hatte zudem Möllerchen und die Nacht vor diesem Morgen im Herzen.

*

Ich blieb keinen Tag weniger oder länger, als ich es mir vorgenommen hatte, in Paris, verbrachte dann einige Tage in der Bretagne, auf Jersey, und zwei Monate in London, kehrte im Spätsommer, um meinen 41. Geburtstag, nach Berlin zurück und machte mich an einem September-Nachmittag auf den Weg zu Möllerchen, die fünf Treppen hoch in einem Bildhauer-Atelier unweit vom Nollendorfplatz hauste. In den vier Monaten, seit ich Möllerchen zum erstenmal gesehen hatte, war die Illusion nicht untätig gewesen, sie hatte emsig gearbeitet, die Liebe hatte ihre Inkubationsperiode durchgemacht, ein sehr wichtiger und notwendiger Prozeß, der die Seele stärkt und das Gefühl vertieft. Der Umstand, daß ich Möllerchen beim Wiedersehen als dunkelhaarig fand, wo ich sie doch vier Monate lang als blondhaarig in der Erinnerung hatte, tat dem Gefühlsüberschwang keine Einbuße.

Es gab in der ersten Zeit des Wiedersehens ein Auf und Ab des Gefühls: Zusammengewehtsein, Enttäuschung, Kälte, Schmerz, plötzliche Trennung, ebenso plötzliches Wiederfinden, und all dies endete mit Beisammenbleiben bis zum Frühjahr, das diesem ersten Winter folgte, — da fuhr ich nach Amerika, um mich diesem

quälenden Dilemma gewaltsam zu entreißen: dem Trieb der Einsamkeit ein Ende zu bereiten — und dem profunden Mißtrauen nachzugeben: gegen die eigene Natur, gegen die Fähigkeit, eine Ehe nach bürgerlichen Maßstäben einzugehen, nach so langem Einsamsein, und sei es mit einem gleichgestimmten, geliebten Menschen das Leben Tag um Tag, Jahr um Jahr zu teilen. Denn die Schwere dieses unsäglich gemischten Blutes schlug die Vorstellung: warum nicht? es kann ja eine Episode werden, ein Versuch, es braucht ja nicht dauern! von vornherein aus dem Felde. In meinem Leben habe ich immer alles unternommen, als sei es auf Lebenszeit, und in der Tat: ging etwas, eine Unternehmung, ein Gefühl, ein Zusammenhang nach einer Zeit in die Brüche — jedesmal ging ein Stück Seele mit in die Brüche; der gemarterte Mensch blieb blutend und verzweifelt zurück und erholte sich nur schwer und langsam von dem Verlust, dem Schmerz und der Entsagung. —

Auf meiner Reise quälte mich oft der Gedanke an Möllerchen in Europa. Mein Leben war Einzelhaft, ich sah es ein. Entsetzlich schwer fiel es, mir vorzustellen, daß ich, Gefangener, von der Außenwelt eines Tages vergessen werden könnte! Dann wurde ich mit einemmal irre an dem sonst so beruhigenden Bewußtsein, daß ich im Laufe meines Lebens meine der Liebe entwendete Zeit doch mit würdigem Werk auszufüllen imstande gewesen war!

Im Frühjahr 1912 war ich wieder in Berlin. Als ich im Herbst desselben Jahres, hauptsächlich von dem Geiger und seiner Frau gedrängt, mich entschloß, Möllerchen die Ehe anzubieten — meine Mutter war ja, während ich in New York war, gestorben, von dieser Seite drohte also kein Hindernis — betonte ich doch den Eltern meiner Verlobten gegenüber, daß es sich wahrscheinlich um ein Experiment handle: daß Menschen von solch unbürgerlicher und unnormaler Wesensveranlagung wie Möllerchen und gar ich, die bürgerliche Form des Miteinanderlebens gar nicht anders als ein Experiment betrachten konnten, da ja in ihrer Natur keinerlei Gewähr für Bestand vorhanden war. Die Eltern Möllerchens hatten durch vielfache in früheren Jahren rückgängig gemachte Verlobungen ihrer Tochter schon Enttäuschungen in genügender Zahl erlitten; sie hatten überhaupt daran gezweifelt, ob Möllerchen sich jemals noch werde richtig und dauerhaft verheiraten können;

sie gaben daher zu diesem letzten zweifelhaften Experiment rasch und entschlossen ihren Segen. — Nur der eine Bruder der nunmehrigen Braut murmelte, als ich meine äußeren und inneren Verhältnisse den Schwiegereltern wahrheitsgetreu und schonungslos aufdeckte, etwas von „Ibsenschen Geschichten“!

So war ich also in eine christliche Familie hineingeraten, nachdem ich meine eigene verloren, bzw. aus freien Stücken abgeschüttelt hatte. Denn die Erörterungen nach dem Tode meiner Mutter und die Vermögensauseinandersetzung mit meiner Schwester und ihrem Mann, dem Petroleum-Magnaten und späteren „Herrn der dunklen Dörfer“, hatten mir den Ekel vor der eigenen Sippe bis an den Hals anschwellen lassen.

*

Möllerchens Familie wies von der meinigen grundverschiedene Formationen auf. Das Familienoberhaupt war ein Hamburger Großkaufmann, ein Mann von gewissermaßen Balzac'schem Format, dem das Geld in Strömen durch die Finger floß, und der einen fabelhaften Weinkeller sein eigen nannte. Das russische Blut, das er mitbekommen hatte, steigerte seine Lebensbegierde und Freude an den leicht erringbaren Genüssen des täglichen Daseins mit einer impetuosen Vehemenz, die bei aller Liebe, die er seinem kleinen nächsten Kreis, Verwandten und wenigen Freunden, angedeihen ließ, oft zu häßlichen und schmerzhaften Explosionen führte. Man konnte indes dem jovialen russisch-hanseatischen Kraftmenschen nicht böse sein. Was war das für ein Prachtkerl! Er war imstande, eine vor dem Weinlokal, in dem er mit seiner Frau frühstückte, wartende, mit Trabern bespannte Kalesche ihrem am Tische nebenan tafelnden Besitzer vom Fleck weg abzukaufen, nur weil eine halbe Stunde verging, ehe ein Wagen zum Nachhausefahren aufzutreiben war. Einmal erstand Möllerchens Vater drei veritable Nordseeinseln mit 70 Holzhäusern und kaufte, als sich die Affäre nicht nach Wunsch abwickeln ließ, noch eine benachbarte Insel dazu, um den Besitz abzurunden und alles auf einmal loszuschlagen. Dabei abergläubisch wie ein Muschik. Am Neujahrstag vom Morgen bis spät in die Nacht im Frack, um das Jahr durch feierlichen Empfang sich ge-

neigt zu machen. — Möllerchens Mutter, eine schöne, üppige, noch im Alter anziehende und liebenswürdige Hamburgerin, hatte mit diesem berserkerhaften Lebemann, der aber gutmütig, weich und naiv sein konnte wie ein Kind, ein aufgeregtes Leben lang ihre Not gehabt. — Den Kindern des Paares war keine allzu große Vitalität, kein allzu reichliches Schicksal vererbt worden. Die älteste Tochter hatte einen dekadenten preußischen Aristokraten, den Nachkommen eines geschichtlichen Grafengeschlechtes, heiraten müssen, weil der ehrgeizige Vater sich eine Grafenkrone in die Familie wünschte. Dem ältesten Sohn, einem weichen gutmütigen Menschen, war als Erbe das einen Rücksichtsloseren erfordernde Handelsamt seines Vaters zugedacht. Der jüngste Sohn aber war aktiver Offizier im preußischen Generalstab, enragierter Jäger und dabei mystisch gläubiger Christ, der in seinen mit Bibelzitaten überschriebenen Briefen das Wort Herr mit großem H und E zu schreiben pflegte.

Möllerchen, die Bildhauerin — ihre Freundinnen nannten sie ihres infantilen Wesens halber so, aber auch, weil das zärtliche Diminutiv ein Gefühl der Rührung und des Mitleids ausdrückte — Möllerchen hatte es im Elternhaus nicht zum besten gehabt. Dort galt sie als exzentrische, unberechenbare Natur und gänzlich aus der Art geschlagen. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft bildete dieses gemeinsame Kindheitsschicksal ein starkes Band zwischen Möllerchen und mir. Man hatte das zarte und empfindsame Kind, aus Rücksichten der Wohnungseinteilung, jahrelang mit einer irrsinnigen Tante, der Schwester des Vaters, im selben Zimmer wohnen lassen. Die harmlose Irre hatte mit dem Kinde in mancher Nacht, unterm Tisch der gemeinsamen Schlafstube betend, Andachten abgehalten, und das junge Mädchen, das dieser Marter entgehen wollte, und die jugenhaften Spiele ihrer Brüder mitmachte, trat ganz verstört und zerrissen ins Leben hinaus.

Sie hatte ein hübsches, wenn auch nicht besonders eigenartiges Talent für die Bildhauerei, das sie in Florenz pflegte und dem sie die Annahme von ein paar sauberen Arbeiten auf dem Niveau der üblichen Kunstausstellungsprodukte durch die Berliner Künstlergenossenschaften verdankte. Als sie sich in Berlin einrichtete, reduzierte ihre Familie das Existenzminimum der aus der Art ge-

schlagenen Tochter, die in ihrem Atelier männliche Akte nach der Natur modellirte, in solchem Maße, daß das ohnehin zarte und hinfällige Geschöpf durch Unterernährung an den Rand des Zusammenbruches gebracht wurde. Von ihren mageren Einkünften mußte sie sogar ihrem Bruder, dem religiösen Offizier, der eine Millionärstochter geehelicht hatte und in Berlin wohnte, für die Mittagsmahlzeiten, die sie bei ihm einnahm, noch Kostgeld bezahlen.

Als wir heirateten, war Möllerchen ein schönes, durchgeistigtes Wesen, körperlich ungemein schonungsbedürftig, schwächlich, und nur die allergrößte Pflege und Aufopferung konnte sie bewahren — der drohende körperliche Zusammenbruch wäre unbedingt erfolgt, wären wir uns nicht begegnet, und hätten Ehe und Heim um Möllerchen nicht erträglichere äußere Verhältnisse geschaffen.

Jawohl, so nahe fühlte ich mich dem leidenden, stillen Geschöpf, auch durch die Gemeinsamkeit unseres Schicksals innerhalb unserer bürgerlichen Familien. Denn wiewohl ich aus einer jüdischen, Möllerchen aber aus einer christlichen kam, war das Gemeinsame: das bürgerliche Element, unser Los, das Los des Künstlers, des Andersdenkenden und Veranlagten innerhalb der bürgerlichen Welt, in den so verschieden gearteten Familien das gleiche!

Zum erstenmal im Leben genoß ich das Glück, ohne Rückhalt, zu einem geliebten, verwandten Wesen zärtlich sein zu dürfen, mich an es verschwenden zu dürfen, die Schwere des Schicksals von ihm zu nehmen, dadurch die eigene Last leichter ertragen zu können. Zum erstenmal, dieses unverdiente, unermeßliche, unvergeßliche Glück! —

Um den üblichen und üblen Zeremonien, die die bürgerliche Ehe dem unbürgerlich denkenden und fühlenden Menschen auferlegt, radikal zu entrinnen, beschlossen wir, in England zu heiraten. Dort konnte man, wenn man drei Wochen lang im selben Stadtviertel wohnte, ohne weiteres vor dem Standesamt des Bezirkes kopuliert werden. Auf demselben Bahnhof Zoo, von dem ich vor zwei Jahren mit der „anderen Frau“ nach Paris abgefahren war, fuhr ich an einem Oktoberabend nun mit Möllerchen nach London. Vor dem Fenster des gemeinsamen Schlafwagenabteils stand auf dem Bahnsteig die bürgerliche Familie der Braut, unseres

unbürgerlichen Zusammenstehens im gemeinschaftlichen Schlafwagenfenster wohl bewußt, allein beide Augen zudrückend angesichts der Tatsache, daß die aus der Art geschlagene Tochter nun zu guter Letzt allem Anschein nach doch unter die Haube geraten sollte.

*

Die Angst vor dem unbekannten Zustand: Aufhören der Einsamkeit; stetes Zusammenleben mit einem Menschen, Ehe, dauerte noch eine ganze Weile an, nachdem Möllerchen und ich geheiratet hatten. Auch ihr gelang es nicht gleich, sich in die neue Situation zu finden. Erst das „Heim“ befreite allmählich von dem Druck. Zu lange und intensiv hatte das Unglück des Alleinseins auf uns beiden gelastet, als daß es rasch und gründlich hätte weichen können. Indes, es erwies sich, daß in der verhältnismäßigen Behaglichkeit, die dadurch hervorgerufen wurde, daß man nun endlich in seinen eigenen vier Wänden und Möbeln hausen durfte, allmählich ein Gefühl der Befreiung sich einstellte. Zugleich Lebensmut, Freude an dem Alltag den Ansporn zur Arbeit, Schwung der erlahmenden Seele wieder herstellte. Einige materielle Sicherheit befestigte den Zustand, den Unterbau des „Heimes“. Nach dem Tode meiner Mutter war mir eine kleine, jedoch von meinen Geschwistern sofort beschlagnahmte Rente, die nach meinem Tod den Geschwistern gehören sollte, zur Nutznießung zugefallen. (Während der Inflation ist sie dahingeschmolzen wie Schnee.) Mein letztes Buch, das meine Amerikareise behandelte, hatte Erfolg und brachte einige tausend Mark, die auf Einrichtungsstücke ausgegeben werden konnten. Möllerchens Vater hatte seiner Tochter einen kleinen monatlichen Betrag ausgesetzt, den er gelegentlich der ersten Überweisung empfindlich zu kürzen suchte, aber nach gemeinsamem energischen Protest bei der ursprünglich abgemachten Summe beließ. Auch versuchte ich mich damals, zum erstenmal, durch die Mitarbeit meiner Gefährtin unterstützt, in regelmäßigen Arbeiten für die Tagespresse, und die Artikel, die ich an fortschrittlich gerichtete Zeitungen sandte, wurden verhältnismäßig gut bezahlt.

Gleich, nachdem wir unsere Wohnung bezogen hatten, erklärte Möllerchen, daß sie ihren Bildhauerberuf aufgeben wolle. Sie

stellte sich durch diesen Verzicht unwillkürlich in die gleiche Kategorie mit Bürgerstöchtern, die Kunst nur so lange als Lebensinhalt betrachten, bis sie glücklich an den Mann gebracht worden sind. Da sie aber trotz ihrem Interesse und dem Mittun an meinen literarischen Arbeiten eine immense Leere in sich auszufüllen hatte, wandte sie sich sofort einer anderen Kunstbetätigung zu, mit vollem Eifer und Hingabe. Sie begann zu singen. Sie besaß eine kleine, aber liebliche Stimme; die Gesangsübungen kräftigten ihren schwächlichen, schonungsbedürftigen Körper, zumal sie die Atemtechnik wissenschaftlich zu betreiben suchte, auch auf Grund ihrer schon vor unserer Bekanntschaft betriebenen okkultistischen Studien. Im Laufe unseres Zusammenlebens wechselte sie noch des öfteren, eigenen und auch fremden Einflüssen gehorchend, ihren Beruf — jeden aber trieb sie mit Fanatismus, als hinge ihr Seelenheil von seiner Ausübung ab, und jede, auch die schüchternste Kritik galt ihr als unverzeihliche Hemmung, Beeinträchtigung ihrer Freiheit und ihres Rechtes, auf das sie als menschliches Wesen Anspruch hatte, und das ihr niemand verkürzen durfte! Das im Elternhause anerzogene Gefühl der Minderwertigkeit war ja jetzt durch Zärtlichkeit, Schonung, Nachgiebigkeit und Sorgfalt, gänzlich aus Möllerchens Wesen geschwunden. Die angeborene Infantilität manifestierte sich nicht mehr auf solch rührende Weise wie am Anfang, sondern in aggressiverer Form. In sentimentaler Inkonsequenz schätzte ich Möllerchens Interesse an meinen Arbeiten als tiefergehend und gründlicher ein, als ich ihre Neigung zu ihrer eigenen Betätigung erkannt hatte.

Wir hatten Freunde, sie kamen von meiner Seite, von der ihren; wir hatten einen Kreis, der sich in unseren vier Wänden wohl zu fühlen schien. Unsere Möbel hatten wir absichtlich in so kleinem Format gewählt, daß wir sie jeden Augenblick leicht auf einen Speicher stellen oder in einen gemieteten schmalen, nicht zu kostspieligen Raum zusammenpferchen lassen konnten, um frei zu sein und auf Reisen gehen zu können. Wir reisten ziemlich oft, nach dem Engadin, durch das Mittelmeer, an die Ostsee, in den winterlichen Harz. Der Kriegsausbruch überraschte uns auf der Insel Wight . . .

Mit der christlichen Familie vertrug ich mich trotz der Verschiedenheit der Lebensauffassung und der Herkunft ausgezeichnet. Ich vermied mit großer Vorsicht jede Schärfe, Härte, und trachtete, — nachdem ich einmal in einem Gespräch mit meinem Schwager, dem religiösen Offizier, über das Programm des Militarismus im allgemeinen, des deutschen insbesondere, härter als erwünscht aneinandergeraten war, — gewissermaßen aalglatt, zwischen den Widersprüchen, offenbaren Fehlern der Logik und Erfahrung, offenkundiger Gedankenlosigkeit und Dummheit hindurchzuschlüpfen, um nicht als Fremdkörper hier und dort stecken zu bleiben, mich aufzuspießen — und das Einvernehmen zu ruinieren, in dem Möllerchen sich nun endlich, da sie selbständig geworden war, mit den Eltern und Geschwistern befand. Daß ich im Kreise dieser Menschen ein Fremdkörper war, wußte ich ja vom ersten Tage an. Aber ich bemerkte erst, wie gewaltig ich diese Menschen überschätzt hatte, als ich eines Tages die Prüfung der Standhaftigkeit meines durch gesellschaftliche Übereinkunft und ausgeglichen freundliche Umgangsweise vorsichtig hergestellten Zusammenhanges vorzunehmen hatte. Ich ahnte nicht im entferntesten, auf welche Weise die neue Sippschaft mir, beim ersten Aufleuchten einer neuen Gelegenheit für Möllerchen, in den Rücken fallen würde! Wie sehr die latente Feindseligkeit der Rassen die durch Ungleichheit der materiellen Interessen und Unterschied des Niveaus gegebene Kluft verbreitern würde!

■

Im Krieg, den ich in vollständiger Einsamkeit wohl nicht leicht ertragen hätte (nichts wäre im Krieg schwerer zu ertragen gewesen, als ein ruiniertes Heim!) ergab sich aus den gemeinsamen äußeren Kalamitäten innerer Zusammenhang, obzwar sich hier bereits ernste Meinungsverschiedenheiten einstellten. Meine Auffassung war in bezug auf Recht und Unrecht, Schuld und Gutmachung des Menschheitsunglückes eine der Bourgeoisie gänzlich wesensfremde. Die Revolution aber, in der ich mich mit voller Aktivität auf die Seite des Proletariats stellte, brachte nur noch stärkere Entfremdung — insbesondere als es schon bemerkbar wurde, daß die Revolution mißlungen und das Proletariat ge-

schlagen war — obzwar an der Oberfläche alles in bester Ordnung zu sein schien, die gegenseitige Haltung keine wesentliche Einbuße der Beziehungen bemerken ließ. Im Frühling und Sommer des Jahres, in dessen Herbst meine erste Reise nach Rußland fiel, lebte ich bedrückt. Wir hatten schwere materielle Sorgen. Unter Zusammenraffung meiner ganzen verfügbaren Barschaft ermöglichte ich meiner Gefährtin ihren Sommeraufenthalt. Ich selbst blieb allein zu Hause, unwillig und unfähig zu konsequenter Arbeit. Daran war ja auch jener erste, von Radek ausgeheckte, immer weiter und weiter hinausgeschobene Reiseplan schuld, die Monate der Erwartung und Unruhe, die endliche Enttäuschung, die mit ihm verknüpft war. Als der Auftrag des „United Telegraph“ kam, es war höchste Zeit, löste sich die Spannung. Die materielle Situation wurde befestigt, und ich sah in naher Zukunft, durch das ungeheure Erlebnis Sowjetrußland auch Ansporn zu neuer Arbeit, der in der letzten Zeit vollkommen versiegt war. Denn Möllerchen besaß in ihrer Natur nicht die Spannkraft, versagende und verzagte Willenskraft selbständig und hilfsbereit zum Aufschwung emporzureißen.

Damit sie nicht allein in der Wohnung bliebe, und damit auch die Miete nicht allein aus unseren versiegenden Mitteln getragen werden müsse, riet ich ihr, dem Beispiel von Freunden zu folgen, die für ihre leerstehenden Zimmer ordentliche Mieter gefunden hatten, zum Teil Amerikaner; der Dollar war ja in diesen Zeiten des Niederganges der deutschen Wirtschaft bereits zu einer Bedeutung gestiegen, die später während der Inflationsperiode vollends zur Apotheose hinaufgeschraubt werden sollte.

Es hatte sich in diesen Jahren nach dem Kriege um uns, besonders aber um meine Gefährtin, ein Kreis von älteren Frauen, zum Teil amerikanischer Herkunft gebildet. Sängerinnen, Gesanglehrerinnen, der Literatur, der kunstgewerblichen Betätigung irgendwie beflissene Frauen; geschieden, in unglücklichen Ehen lebende, Befreiung von eingebildetem Zwang zugunsten einer eingebildeten Selbständigkeit ersennende Frauen. Von verschiedenen Seiten waren sie an uns herangekommen, zum Teil durch die Vermittlung einer kleinen neugierigen, sensationshungrigen galizischen Jüdin, die mit einem Berliner Butterhändler ver-

heiratet — im Krieg unschätzbare Freundschaft! — in deren Salon all diese mehr oder minder anregungsbedürftigen, sexuell erregten und in ihren zerfallenden Ehen unbefriedigte Frauen zusammenkamen. Die kleine gierige Jüdin schürte all die Verbindungen, die sich in ihrem Salon anbahnten, Verbindungen lesbischer oder rein schwärmerischer Natur, kuppelte auch hin und wieder aus Lust an der Sensation und dem Miterleben von Katastrophen, befriedigt durch die Wahrnehmung, daß durch ihre freundschaftlichen Dienste nicht ganz festgefügte Ehen in ihrem Umkreise ebenso leicht auseinanderfielen, zu Fall zu bringen waren wie ihre eigene, mit dem neurasthenischen, einem dunklen Geruch und Gerücht in seiner Familienvergangenheit behafteten Butterhändler war. —

Während meiner drei Monate währenden Abwesenheit hatte ich keine Möglichkeit, mit meiner Gefährtin Briefe oder Nachrichten zu wechseln. Sie hatte mich, wie erinnerlich, bei meiner Abreise nach Stettin begleitet, und seit jenes kleine Schiff in der Nacht vom dunklen Steindamm unmerklich abgeschwenkt und hinausgefahren war, hatte ich von ihrem im Dunkel verschwindenden lieblichen Antlitz, ihrer im Dunkel zurückbleibenden Person nichts mehr gesehen, noch empfangen — drei seltsam schwere, bedeutungsvolle Monate meines Lebens hindurch. —

Als ich mich bei meiner Rückkehr aus Rußland an den Tisch in meinem Eßzimmer setzte, fand ich meinen Platz von einem Amerikaner besetzt, den mir meine Frau als einen sozialistischen Journalisten, zugleich Hauptmann der amerikanischen Armee vorstellte — es war der Mieter meines Arbeitszimmers und meiner Schlafstube, der nun schon den zweiten Monat in meiner Wohnung lebte.

Der Amerikaner, vom Typus dieser durch den Krieg wie durch den Lebenskampf draufgängerisch gewordenen neuen Jugend, saß also an meinem Tisch, unter der Lampe, auf meinem Platz. Er hatte es sich bequem gemacht, und statt des Kragens sogar ein buntes Seidentuch um den Hals gewickelt — wie ich wußte, war dies das cowboyhafte Zeichen, das die amerikanischen und englischen Kommunisten, die „bolshies“, trugen, und das auf den ersten Blick die Verachtung bürgerlicher Konventionen beweisen sollte. —

Der Mann — Hauptmann der amerikanischen Legion und zugleich Sozialist!! — betonte seine Gesinnungsverwandtschaft, legitimierte sich dann damit, daß er Berliner Korrespondent einer amerikanischen sozialistischen Presseorganisation sei, und behauptete schließlich, mein Amerika-Buch zu kennen und mir in Freeville persönlich begegnet zu sein (der Korrekptionsanstalt für mißratene Kinder, was im Grunde keine besondere Empfehlung vorstellte!)

Als er — gleich in der ersten halben Stunde, mich überrumpelnd, beiläufig nach einigen in Rußland anwesenden Amerikanern frag, Namen und Funktion von Amerikanern in Rußland wissen wollte, wurde ich stutzig. Durch meine Erfahrungen mit der Tscheka und der gegenrevolutionären Spionage, durch die Abenteuer meiner Heimreise besonders, war ich ja gewitzigt und auf meiner Hut. Ich schwieg daher eine Weile und forderte dann den Mieter und Mitbewohner, statt seine Frage zu beantworten, kurz und in aller Freundlichkeit auf, sich morgen früh doch nach einer anderen Wohnung umzusehen, da ich meine Zimmer fortan für mich brauchte und unverzüglich mit meiner Arbeit beginnen wollte. —

Bereits am Tage nach meiner Heimkehr erklärte mir Möllerchen, daß wir uns trennen müßten. Als ich bestürzt und verzweifelt Möllerchens Bruder, den religiösen Offizier telephonisch herbeirief und mich mit ihm und Möllerchen ruhig und eingehend besprach, bemerkte ich staunend, wie weit die Sache, das Komplott, bereits vorgeschritten war. Der Amerikaner, Christ, ehemaliger Offizier, jung und mit Dollar bezahlt, hatte Möllerchens Familie ohne Mühe auf seine Seite hinübergezogen. Und wie acht Jahre zuvor dieselbe Familie auf dem Bahnsteig des Zoo uns beiden, Möllerchen und mir, die wir noch unvermählt aus dem gemeinsamen Schlafwagenfenster zum Bahnsteig hinunterblickten, freundlich zugewinkt hatte — so winkte sie jetzt mit derselben Freundlichkeit Möllerchen und dem amerikanischen Aftermieter zu, der, bis er ein Quartier gefunden haben würde, noch in meinem Arbeitszimmer und meinem Schlafzimmer verweilen durfte.

In den ersten Tagen, in denen ich diese Wendung der Dinge entdeckt hatte, war ich zu meinem Hausarzt, einem jungen Juden

gegangen, dem ich mein Leid erzählte, und den ich, um der Un-
erträglichkeit meines Gemütszustandes, des Sturzes aus meinen
Illusionen ein Ende zu bereiten, um irgendein rasch und sicher
wirkendes Gift bat. Der Arzt verweigerte mir diese Hilfeleistung.
Mit emporgehobenen Händen sprach er über mich ein hebräisches
Gebet, und ich ging aus seinem Zimmer hinaus, allein mit mir
selber. In diesen Tagen geschah es auch, daß ich meine Tage-
bücher, Notizen, Material, das ich ein Leben hindurch gesammelt
hatte, auf dem Küchenherde meiner Wohnung verbrannte. Auch
jene erste Niederschrift meiner Lebenschronik, von der ich in
der Vorrede des vorliegenden Buches sprach, brannte da mit. —
In diesen Tagen löste sich Besinnung und Verlorenheit ab, Sturz
und gefährliches Emporgerissen sein. Ich frug mich erstaunt,
meinem Leben zuschauend: was denn das Minimum an Hoff-
nungen wäre, das der Mensch benötigte, um sein Leben zu er-
tragen? — —

Wenn das Unglück sich über dich niedersenkt, blicke in dich,
aber noch schärferen Blickes um dich! Versäume dies nicht!
Trachte dein Schicksal, dein Herz zu erkennen — in solchen
Zeiten aber blicke auch scharf um dich. Schau die an, die du deine
Nächsten nanntest. Werde jetzt, da dein Gefühl am stärksten,
brutalsten, schonungslosesten herausgefordert ist, ganz Verstand!
Wenn du dasitzest, wißbegierig, wißbegierig den nächsten Augen-
blick abwartest, fragend: welche Prüfung, welches Unglück er dir
noch bringen kann? — sei ganz Verstand! Du wirst dich erkennen
und du wirst erkennen, was es mit deinem Nächsten auf sich hat.
Mit dem Gebot der Nächstenliebe, die stark sein soll wie die
Liebe des Menschen zu sich selber. —

Die Zertrümmerung, der Trümmerhaufen meiner Ehe fiel zu-
sammen mit den Trümmern von Freundschaften, besser gesagt
von Verbindungen, die ich als Freundschaften genährt, und deren
mein Leben froh geworden war lange Jahre hindurch.

Intrigen spinnen sich weit. Das Netz riß meine nächsten Be-
ziehungen um. Es geschah auf einfachste Weise. Die Mehrzahl
meiner, d. h. unserer Freunde lebte ja in unhaltbaren, schwer zu
ertragenden Ehen, und die Männer, meine Freunde, folgten feig,
und um weiteren Konflikten aus dem Weg zu gehen, ihren Frauen,

an denen Möllerchen ihre Verbündeten hatte. Fernerstehende erwiesen sich als gleichgültig und kalt. Ich sah bald ein, was ich schon wußte, daß Stumpfheit und Behagen der dominierende Trieb des Bürgers ist, wie sehr erst der bürgerlichen Ehe; daß, was diesen Trieb gefährden konnte, als feindlich abgetan wurde, —

Möllerchen zeigte zuweilen Zerknirschung. Einmal äußerte sie die Absicht, sich die Haare abzuschneiden, das Gesicht verunstalten zu wollen. Solche pathologischen Anwandlungen dauerten indes nicht lange. Sie wurde im Gegenteil bestärkt in ihren Erwartungen und Wünschen durch die Geschwister, denen der zukünftige amerikanische Schwager bereits Vergünstigungen mancher Art hatte zukommen lassen. Dazu kamen die munter und gierig weiter intrigierenden Freundinnen. Die Butterhändlersgattin, die sich jetzt einen politischen Salon zugelegt hatte; mein ehemaliger Freund, der mit einer Amerikanerin verheiratete Romanschriftsteller; sowie eine verrückte malende Arztesgattin, die auch in medizinischen Dingen Möllerchens Vertraute geworden war. Dies war die Gegenpartei, auf meiner Seite stand niemand. —

Der amerikanische sozialistische Journalist, Hauptmann der Legion und Kundschafter, hatte mein Haus schon lange verlassen, aber es kamen immer noch Anfragen kommunistischer Freunde, die sich bei mir Auskunft über seine Vertrauenswürdigkeit holten. Auf die Adresse seiner vorigen Behausung pochend, pflegte sich der Amerikaner auf mich zu beziehen, wenn er über politische Dinge der radikalen Linken Informationen benötigte. —

Wir wohnten noch zusammen, Möllerchen und ich. Wir gingen zuweilen auch noch gemeinsam aus, in eines oder das andere, mir noch gebliebene Freundeshaus.

Eines Tages geriet ein herumliegender Brief in meine Hände, in dem Möllerchen von dem Amerikaner, der zeitweilig Europa den Rücken gekehrt hatte und jetzt wieder in einem französischen Hafen eingetroffen war, zu einem Stelldichein bestellt wurde. —

*

Bei einem verlässlichen Rechtsanwalt suchte ich nun die Scheidung rasch und gründlich durchzuführen. Möllerchen lag offenkundig an einem Hinausschleppen der Sache bis zu dem Zeitpunkt,

an dem der Amerikaner sein Versprechen, sie zu ehelichen, wahr gemacht haben würde, und sie ohne nennenswerten Umweg aus meinem in ihr neues Haus würde übersiedeln können.

Mein Anwalt starb. Um dieselbe Zeit unternahm ich meine erste Palästina-reise — knapp ein Jahr nach Rußland. Als ich zurückkehrte, hatte Möllerchen einen amerikanischen Attaché mit seiner Frau, Freunde ihres Liebhabers, in meine Wohnung gesetzt, deren von mir bewohnte Zimmer ich diesmal fürsorglich abgesperrt hatte. Möllerchen war in möblierte Zimmer gezogen, die sie verließ, als ich auch diese neue Einquartierung aus meinem Hause hinausgesetzt hatte. Aber ihre kurze Rückkehr in das „gemeinsame Heim“ galt nur der gründlichen Vorbereitung einer endgültigen Flucht, die sie im Einverständnis mit dem Dienstmädchen und ihrer kuppelnden kleinen galizischen Freundin, der Butterhändlersgattin, bei Nacht und Nebel unter Mitnahme von allem Silberzeug, allem Hausrat, allen nicht niet- und nagelfesten Dingen, deren sie habhaft werden konnte, unternahm. Dies also war aus der Frau geworden, an die ich lange Jahre wie an die vorbestimmte Schwester, Braut und Freundin geglaubt hatte. Es wäre nicht im Stil meiner sonstigen Lebenserfahrungen gewesen, hätte sie sich nicht noch als Hausdiebin entpuppt!!

*

Als Ärgeres. Denn am Tage nach ihrem Verschwinden erhielt ich vom Wohnungsamt die Aufforderung, einen Teil meiner Wohnung dem Amt zur Verfügung zu stellen. Es war die Zeit, in der kein Mensch sicher war, seine vier Wände für sich behalten zu können. Möllerchens Denunziation war folgerichtig am Tage nach ihrem Auszug erfolgt. Zwangsmieter besichtigten meine Wohnung. Ein Schlächtermeister mit seiner Frau. Ein Artist mit seiner Familie. Jedoch hatte sich Möllerchen in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, gründlich verrechnet. Freunden gelang es, mir den letzten Halt, den ich in der bitteren Krise noch bewahren konnte, zu sichern. Freunde bewahrten mich davor, meiner Wohnung verlustig zu werden und somit meine Arbeitsmöglichkeit gänzlich vernichtet zu sehen. Mir empfohlene, freundliche Menschen haben dann meine Wohnung zuletzt mit mir geteilt. Aber auch

in Sachen der Scheidung und der wirtschaftlichen Konsequenz dieser Scheidung hatte sich Möllerchen geirrt. —

Ihr Rechtsbeistand, ein angesehener Berliner Anwalt, eröffnete mir ruhig und kalt, daß ich mich, falls ich die Ansprüche und Forderungen seiner Klientin nicht ihrem ganzen Umfang nach anerkennen würde und es auf einen Prozeß ankommen ließe, auf einen bösen Skandal gefaßt machen könne. Er berief sich auf Mitteilungen Möllerchens über unser Eheleben, auf sexuelle Dinge, auf Briefe, die ich vor unserer Ehe geschrieben hatte, die pathologische Veranlagung, ein gewisses selbstquälerisches Zärtlichkeitsbedürfnis, Zerwürfniß mit der Welt, Drang zur Einsamkeit, Melancholie, Hoffnungslosigkeit beweisen sollten. Alles Belege vor Gericht. Ich sollte, so meinte der Rechtsbeistand Möllerchens, durch restloses Eingehen auf die Forderungen seiner Klientin, all diese peinlichen Dinge abwehren, die mir als sensitivem Menschen doch in äußerstem Grade widerlich sein müßten! Ich empfahl mich mit freundlichem Gruß von dem Juristen, der eines nicht in Betracht gezogen hatte, eine Kleinigkeit, nämlich: daß nach dem ungarischen Gesetz (denn dieses Gesetz galt für meine Ehe mit Möllerchen und für meine Scheidung von Möllerchen) der schuldige Teil jener ist, der das gemeinschaftliche Heim „böswillig“ verlassen, damit alles Recht auf materielle Zuschüsse verwirkt, mit einem Wort das Nachsehen hat! Ja sogar Ehebruch gilt nach diesem überraschend vernünftigen Gesetz keineswegs als Scheidungsgrund! Im übrigen war ich ja über Möllerchens materielle Sicherheit in stärkerem Maße beruhigt als über meine eigene. Möllerchen war durch den Tod ihrer Eltern in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen, dessen Nutznießung sie für sich allein verwenden durfte, da ich, was ich besaß, geopfert hatte, um ihre schwache und schonungsbedürftige, körperliche Konstitution zu bessern, ihr die Gesundheit wiederzugeben, — auf deren Vollbesitz sie nunmehr mit dem Recht der physisch und materiell Gesicherten pochen konnte! — —

Schwer und dumpf — wieder, das Zurücksinken in die Einsamkeit, in das beschmutzte, zerstörte „Heim“, das, wie es sich nunmehr erwies, nie eins gewesen war. — Möllerchen behauptete, ihre Ehe mit mir wäre niemals eine wirkliche Ehe gewesen. Auch dies

mochte ja seine Richtigkeit haben. Ich sah alles, begriff ja alles, alles tat unbeschreiblich weh . . .

Eine Überraschung indes blieb vorbehalten: die gründliche Überwindung, restlose Tilgung des einzigen Menschen aus meiner Existenz, die — einen Augenblick, manchen Augenblick lang wähnte ich das! — erst durch sein Eintreten in meinen Lebenskreis ihren eigentlichen Sinn erhalten hatte! Gestrichen wurde auch die Vorstellung: daß wir anderen Menschen für die Gefühle, die durch ihre Nähe in uns entfacht würden, zu Dank verpflichtet seien. Krisen wie diese, gegenwärtige, enthüllten sogar verborgene Kräfte und Reserven der eigenen Seele — im selben Maße, wie sie uns über das Wesen von Sympathie und Antipathie außer uns selbst belehrten. Natur, Veranlagung drängte wohl zu den Menschen, zur Gemeinschaft hin, — das Leben riß alles wieder auseinander. Eines hatte mich mein Leben schon gelehrt: die Zeit nicht damit verschwenden, daß man verlorenen, geliebten Freunden nachtrauerte, vielleicht hinter ihnen herrannte, um sie wieder zu gewinnen. Es hat mich gelehrt, daß man seine Energie darauf verwenden muß, Sünden, die andere an uns begangen haben, aus eigener Kraft wettzumachen.

*

Möllerchen führte ihre Angelegenheit, als sie zu ihrer Überraschung von der Sachlage und besonders von dem Umstand, daß sie nach ungarischem Gesetz geschieden war, Kenntnis empfing, mit erbitterter Energie und Konsequenz durch. Vor dem Hause stehend, das unser „Heim“ acht Jahre lang umschlossen gehalten hatte, beaufsichtigte sie die Möbelpacker, die ihre restliche Habe aus der vierten Etage des Hauses in den Möbelwagen hinunterbrachten.

Der Amerikaner hatte sein Versprechen natürlich nicht eingelöst. Möllerchen mußte wieder ihr Dasein aus den Zeiten vor unserer Ehe aufnehmen. Sie gab ihre Gesangstudien auf. — Eine Zeitlang, solange der Amerikaner nicht definitiv von ihrem Lebenshorizont verschwunden war, befaßte sie sich damit, aus Handelsblättern Bilanzen deutscher Industrieunternehmungen auf Bogen zu kleben und an eine amerikanische Finanzzeitung, zu deren Stab der ehemalige sozialistische Korrespondent jetzt gehörte, zu

senden. — Hierauf ergab sich Möllerchen mit voller Energie okkultistischen Studien. Sie stellte Horoskope, erst für ihre nächsten Freunde, dann Leuten, die sie darum ersuchten. — Schließlich erhielt sie Botschaften aus einer höheren Welt. Nach einem Diktat, das nur ihr Inneres vernahm, schrieb sie, indem sich ihre Hand, ohne von ihrem Willen gelenkt zu sein, mechanisch über das Papier bewegte, diese Botschaften nieder, die der Erzengel Raphael unterschrieb. Aus den Botschaften ging hervor, daß mit Möllerchen große Dinge geplant würden. Möllerchen sollte, so verlautete die Botschaft, die katholische und protestantische Kirche miteinander versöhnen. Das war der Sinn ihres mechanischen Schreibens nach höherem Diktat. Möllerchen setzte sich in einem katholischen Wallfahrtsort am Züricher See nieder und schrieb mit voller Hingabe und Energie diese Botschaften aus einer höheren Welt, die sie mit Glückseligkeit erfüllten und Enttäuschungen, die das Diesseits gebracht hatte, vergessen ließen.

Eines Tages aber brachte mir die Post einen Brief. Möllerchen sprach die Einsicht aus, daß zwischen Menschen, die in solch inniger seelischer Verbindung gelebt hatten wie wir, eine unzerreißbare, okkulte Verbindung bestehe. Sie selber sei nunmehr fest davon überzeugt, daß eine definitive Trennung zwischen uns unmöglich wäre. Als ich diesen Brief zu den übrigen Dokumenten — Material meines Lebens, Material des Schicksals, Material zur Erkenntnis der Zusammenhänge unter Menschen, sentimentaler Zusammenhänge und sozialer Zusammenhänge, Material auch für diese Niederschrift!! — legte, ohne weiter auf ihn zurückzukommen, sandte Möllerchen denselben Brief, wörtlich wiederholt, in eingeschriebenem Umschlag an mich. Indes, er war mit einer kleinen Nachschrift versehen, die besagte, „eine fremde Hand“ werde, falls auch dieses Schreiben unbeantwortet bliebe, die zwischen uns bestehenden äußeren Verhältnisse noch ordnen.

Ich vermutete, daß die fremde Hand eine aus jenen okkulten Regionen zu uns herunter langende Hand sein würde, allein sie erwies sich später als die Hand von Möllerchens Rechtsanwalt, der für seine Klientin noch einige ihr gehörende Kücheneinrichtungsgegenstände beanspruchte, die in meiner Wohnung zurückgeblieben wären. Es war eine lange Liste, aus einer vor acht

Jahren durch ein Magazin für Küchengeschirr ausgestellten Faktur abgeschrieben. Unter anderem beanspruchte die Gefährtin meiner Ehejahre aus dem Bestand der Kücheneinrichtung die Zurückgabe von sieben Quirlen, die, wie ich annahm, zur Herstellung von Schlagsahne dienen mußten. Vergeblich suchte ich im Küchenspind nach sieben Quirlen.

Ich beschloß eine Geschichte der bürgerlichen Ehe in sieben Kapiteln zu verfassen, deren jedes einen Quirl zur Überschrift bekommen sollte. Zu diesen sieben Quirlen sollten zählen: der gesetzliche Quirl; der sexuelle Quirl; der Familienquirl; der geistige Quirl; der okkulte Quirl.

Sicher ist es, daß ich dieses Buch noch einmal schreiben werde, es wird die endgültige Kritik der Institution der Ehe enthalten, die heute durch die vorbildliche Arbeit russischer Vorkämpfer in definitiver Wandlung begriffen ist. Der vorstehende, mit einigem Mißbehagen verfaßte Abschnitt, der aber aus dem Gesamtbild eines Lebens in dieser Zeit und dieser Zeitepoche im besonderen nicht fehlen durfte, sollte nur den Umriß der Institution der Ehe geben, nicht ihren tiefsten Wesenskern enthüllen. —

Das Heim oder die Weite.

Der Mensch dieser Zeit hat kein Heim. Keine Heimstätte. So wenig die Institution der Ehe stichhält, so wenig das Heim. Der deutsche Handwerksbursche hat in seinem Jargon ein Wort für den Begriff des Obdachs, der Behausung: die Bleibe. Das Heim des Menschen von heute ist nicht 'mal eine Bleibe.

Ob das Heim des Feudalherrn, sein Schloß, seine Burg ihm in dieser Zeit eine sichere Festung seiner Lebensformen, Befestigung seiner Familientradition bedeuten kann, darüber belehrt zur Genüge die Zeitgeschichte. Die obere Bourgeoisie der Besitzenden baut sich ihr Heim, das ein Börsensturm wegzufegen vermag. Dem niederen Mittelstand ist jeder Kubikmeter rationiert und zugemessen. Das Proletariat haust in Massenquartieren, dem Proletarier klingt das Wort „zu Hause“ wie Hohn im Ohr. Am vernünftigsten hat sich noch die Jugend, der Wandervogel, auf das primitiv nomadenhafte Zeltleben, das Nirgendwohin- und damit Überallhingehören besonnen. Im Wandel, dem stürmischen Vorwärtsdrängen der Zeit die sicherste Sicherheit. —

Seit 15 Jahren habe ich, wenn ich an meinem Tisch sitze und schreibe, den Platz mit der roten Ziegelsteinkirche vor den Augen. Im letzten Jahre hat sich der Gesichtswinkel um ein Unwesentliches verschoben. Auch die Glocken läuten seit einem Jahr wieder, während des Krieges waren sie verstummt, weil sie zu Kanonen umgeschmolzen werden mußten, erst lange nach dem Kriege zog man wieder neue, schrillere in den Turm zum Glockenstuhl hinauf.

Hierher auf diesen Platz im Westen Berlins, in dieses vier Stock hohe Mietshaus siedelte ich, als die Ehe begann, und die selbstgewählten Möbel, Teppiche, Bilder an den Wänden, ein auf meinen Namen lautender Vertrag mit dem Hauswirt Zeugenschaft davon ablegten, daß ich nach so vielen Jahrzehnten des Herumstreichens, der Heimatlosigkeit, in der Fremde und in der Vater-

stadt, endlich seßhaft geworden war. Der Platz mit seiner katholischen Kirche bildet in der protestantischen Stadt eine Enklave. Er gleicht einem katholischen Dorf. Die Kirchgänger kennen einander. Die Dienstmädchen trachten, wenn sie ihre Stelle verlassen, eine andere im Schatten der Kirche zu finden. Katholische Kaufleute, Kleinkrämer versorgen die Anwohnerschaft mit dem Notwendigen. Sie leben in einem durch die hier herum angesiedelten katholischen Familien gewährleisteten bescheidenen Wohlstand.

Da ich im obersten Stockwerk des Hauses wohne, kann ich täglich an den Türschildern konstatieren, ob sich seit dem letzten Abend im Hause etwas verändert hat. Wie in einem Film, unmerklich fast, hat die Zeit Veränderungen erwirkt, im Hause, in der Bewohnerschaft, in den Schicksalen der hier zufällig unter demselben Dach vereinten Menschen. Hie und da auch Änderungen durch einen jähen, bösen, blitzgleichen Ruck.

Das Haus gehörte, als ich es bezog, einem ehrbaren Klempnermeister, der es gut instand hielt, nach dem Kriege aber verkaufen mußte. Nun wechselte es oft seinen Besitzer. Eine Zeitlang verfiel es sichtlich, die Teppiche im Stiegenhaus waren gestohlen worden, die Tapeten im Stiegenhaus hingen in Fetzen. Keiner von den Einwohnern kümmerte sich um den Zustand des Hauses, denn keiner fühlte sich in ihm heimisch. Zur Zeit hat das Haus einen neuen Besitzer bekommen und hat sich wieder einigermaßen herausgemacht.

Die Kinder, die vor dreizehn Jahren auf der Straße schrien und sich prügeln, gehen jetzt als ernste Jünglinge mit Bärten und als ernste Jungfrauen oder Hausmütter in die Kirche und ins benachbarte Kino. — Dem Milchgeschäft an der Ecke wurde einmal die Milchzufuhr gesperrt, was daran zu merken war, daß um vier Uhr früh der Schlaf zeitweilig nicht mehr durch auf das Pflaster niederpolternde Blechkannen unterbrochen wurde. — In der kleinen Straße, die auf den Platz hinausläuft, war in den ersten Monaten der Revolution einige Wochen lang allnächtlicher Automobillärm. Dort hatte sich in einer Pension ein Spielklub aufgetan, aber nur für kurze Zeit. — Hie und da stand, aus allen Fenstern des Hauses und der Nachbarhäuser neugierig betrachtet, ein Krankenwagen vor dem Tor, der einen Bewohner des Hauses, zuweilen

für immer, davonführte. — Auch Möbelwagen hielten zuweilen vor dem Tor, wie der, in dem Möllerchens Besitz aus dem ehemaligen „Heim“ entführt wurde. — Hie und da prangten blumenumkränzte Plakate: „Herzlich Willkommen!“ über Wohnungstüren. Klaviere, Gitarren wurden benutzt, verstummten dann unter dem Druck der schweren Zeit. — An Türen, die nur ein Namensschild getragen hatten, erschien ein zweites, ein drittes, wirtschaftlichen Niedergang, Zwang der Wohnungsnot und Verordnungen ver ratend. Kaufläden im Erdgeschoß verwandelten sich zu höherer Eleganz, verfielen auch oder wechselten ihren Besitzer. — Einmal, ebenfalls in den ersten Monaten der Revolution, wurde in tiefer Nacht ein Mensch vor dem Hause totgeschossen: ein armseliger Dieb mit Paketen unterm Arm, der im letzten Augenblick seines Erdenlebens dem Kommando: „Hände hoch, Aasmensch!“ folgte, wodurch die Pakete gerettet wurden. —

Ein Jahrzehnt lang kannten sich die Einwohner des Vorderhauses, des Hinterhauses kaum, bis sie der durch die Revolution geschaffene „Mieterat“ einander näherbrachte: fremde, sich mißtrauisch anblickende Menschen, neben-, unter-, miteinander unter demselben Dach hausende Menschen, die einander nur durch die vom Nachbarn verursachten störenden Geräusche oder durch gemeinsam zu befolgende Verordnungen bemerkbar geworden waren; alle fremd, einander nicht gerade feindselig gesonnen, aber doch nur eben durch das Gemäuer zusammengehalten, dessen Verfall oder Erneuerung jetzt durch kollektive Willensäußerung, Abstimmung, Mehrheitsbeschluß verhindert, bzw. gesichert werden mußte.

*

Das Zimmer, in dem ich bis zum vorigen Jahre arbeitete, und in dem meine Bücher sich in den Regalen aneinanderreiheten, war ein Turmzimmer, an der Ecke des Platzes gelegen. Ich konnte aus seinen breit ausladenden Fenstern auf den kleinen Platz vor der Kirche und in die kleine Seitenstraße blicken. Mein Arbeitszimmer hatte mit der Nachbarwohnung eine gemeinsame Wand, und was hinter dieser Wand all die Jahre hindurch geschah, beschäftigte mich unausgesetzt, als gehörten diese Geschehnisse zur Geschichte meines eigenen Schicksals.

Die Nachbarwohnung; — Menschen, die in ihr hausten, schienen unter einem schlimmen Stern zu wandeln, wenigstens, solange sie in dieser augenscheinlich verhexten Wohnung leben mußten. Schon beim Einzug hatte ich in dem ans meine stoßenden Nachbarzimmer eine sonderbare Anhäufung von elektrotechnischen Geräten, Glasrädern, Isolatoren, Metallzylindern, Drähten und Batterien kunterbunt stehen sehen. Das Zimmer sollte Laboratorium eines Erfinders werden, der einige Tage vor mir mit Frau und Kindern eingezogen war, seinen, von der wissenschaftlichen Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt, allem Anschein nach aber materiell nicht sehr ergiebigen Experimenten und Erfindungen nachhing, was seine bürgerlich praktisch denkende Ehehälfte ihm merkbar verübelte. Eines Tages war hinter der gemeinsamen Wand Lärm, Gezeter zu hören, und bald darauf war die Familie des Erfinders auseinandergesprengt, die Mutter mit den Kindern aus der Stadt gezogen, der Erfinder selbst aber, ein Mann von anerkannter Genialität, aber reichlich robuster Natur, vereinsamt und in eine Vorortbehausung geschleudert.

Die nächsten Mieter waren: ein Major und seine Töchter. Die jüngere der beiden wollte zur Operettenbühne und hatte ein Klavier an die gemeinsame Wand gerückt, auf dem sie täglich mehrere Stunden lang die letzten „Schlager“ übte. Schriftliche Ermahnungen, Proteste, höfliche Besuche usw. fruchteten nichts. Schon ging ich mit dem Gedanken um, mein Arbeitszimmer zu verlegen, da verstummte plötzlich eines Morgens das Klavier, denn der Major war im Felde gefallen, und die Töchter zogen mit der Mutter in die Provinz.

Der Nachfolger des Majors war ein Leutnant mit seiner jungen Frau. Auch diese blieben nicht lange. Der Gatte wurde ins Feld berufen, hinter der Wand erschollen bald verschiedene lustige Männerstimmen, Bariton, Tenor. Als der Leutnant zurückkam, war der Sopran der lebenslustigen Frau nicht mehr in der Wohnung hörbar.

Die Wohnungsnot setzte ein, die Zimmer wurden rationiert, hinter der gemeinsamen Wand lebten für kürzere und längere Zeit wechselnd Einzelpersonen, Ehepaare. Es war die Zeit, um die auch in meinem Turmzimmer jener Mensch hauste, der mein Heim zer-

stört hat. Als er auszog, blieb ich selbst nicht mehr lange Bewohner des Turmzimmers. Nach Möllerchens Flucht konnte ich jene mir von Freunden empfohlenen freundlichen Mitbewohner in meine verödete Wohnung nehmen, dadurch die drohende Gefahr von Zwangsmiethern glücklich abwendend. Aber die Wohnung erwies sich für uns zu klein, und wir beschlossen gemeinsam in die Nachbarwohnung zu übersiedeln. Der Tausch mit dem Nachbarn vollzog sich. Mein Arbeitszimmer wurden jetzt die unter solch üblein Stern stehenden vier Wände auf der andern Seite der gemeinsamen Scheidewand...

*

Hier ist nun mein Schreibtisch, an dem sitzend ich diese Zeilen vom Heim eines Menschen auf Erden niederschreibe. In schwerer tiefer Einsamkeit, die letzten Zeilen dieses Buches über das Leben eines Menschen auf Erden. Eines aus der Menge. Eines unter vielen. Ein bewußt und aufmerksam gelebtes Leben. Und das Glockengebimmel im Kirchturm, dem ich nun um einige Meter näher gerückt bin, erfüllt das Zimmer mit seinen harten, unfrohen Metallschlägen.

Verloren, vernichtet der Kristallisationspunkt des Turmzimmers, in dem doch Jahre hindurch so etwas wie eine freundliche Atmosphäre der Geselligkeit in vereinzeltten Abend- und Nachtstunden geherrscht hatte. Verloren auch und verweht der Klang von Musik einer schwächlich zarten, aber rührenden und süßen Stimme. Verloren die Freude an der Habe, an schönen Büchern, Bildern, kostbarem Teppichbunt. An den bescheidenen Freuden der Tafel, zarten und gut zubereiteten Speisen, weichem Brot und süßen Trauben, an guten, die Geselligkeit, die Heiterkeit des Gespräches anfeuernenden Weinen. All dies blieb dort hinter der Trennungswand zurück. Drüben, wo kurze Jahre hindurch der Wahn von einem endlich erlangten geruhigen Heim beheimatet gewesen war, wohnen jetzt Fremde. Eine allem Anschein nach glückliche und harmonische Familie. Bei mir in dem verwunschenen Zimmer herrscht Schweigen, tödliche Einsamkeit. —

*

Wie bedauere ich es, aus dem nach der kleinen Gasse blickenden Turmfenster nicht mehr in die Zimmer des meiner Ecke gegen-

über liegenden Hauses blicken zu können! Dort wohnte im dritten Stockwerk all die Jahre lang ein alter Herr, wie ich erfuhr, ein Geheimrat, mit zwei alten Mägden oder Wirtschaftserinnen. All die Jahre hindurch vor dem Krieg, während des Krieges, durch die Jahre der Revolution bis zu dem Tage, an dem ich aus dem Turmzimmer auszog, konnte ich das unwandelbar einfache, nach Stunden und Monaten geregelte Dasein des einsamen alten Mannes beobachten: seine am Schreibtisch verbrachten Stunden, seine Mahlzeiten, bei denen ihm die beiden Frauen die Schüsseln auftrugen, die Jahre und Jahre hindurch allabendlich gespielte Dominopartie mit den beiden alten Frauen; ein geruhames, dämmerndes Leben; oder war es schon Gestorbensein?

Jetzt kann ich aus meinen verwünschten vier Wänden nicht mehr zum Alten hinüberblicken. Zuweilen trete ich auf die kleine Loggia vor meinem gegenwärtigen Arbeitszimmer, auf der keine Blumen stehen, sondern die Briketts für den Winter aufgestapelt sind, und blicke gespannt auf das Tor des Hauses drüben: ob der Alte von den beiden Dienerinnen geführt nicht auf den Platz hinaustreten wird zur gewohnten Stunde, um seinen gewohnten langsamen Spaziergang um die Kirche zu vollführen? Lange habe ich den alten Rat nicht mehr gesehen. Lebt er? Ist er gestorben?

Ach, gehe vorüber, es ist nichts. —

Die letzte Phase, die letzten Zeilen dieses Berichtes über mein Leben umfassen nur wenige Jahre. Ich habe mir eine Grenze für diese Aufzeichnungen gestellt: das vollendete achte Jahrsieben meines irdischen Lebens. Das gewaltige Abenteuer, das am Eingang meines neunten Jahrsiebens steht, eine Reise nach dem fernen Osten, ist hier nicht mehr verzeichnet. Da ich diese Zeilen zu Papier bringe, habe ich auch dieses Abenteuer durchlebt, in einem monatelangen, andauernden Rausch des Entzückens, aufflackernder, stetig lohender Lebensfreude.

Noch ist die aller-, allerletzte große Reise scheinbar in weiter Ferne, ja mir ist, als sei sie, nach dem Erleben des Orients, der alten Menschenheimat, in weitere Ferne gerückt als je. Freudig blicke ich dort hinüber in jene Ferne, die mir als ein glückhaftes Reiseziel in ein unbekanntes lockendes Land erscheint, ein Land, in dem es, unter unbekannten atmosphärischen Bedingungen, unter

ungeahnten Gesetzen des Atmens, Schauens und Seins, der Neuaggregation dieser ungekannten, unerforschbaren, irdisch scheinenden Materie vielleicht lieblicher zu leben sein wird als es hienieden, auf dem bis zum Überdruß durchtrotteten Planeten gewesen ist. Heute sage ich dem hinter mir Liegenden Lebewohl, und mit wie freudigem Blick schaue ich in das Blendende, das die Zukunft verbirgt, die alle Gegensätze schlichtende, Qual, Kummer, Ungerechtigkeit, Schmerz und Lust aufhebende Zukunft. Vale — atque Ave!

*

In diesen letzten Zeilen will ich aber nichts mehr als Chronist sein. Der Chronist einer trüben, wirren und beengten Lebens epoche, deren Zwangsläufigkeit offenkundig war und ist. An manchen Erlebnissen habe ich die Hinfälligkeit der Vorstellung: als gäbe es freien Willen oder willkürlichen Zufall meiner Lebensschicksale, erkennen gelernt. Es gibt keinen freien Willen und es gibt kein Zufälliges in einem Leben, wie das meinige es ist, das nach verborgenen Gesetzen der Berufung gelebt und dadurch legitimiert und erhoben worden ist.

Als Chronist verzeichne ich die Ereignisse dieser letzten Lebensjahre: meine erste Reise nach Palästina; in das Hungerland der Wolga; zum Kongreß der III. Internationale nach Moskau und Petersburg; eine Vortragsreise durch Deutschland und die Schweiz für die Hungerhilfe an der Wolga; eine Fahrt in die großen Zentren der Weltkultur Paris und London nach dem Kriege. All diese Unternehmungen in einer geschichtlichen Periode des Abebbens der revolutionären Erhebung der unterdrückten Klassen Europas nach dem Weltkriege. — In dieser geschichtlichen Periode, die eine neue schrecklichere, den zweiten Weltkrieg vorzubereiten scheint — die Ausrottung eines großen Teiles der Menschheit, die Zerstörung der Zivilisation Europas und Amerikas, eines Wolkenkratzers ohne Grundbefestigung im Urfelsen Gott.

*

Ein Freund, dem ich während der deutschen Revolution in Berlin begegnet war, schaffte mir im Verein mit meinem Verleger Fischer die Möglichkeit, Palästina aufzusuchen, in dem sich, nach

Rußland, eine neue, unerwartete, utopisch-reine Form der Menschengemeinschaft unter dem Gebot des Glaubens vollzog. Denn das war es: sehnstüchtig blickte ich mich in der Welt um nach Gemeinschaft; nach nichts anderem als nach Gemeinschaft allein. Sollte ich schon für mein eigenes Leben an ihr nicht teilhaben, so wollte ich doch wenigstens den Trost erlangen, daß sich in der Welt eine neue, glücklichere Form des Zusammenhangs zwischen Mensch und Mensch vorbereitete.

Ich fand sie in Palästina, in jener Ebene Jesreel, in der junge jüdische Menschen aus aller Herren Ländern, vor allem aber aus den slavischen Ländern Europas in einer edlen, aufopferungsreichen Brüderlichkeit arbeiteten und lebten, den Boden in hartem Tagewerk urbar machten und ihre Übereinstimmung wie Urchristen, jene Höchsten unter den Juden der Menschheitsgeschichte, feierlich und rein in der Form eines religiös begründeten Kommunismus erprobten. Die Religion, dieses Element, ja diesen Urgrund des Kommunismus zu schauen und zu erkennen, — dazu war ich ja, nach Rußland, wo sie verpönt schien, ins Urväterland gereist.

Die Mehrzahl unter den jungen Juden Palästinas hatte die Zivilisation der westlichen Völker als falsch, hohl, Lüge und Widersinn erkannt, von sich geschüttelt und war hierher in die brennende Einöde, unter den Augen der feindlichen, wilden Eingeborenenstämme, zum Boden des Erzväterlandes zurückgekehrt. Ihre Anwesenheit, die Eigenart ihres Wesens, der Ernst ihrer Arbeit gab dem alten Lande seinen lange verlorenen Charakter wieder. Durch diese Arbeiter, Ackerbauer, Säemänner, Pflanze, diese Kommunisten wurde Palästina aufs neue die unzerstörbare Heimat der Religionen, der ewig sich erneuernden mystischen Kraft des Menschengeschlechts — abermals durch das Werk von Juden. So sah ich Palästina im Jahre, das auf meine Reise nach Rußland gefolgt war.

Diese letzten mit Arbeit, Gefahr und Leid erfüllten Jahre meines Lebens erhielten ihre Bedeutung durch solche Fahrten. Meine Bücher suchten zu wirken. Ich half der Wirkung durch das Wort nach, sprach viel, bekundete. In meinen Büchern, meinen mündlichen Berichten verschwieg ich nicht die Mängel, die bedenklichen Widersprüche, Härten, Klippen und Gefahren

der Idee. Sie standen ziemlich unvermittelt neben dem Positiven, das ich zu berichten hatte. Manche Leute fanden dieses Nebeneinander abstrus. Ich gab ja dem Enthusiasten wie dem Nörgler recht, war optimistisch und pessimistisch in einem Atem! Ich war objektiv, aber gläubig — und wenn ich auf Mängel, Widersprüche und Gefahren hinwies, so geschah es, weil die Idee mir nahe ging, weil mir an ihrem Bestand lag.

Als ich an die Wolga reiste, als Mitglied einer internationalen Arbeiterdelegation, sah ich Trostloses, und Zweifel überwogen die Hoffnung, hier radikale Hilfe leisten zu können. Die Verwüstungen des Krieges, der Umwälzung, der Gegenrevolution, die Dürre des regenlosen Sommers, aber vor allem: die Dürre der Menschenseele, die dieses heroische Land seinem Schicksal überließ, es blockierte, von dem Notwendigsten entblößte, das es brauchte — all das war zusammengekommen, um die Menschenmillionen an dem fruchtbaren, gesegnetsten Wasserlauf der Welt, der Kornkammer Europas untergehen zu lassen.

In der Zarenjacht „Strejenj“ fuhren wir, von Kasan, der Tarenstadt, bis zum Kaspischen Meer die Wolga hinunter. Samara, Saratow, die Orte der deutschen Kommunen, in denen der Hunger, das Entsetzen, der Kannibalismus am ärgsten gehaust hatte, Zaryzin, Astrachan wurden besucht. Überall fiel mir der herrlich befreite Intelligenzwille der jungen Menschen Rußlands auf. Die Begabtesten unter ihnen saßen in den lokalen Sowjets. Zum größten Teil waren dies Arbeiter, Bauern, die kaum erst schreiben und lesen gelernt hatten. Edelste Menschenkraft war hier aufbewahrt, Reserve für die herangebrochene Zeit der proletarischen Befreiung. Überall sprach ich, zugleich mit den anderen Genossen unserer Delegation, Amerikanern, Holländern, Franzosen, Engländern, Deutschen, vor der Jugend, der Roten Armee, den Einwohnern der Städte, der Landgebiete. Wir sprachen auf freien Plätzen, in Theatern, in Rathaussälen, auf Fabrikhöfen. Der Strom, den wir stromab fuhren, er war der fischreichste der Welt — aber es gab in manchem, dem Kannibalismus verfallenen Dorfe an seinem Ufer keine Fischernetze, kaum ein heiles Ruderboot — man mußte für die Hungergegenden Heringe aus Stavanger herbeiholen, in gepletzten Tonnen faulten sie in der Sonne auf den Lagerplätzen

Petrograds! Herrliche Fabriken, nach den neuesten Errungenschaften der Technik errichtet, verfielen überall. Wäre das Land nicht blockiert gewesen, hätte Deutschland, England seine Vorarbeiter hiehergeschickt, die Industrie des Landes wäre mächtig in Gang zu setzen gewesen. Erschütternd zuweilen — auf welche Art die zielbewußten glaubensstarken russischen Brüder dieser Not abzuhelfen suchten und wußten — aber die feindliche Welt, der zivilisierte Westen blieb stumm, schürte wohl noch die Müdigkeit, die Verzweiflung der russischen Massen: durch ein raffiniertes Pseudohilfswerk, das im Grunde wesentlich der Spionage diente, Horchposten und Organisation der Gegenrevolution zum Zweck hatte.

Bandenunwesen entwickelte sich auf den öden Strecken, die von den Lagerplätzen sich bis zu den entfernten Hungerdistrikten hinzogen. Nicht überall wurde rationell gewirtschaftet. Die eigene Hilfeleistung zuweilen gar zu hoch überschätzt, der fremden Pseudohilfe keine genügend energische Gegenwehr entgegengesetzt. — Wunder aber: die Kinderheime, die in den verwüsteten Gegenden durch unsere „Arbeiterhilfe“ eingerichtet worden waren. Das schöne, begabte elementare junge Volk der Russen, seine Kinderschar, eilte unserer Gruppe, überall, wo wir auftauchten, freundlich entgegen. Und gerade an den Kindern des großen Landes erprobte sich ja der Hungerfluch am härtesten: in den deutschen Kommunen, deren Bewohner an Wohlstand, ja Überfluß gewöhnt waren — der Muschik war von Natur weit genügsamer! — hatten zu Beginn des Winters die Eltern ihre Kinder mit Stöcken aus den Häusern gejagt, damit sie sich selber den Weg zur Nahrung suchten! Und in den schneebedeckten Wäldern waren dann diese armen verzweifelten Kleinen übereinander hergefallen, hatten sich zerfleischt, waren umgekommen, im Sommer fand man zwischen den Bäumen Knochenhaufen . . .

Tiefste Erniedrigung des Menschen in Not, — Kannibalismus des armen gläubigen Volkes tat sich vor uns auf. Der Hunger war zur Zeit unserer Ankunft noch nicht überwunden, und doch konnten die lokalen Komitees, die uns empfingen, sich kaum genug tun in Banketten! Welche Mühe hatten wir, sie von dem Widersinn dieser Anstrengungen zu überzeugen! — so lange im

Lande ein Bissen Brot vorhanden ist, wurde uns entgegnet, gehört er dem Gast, dem Fremden, dem Freund! Dieser Begriff, Emmausglaube, war er nicht der wirkliche, tiefste Grund des Kommunismus selber?! —

Aber in Moskau schon: die ersten Anzeichen der neuen ökonomischen Politik; Herbeiziehen, Hereinströmen der neuen privaten Geldverdiener, die man brauchte und gewähren ließ zur Verzweiflung jener ersten gläubigen Kämpfer, jener beherzten aufopfernden ersten Apostelschar, die gegen den Kapitalismus, für die neue Weltordnung ihr Reich aufgerichtet hatte! Die Revolution benötigte in ihrem Vormarsch, sie konsumierte und verbrauchte Schichten von Kämpfern: zuerst die Vorläufer, die unter namenlosen Gefahren ins Volk hinab gestiegenen Lehrer der Idee, Narodniki genannt; dann, näher schon, jene, die mit der Waffe in der Hand die Festungen des verbarrikadierten alten Systems stürmten; darauf, noch näher, die Gesetzbringer, die Sicherer des Fundaments, des intransigenten Gedankens; und jetzt war die vierte Schicht an der Reihe: die Genossen, die Handel zu treiben fähig waren! Sie waren nötig, sie kamen nicht immer aus der Schar der ersten Apostel, Kämpfer, Gesetzbringer. Diese, die Apostel, die Kämpfer, die Gesetzbringer standen abseits, sahen der beginnenden Vernichtung ihres Werkes mit zerrissenem Herzen, umnachteten Gemüt zu . . .

Auf dem Kongreß der Internationale, der im Winter 1922 in Moskau stattfand, war die neue ökonomische Politik bereits deutlich zu spüren. Ich war zu dem Kongreß durch Sinowjew eingeladen worden, durfte in der Volksbildungskommission mit Lenins Frau mitarbeiten, hörte Lenin seine letzte große, eben die neue ökonomische Politik rechtfertigende Rede vor den Kongreßmitgliedern halten, ich sah die Rote Armee in ihrer Disziplin und Begeisterung vor Trotzki, diesem weltgeschichtlichen Menschen, vorbeidefilieren. Inmitten der Führer der ungeheuren, erst von kommenden Generationen voll auszuschöpfenden Menschheitsidee stand ich auf dem Platz vor dem Heer, in den Sälen vor den Wortführern, und konnte mich doch nicht zur bedingungslosen Bejahung all dessen, was geschah, was vollendet, was umgebogen und verworfen worden, bekennen. Ich beneidete die namenlose Zahl der Vorbeidefilierenden

um ihren Enthusiasmus, aber es erkältete mich, daran zu denken: welche Verantwortung hier irdisch begrenzte, mit Schwäche belastete Individuen gegenüber den Massen, von denen sie sich als Führer notgedrungen abtrennen mußten, übernommen, wie sie sich, im vollen Sinne des Wortes, mit dieser Verantwortung „übernommen“ hatten!

Das vage, unendliche gelbgraue namenlose Gewimmel . . . Volk — und eine kleine kompakte Gruppe von irdischen Menschen . . . Führer! mit unausdenkbar grenzenloser Machtbefugnis ausgestattete Individuen und dabei Schöpfer, Lenker, Bestimmer eines Kollektivwillens!

Der ungeheuerliche Widerspruch, der unlösbare: und wären sie Engel gewesen — diese sterblichen Menschen, die hier, kraft welchen Fatums? welcher Verkettungen? zu solch ungeheurer Macht emporgeschleudert ihren Willen, ihr Gewissen den Menschenmassen, diesem namenlosen gelbgrauen Gewimmel aufzwingen, kraft ihres Glaubens, trotz ihrer offensichtlichen, eingestandenen Schwächen, Irrtümer und Fehler!

*

Als ich, im Zuge mit den Delegierten zum Kongreß der Internationale, die deutsch-litauische Grenze passierte, ereignete sich in Eydtkuhnen der komische und merkwürdige Zwischenfall, daß beim Paßaufrufen viele ihren Namen vergessen hatten. Das wollte besagen, daß sie illegal reisten. Nur wenige reisten mit ihrem wirklichen gültigen Paß und unter ihrem eigenen Namen; darunter ich. Dieser Umstand war charakteristisch für mich, für meine Stellung innerhalb des Kommunismus. Ich war nicht organisiert. Ich hatte kein Parteibuch. Ich befolgte keine Disziplin. Ich hatte keine gefährliche, d. h. keine wichtige Mission zu erfüllen. Ich durfte mich meines bürgerlichen Namens bedienen. Meine Lebensbedingungen außerhalb der Partei mir schaffen, von der Obrigkeit der Partei, wie von der Obrigkeit des Staates, in dem ich lebte, unkontrolliert und relativ unbehelligt. Und dennoch betrachteten, achteten mich die Führer der Partei Rußlands — wie hätte mich sonst Sinowjew eingeladen — als Kommunisten.

Bei jeder Betonung meines eigenen, festen, in meinem Gewissen begründeten Standpunktes mußte ich, nichtsdestoweniger, nach

beiden Seiten anstoßen: den Bürgern, aus deren Klasse ich stammte, als Feind erscheinen, dem Proletariat, dessen Sache ich vertrat, als unsicherer Mitläufer, individualistischer, ideologischer mehr als praktisch und aktiv revolutionär tätiger Bourgeois gelten.

Diese Isolierung wirkte sich um so stärker aus, als der einsame und nur in sich ruhende Mensch ja für die in Massen Organisierten einen leichten und dankbaren Angriffspunkt abgibt. Im Grunde Pazifist, hatte ich doch, da ich in der Roten Armee die Macht erkannte, die den imperialistischen Kriegen der Welt ein Ende bereiten könnte, ohne Gewissensbisse die Lehre des Bolschewismus bejaht. Als Anarchist die terroristischen Maßnahmen der russischen Regierung zur Sicherung ihrer Staatsgewalt gutgeheißen. So wie ich, ein Dissident, mich für den Zionismus, wie er in der Ebene Jesreel sich offenbarte, eingesetzt hatte.

All diese Widersprüche lösten sich wohl in einem Punkt auf, der tiefer lag, als daß ihn der oberflächliche Betrachter meines Menschenlebens, meiner Berufung unter Menschen hätte wahrnehmen können. All diese Widersprüche bewirkten indes nach außen immer stärkere, verhängnisvollere Isolation unter den Menschen. Die trüben Elemente, die sich diese Isolation zunutze machten, lernte ich am eigenen Leibe, an der versuchten Disaggregation meines eigenen Wesens kennen, das gleichwohl standhielt kraft seines mir oft selber rätselhaften Kohäsionsvermögens, Festigkeit der Überzeugung, der Welt- und Menschenanschauung, kraft des außerordentlichen, mit den Jahren sich steigenden Lebenstriebes, der meinen alternden Körper zu höheren Leistungen der Seele vorwärtstrieb. —

Ich publizierte mein Buch über meinen ersten Aufenthalt in Rußland: „Drei Monate in Sowjetrußland“. Es drang nicht in die breiten Massen.

Mein Buch: „Reise durch das jüdische Palästina“ erschien ein Jahr später. Die Ostjuden, die amerikanischen, die hebräisch Sprechenden nahmen geringe Kenntnis davon, übersetzten es nicht, verbreiteten es kaum.

Mein Büchlein über die „Hunger-Wolga“ wurde, infolge der notwendigen Kritik, die ich an dem Wesen des Hilfswerkes zu üben hatte, von dem kommunistischen Verlag, der es publizierte, unterdrückt.

Der erste Band meiner Lebensgeschichte: die „Lebensgeschichte eines Rebellen“ wurde, wie auch das folgende Buch, der „Narrenbaedeker“, den ich nach jenem Besuch der großen Weltzentren der europäischen Kultur Paris und London mit schmerzhaft ironischen Schriftzügen niederschrieb, ziemlich allgemein totgeschwiegen. Wie seit je, so auch jetzt, da meine Bücher immer stärker, direkter, schlagkräftiger wurden: Bosheit, Kälte, Totschlag und Schweigen. —

Meinen Arbeiten, in dem rein bürgerlichen Verlag S. Fischer erschienen, durfte ich den Ton absoluter Aufrichtigkeit, revolutionären Rebellentums wohl geben — aber ich war mir klar darüber, daß sie auf die breiten Massen, das Proletariat, das Volk nicht wirken konnten. Das bürgerliche Publikum, der Leserkreis des bürgerlichen Verlages, betrachtete meine Bücher als Literatur. Und der Aufruf, die Propaganda der Idee scholl nur unsicher über diesen Kreis hinaus ins Weite, verhallte und wurde auch, wo er seine Stärke bewies, zurückgeworfen. Doch durfte ich gerade an dieser Stelle, gerade im bürgerlichen Verlag, eben darum, weil eine Wirkung in dem beabsichtigten Sinne hier nicht möglich war, heraus sagen, was ich meinte, eben in jenem Ton der vollsten Aufrichtigkeit, was mir nicht möglich gewesen wäre, hätte ich mich in den Organen meiner näheren Gesinnungsgenossen ausgesprochen. Das Schicksal jenes Büchleins über die Wolga war Beweis genug...

Der Elan, der erstarkte Lebenstrieb hatte nun den heftigsten Anprall auszuhalten — denn jetzt wußte ich, in welchem Maße meine Arbeit gut und wichtig und der Gesamtheit dienstbar war, in welcher Weise Mißverständnis, Unverstand, bare Niedertracht mein Werk zu schädigen, zu mindern, zu zertrümmern suchten.

*

Paris und London, die ich zum erstenmal nach dem Kriege wiedersah, die beiden, ein Leben lang heißgeliebten Städte, sie bewiesen mir mit niederschmetternder Deutlichkeit, daß das Leben Europas durch den Krieg einen tödlichen Hieb empfangen hatte. Nein, die Kulturwelt hatte aus dem Kriege nichts gelernt. Das Gesamtergebnis des Weltkrieges war: Verschiebung der geographischen Grenzdemarkationen zugunsten der siegreichen und zum

Schaden der unterlegenen Nationen. Der Krieg hatte also mit Nutzen und Schaden geendet. Und in der Tat, an die Vernichtung des Krieges selbst dachte Europa nicht. —

Wie der dritte Besuch Rußlands, so belehrte mich meine zweite Reise nach Palästina über den Niedergang der ursprünglichen Idee, der das Arbeiterland seinen ersten, stürmisch begrüßten, verheißungsvollen Aufstieg verdankt hatte. Wie man in Rußland des Privatkapitals zum Aufbau des Landes auf die Dauer nicht entraten konnte, so hatte eine neue Einwanderung von zweifelhaften kapitalistischen Elementen das utopische Gebilde des Arbeiterlandes Palästina, der höheren Gemeinschaft des arbeitenden Judentums in ein neues trostloseres Exil umgewandelt.

Wo aber in Rußland, gerade durch die Not der Idee, gerade durch die Erkenntnis der feindlichen Umwelt, Begeisterung und Opfermut sich vervielfachten, ereignete sich in Palästina folgendes: aus dem Boden des Religionen schaffenden Landes schlug der alte Glaube mit seinen starren Gesetzen und Gebräuchen in die Seelen der Ebene empor, sie umformend, den Trieb zur Verbesserung der Welt lähmend, fälschend und zerbrechend. —

*

Wer heute seinen festen Standpunkt in der Welt bewahrt, fühlt sich, wie auf einem Felsen im Meer, von Naturgewalten umbrandet. Schwer und gefährlich: in dem gierigen feindlichen Wellenschwall den Standpunkt zu bewahren, nicht von den Füßen weggerissen zu werden. Vernunft, Gefühl, Erfahrung, was gelten sie noch? Irre, verwirrt und blind treibt die Menschheit in ihre nächste tödlichste Katastrophe vorwärts. Leicht und dankbar wäre es, wie manche es tun, seinen Standpunkt über dem Kampf der Massen einzunehmen, aus olympischer Höhe herabzublicken auf die Irrtümer, die Widersprüche, die Lügen des kleinen Lebens der Nationen, der Parteien, der Individuen! Zuzusehen, wie die Massen von dem gierigen Feind ausgebeutet und verelendet werden, während ihre Führer von überlebten Formen der Taktik, der Disziplin, der Tradition, des Klüngels, des Stimmenfangs sich nicht freizumachen verstehen. Leicht wäre es auch, kalt und ironisch niederzublicken auf das Gehaben jener kleinen Schar von tätigen, hilfbereiten,

freiwilligen, immer zurückgestoßenen, immer wieder vorwärtsdrängenden Schwärmern und Narren, die, außerhalb der Zusammenhänge stehend, in ungestüm sich entwickelnden Perioden der Menschheitsgeschichte wie dieser, die Hindernisse, den Widersinn und die Niedertracht zu zerstören suchen, ohne fest und sicher gefügte Anschauung der ökonomischen und politischen Gesetze einer ersehnten willkommeneren Gesellschaftsform zu besitzen!

Der Elan, die Lebenskraft, und auch der ewige wundervolle Spieltrieb, wie ihn Fourier, mein Lehrer, immer wieder als Triebfeder des Fortschrittes, des Menschenglückes erkannt hat — sie helfen über manche Not, manchen Zweifel, über Hochmut wie über Zerknirschung hinweg. Das einzelne, sich selbst und seinesgleichen verantwortliche Individuum rettet sich aus den Wirrnissen der Zeit, indem es in allen Phasen seiner irdischen Existenz sich Rechenschaft ablegt über die täglich erneute Pflicht, das kommende Reich aufzurichten, in dem, von Zwang befreit, die namenlose Masse, in kleine Gruppen aufgelöst, die Apotheose seiner Freiheit und Verantwortung erleben wird. Bolschewismus ist nicht Kommunismus, aber der Weg zu ihm. Kommunismus ist nicht das Endziel, sondern die Stufe zum Triumph der anarchistischen Föderation. Wie immer in Zeiten mächtiger Umwälzungen des Menschheitswissens, in Zeiten, in denen das Gewissen Erleuchtung überirdischer Art empfängt, die dunklen Triebe der hohen Kraft geläutert werden durch die Erkenntnis des Rechts der Schwachen, manifestiert sich Gott in verleumdeten, verachteten, unterdrückten und unbekannten Menschen auf Erden. Die Wiederkehr Gottes manifestiert sich auch physiologisch, durch die Gewalt, die den Schwachen, den Leidenden, den Stummen und Namenlosen innewohnt. Sinn für Gerechtigkeit, Friedensliebe, Friedfertigkeit, die Idee der Weltverbrüderung, Bergpredigtchristentum — Nationalismus, heiliggesprochene Selbstsucht, Überlegenheit bestimmter Rassen, militante Kirche!

In den Nerven, in der Tiefe, in dem mystischen Bereich des verborgenen Bewußtseins lebt die Gewißheit des Herannahens einer neuen allgemeinen Religion. Mit messianischem Glauben ist dieses Gefühl ebenso verwandt wie mit der Einsicht in die immanente Logik der Weltentwicklung, den Sieg des Guten und Reinen über

den Wahnwitz der Jahrtausende alten Irrtümer, Selbstzerfleischung der Völker, Rassen, Individuen. Aus der chaotischen Gegenwart ringt sich, schwer und gehemmt vorerst, eine neue Form von Ethik, eine der Metaphysik entkleidete Religion der Duldsamkeit, der tätigen, liebenden Vernunft empor. Weltgeschichtlicher Brand ist unter den verachteten Rassen der Erde entfacht. Das ehern unvergängliche Beispiel des russischen Volkes, das sein Proletariat über seine Bedrücker und Feudalherren gehoben hat, wirkt mit noch zu wenig erkannter Macht. Unter der Führung dieses Proletariats erheben sich die unterdrückten Völker der Erde zum Freiheitskampf. Klassen- und Rassenkampf sind ineinandergeschmolzen, haben ihre Kraft zusammengeballt. Die Sturmglocke der Zeit kündigt über Asien die Befreiung der Kolonialvölker, ihr Selbstbesinnen auf Beendigung der Ausbeutung, auf Freiheit und Recht.

In vielen Hirnen ist Krieg mit Krieg identisch. Die Früchte der Revolution werden zwar anerkannt und geerntet, die Revolution selbst aber verdammt. Mord, sei er der Ausdruck imperialistischen Unterdrückungswillens, sei er Befreiungstat, gilt gleich. Verfall einer Idee, die dumpfe Seelen vorfindet, benebelte Gehirne, keine Wurzeln zu schlagen vermag! Welches wird die nächste Phase sein, woher wird der Ruf ertönen, der die Getreuen sammelt, die kleine Herde in Bewegung setzt? Sicherlich steht die Welt am Eingang einer Periode unerhörter Kämpfe. Die alte Lüge gegen einen neuen Glauben. In beiden Lagern aber: welche Verwirrung, Unsicherheit des Instinktes, Kampf des einzelnen gegen den einzelnen, des Freundes mit dem Freunde, des Gläubigen mit dem Gläubigen!

Bitter ist es, in solchem Kampfe stehen zu müssen. Auf welcher Seite immer. Bitter der Kampf, bitter, in einer kämpfenden Gemeinschaft stehen zu müssen, in Jahren, in denen der Kampf aufgehört haben sollte. Bitter ist es, dies zu erkennen. Bitter, dem Kampf der anderen aus eigener Isolierung zuzusehen. Bitter, ebenso bitter, teilzuhaben an der Auflösung der Isolierung des Individuums, nur — um im Kampf von Mensch zu Mensch, Herz gegen Herz, von Vernunft gegen Vernunft zu bestehen!

Zerklüftung der Menschen und der Anblick solcher Zerklüftung behebt keineswegs die Bitterkeit der Vereinsamung, Erwartung

des heranrollenden Geschicks der Welt, des Unterganges dieser provisorischen Form der Gesellschaft, die den Aufrechten, Aufrichtigen, Gläubigen und Hoffenden der Marter des im Stichegelassenseins preisgibt. Am Rande der Vernichtung, der diese Gesellschaft entgegenstrebt, sinnt der Verzagende nicht selten auf Selbstvernichtung. Lohnt es überhaupt noch, die Kräfte der Seele zusammenzureißen, den Warnungs- und Mahnruf auszustoßen vor dem Versinken der Welt, vor dem eigenen Versinken?

•

Ein Vers des großen Diderot, von mir in dieser Lebenschronik oft zitiert, war mein Leitsatz durch das Leben: nicht Herr, nicht Knecht!

Ein anderer, von Diderot auch dieser, leuchtet über meinem zu Ende gehenden Leben: „Man darf von den Menschen nicht viel verlangen, wenn man sie lieben will.“

Worin besteht denn das Altgewordensein? Lieben ist einfacher und minder beschwerlich als Hassen. Und doch — niemals kann man so tief, so wahr, so gerecht, so von Herzen hassen, als im Alter.

Im Verlauf des Lebens ist man oft versucht: seine Taktik zu ändern. Der Stil des Ausdrucks ändert sich ja ebenfalls. Man ändert auch seinen erotischen Typus. Und doch — wie sehr kontrolliert das Ewigjungleibende in dem alternden Menschen dies alles: Taktik, Wahrnehmung, Ausdruck, Gewissen!

Im Alter kommt alles darauf an: keine Demütigung mit in den Kauf nehmen zu müssen, um die körperliche und die seelische Existenz fristen zu können. Um der Selbstachtung willen, die zum Weiterleben gehört, zum Leben unter Menschen. Sich vor niemand demütigen müssen, um weiter leben zu können, vor allem nicht vor der eigenen Seele, dem eigenen Gebot. Wahr sein, immer wahrhafter, die Wahrheit allein über sich regieren lassen, in allen menschlichen Beziehungen, in der Beziehung zu Gott — ohne andere Rücksicht, ohne Rücksicht auf Vergängliches!

Dabei meldet sich abermals die eine Sorge, die schwerste. Ein Angstschrei, ein Notruf bricht aus dem Tiefsten, dem Schmerzendsten des Daseins herauf: eben jene unstillbare Angst um den Fortbestand des Werkes. —

Das eigene Leben, die Existenz dieser irdischen Gewebe, Zellen, Ganglien ist ja schon fast überwunden, das Werk aber — ein paar Bücher, die geschrieben sind, um deren willen diese irdische schmerzempfindliche Materie, dieses Leben durchgekämpft, durchlitten wurde — sie sollen, dürfen nicht verschwinden! Was ist dagegen die Sorge: wie die letzten Lebensjahre vergehen werden, ob in Not, Krankheit, Alleinsein oder nicht — gegen dieses einen Fortbestand des Werkes! Dieses geliebten Werkes, dem keine Gerechtigkeit geworden ist bei meinen Lebzeiten, kaum Gerechtigkeit werden wird bei Lebzeiten der nächsten Generation, vielleicht erst später, später!

Denn die Generation, die ich habe aufwachsen sehen, wird körperlich und seelisch unbefähigt sein zum von uns erträumten Aufschwung. In zu harter unglückseliger Zeit ist sie geboren, wurde sie großgezogen. In ihrer körperlichen Beschaffenheit, in ihrer Seele trägt sie dumpf das Wissen um ihren Untergang, die nahende Zerstörung in sich, ein Wissen, das sie zur vollen Ausschöpfung, vollen Bestätigung, maßlosen Überbetonung ihres animalischen Lebensdranges bestimmt.

Dieses Zeitalter geht daran zugrunde, daß die Entwicklung der Technik die Entwicklung der Seele zu weit überholt hat; so weit, daß die Distanz gar nicht mehr einzuholen ist. In der russischen Seele begegnen sich alle Kräfte, Strebungen, Mängel der westlichen Entwicklung mit denen des gottbesessenen, Erlösung suchenden Ostens; Bewegtheit und Trägheit, Heißhunger nach Irdischem und Versenkung ins Jenseits. Wird der russische Mensch Führer in dem Kampf um das Nachher, dieses ersehnte, sagenhaft ungewisse, glorreich, in unausdenkbarer Ferne erscheinende, vor dem Blick des Sehers auftauchende Nachher bleiben können? Führer, Prophet, Feldherr und Zwingherr sein der großen asketischen Revolution, der starken und reinen, weisen und unerbittlichen, die das Schicksal der Menschen, der übrigbleibenden, der übriggebliebenen, zum großen Ziel lenken wird? —

Meine Bücher geben Kunde von einer Zeit, in der ein einmaliger, unerhörter Aufschwung das Erreichen dieses letzten großen Ziels verheißen hat. Darum dürfen meine Bücher nicht untergehen. Sie sind Dokumente, Lehrbücher einer einzig bedeutungsvollen Zeitepoche.

Ihr trübes Schicksal bei meinen Lebzeiten ist kein Beweis für ihren Wert oder Unwert. Es ist ein Beweis dafür, wie man mich, mich selbst, mein persönliches Ich eingeschätzt hat. Es ist ein Beweis gegen die Menschen dieser Zeit, in deren Mitte ich lebe, gelebt haben werde. Jawohl, so viele, von der Gunst der Mitlebenden zu Ruhm und Wirkung Emporgehobene sah ich, kaum waren sie vom Schauplatz des Alltags verschwunden, verschollen und abgetan, als nichtig erkannt, in Vergessenheit versinken. Aber der Stein, der Stein, den die Maurer fortgeworfen haben, ist der Eckstein geworden!

Sagte ich es nicht schon einmal? und wenn ich's zehnmal sage — es kann nicht oft genug wiederholt werden: viele meiner Bücher sind vergriffen. Andere, wie das Buch über Rußland, über Palästina, sind auf schlechtes Papier gedruckt, das in wenigen Jahren zerfallen sein wird, mein Werk, das Werk an der Zukunft vollends zerstört!!

Ihr, die ihr dieses Buch dahier gelesen habt, denket an die Not eines Menschen. Laßt seinen Schrei nicht an tauben Ohren verhallen. Rettet das Werk. Laßt es nicht erlöschen, schürt die Flamme, hütet den Funken.

*

Jetzt beende ich diese Niederschrift der Geschichte meines gequälten, rätselhaften Seins. Eines Seins, das mir in seiner Gesamtheit bedeutsam und nicht vertan erscheint. Als Schluß schreibe ich ein Wort Nietzsches auf die letzte Seite dieses meines Buches. Es lautet:

„Solchen Menschen, die mich etwas angehen, wünsche ich Leid, Verlassenheit, Krankheit, Mißhandlungen, Entwürdigung — ich wünsche, daß ihnen die tiefste Selbstverachtung, die Marter des Mißtrauens gegen sich, das Elend des Überwundenen nicht unbekannt bleibt — ich habe kein Mitleid mit ihnen, weil ich ihnen das einzige wünsche, was heute beweisen kann, ob einer Wert hat oder nicht — daß er standhält!“

Namenregister

- Adler, Victor 126.
Arco, Graf G. 130, 150.
Axelrod, Paul 126.

Balabanoff, Angelica 126, 193, 200.
Barth, Emil 144, 146.
Beerfelde, H. J. von 131, 136 ff., 157.
Bernstein, Eduard 126, 131, 158.
Bernstorff, Graf 163.
Bing, Dr. Eduard 189.
Bjerre, Poul 153.
Bloem, Walter 118.
Brederek 187.
Brentano, Professor Lujo 130.
Brahm, Otto 44, 54.
Bucharin, Nikolai 144.

Capelle, Admiral 138.
Cassirer, Bruno 52.
Cassirer, Paul 46 ff., 76 ff., 132, 159, 194.
Cohen-Reuß 157.
Cohn, Dr. Oscar 142, 150, 160.
Corinth, Lovis 50, 52.
Crippen 182.

Dauthendey, Max 75.
David, Dr. 158.
Diderot 241.
Dittmann, Wilhelm 138.

Ebert, Friedrich 177.
Edison, Th. A. 96.
Eichhorn, Emil 142, 143.
Einstein, Prof. Albert 130, 162.
Eisner, Kurt 131, 133 ff., 180.
Enver Pascha 196.
Essig, Hermann 56.
Eysoldt, Gertrud 47.

Fischer, Frau Hedwig 72, 74, 166.
Fischer, S. 44, 56, 72, 166, 237.
Follette, La, Senator 96.

Freiligrath, Ferdinand 184.
Frisch, Efraim 77.
Fuchs, Eduard 142.

Gerlach, Helmuth von 131, 149.
Globig 146, 147.
Goldmann, Emma 96.
Goldschmidt, Alfons 183.
Gumbel, E. I. 150.

Haase, Hugo 126, 131, 138, 142, 158, 164.
Harden, Maximilian 47, 48, 130.
Hardt, Ernst 76.
Hauptmann, Gerhart 54 ff., 73, 117.
Herzog, Wilhelm 134 ff., 178.
Heimann, Moritz 56, 73, 77, 166.
Herwegh, Georg 184.
Hiller, Dr. Kurt 161, 164.
Hirschfeld, Dr. Magnus 158.
Holitscher, Clara 35.
Holländer, Felix 46, 60.
How, Dr. James Eads 126.
Huysmans, E. 125.

Joffe, E. A., Gesandter 142 ff.
Jonas, Alexander 96.

Kapp 186.
Karolyi, Graf Michael 126.
Kautsky, Karl 126, 131, 132, 135, 144, 163.
Kayserling, Dr. Philipp 26.
Kayßler, Friedrich 47, 48, 60.
Keyserling, Graf Eduard 74, 75.
Körte, Geheimrat 123.
Kranz, Herbert 184.
Kruse, Max 46.
Kuczinsky, Dr. Robert 130.
Kühlmann, Staatssekretär von 138.
Kun, Béla 35, 196.

Landauer, Gustav 56, 180.
Landauer, Hedwig, geb. Lachmann 56.

- Langen, Albert 49, 72, 73.
 Ledebour, Georg 126, 142 ff.
 Lenin, Wladimir Iljitsch 200, 234.
 Lenin, Nadeshda, Krupskaja 234.
 Levin, Julius 77.
 Leonhard, Rudolf 164.
 Lichnowsky, Botschafter Fürst 136.
 Liebknecht, Karl 124, 126, 141 ff., 152,
 164, 174, 176, 178, 192.
 Liebknecht, Sonja 142 ff.
 Lörke, Oscar 77.
 London, Jack 96.
 Lunatscharski, Anatol Wassilitsch 196.
 Luxemburg, Rosa 127, 164, 176, 178.

 Maeterlinck, Maurice 54.
 Martinet, Marcel 184.
 Martow 126.
 Mehring, Franz 142, 144.
 Meyer, Frau Professor Richard M. 65.
 Molkenbuhr, Brutus 157, 164.
 Müller, Hans von 76.
 Munch, Edvard 76.

 Nestriepke, Dr. S. 131.
 Nietzsche, Friedrich 243.
 Noske, Gustav 177.

 Oppenheimer, Franz 129.
 Orlik, Emil 46.
 Oven, von 179.

 Paasche, Hanns 132, 157.
 Pfemfert, Franz 157.
 Pieck, Wilhelm 164.
 Pogany, Volkskommissär 196.

 Radek, Karl 126, 185, 186, 189, 195.
 Rang, Geheimrat Florens Chr. 151, 153.
 Raphael, Erzengel 222.
 Rathenau, Walther 106, 165 ff.
 Reichpietsch, Matrose 138.

 Reinhardt, Max 44 ff., 65, 73.
 Rodenbach, Georges 54.
 Rosanow 126.
 Roß, Colin 157.
 Rotten, Dr. Elisabeth 137.
 Rubiner, Ludwig 184.

 Scheidemann 152, 158, 177.
 Schwimmer, Rosika 77.
 Setzkorn, Magnetiseur 204, 205.
 Sigmund-Schulze, Lizentiat 130.
 Simon, Hugo 131.
 Sinowjew, Grigory 234, 235.
 Sinclair, Upton 96.
 Slevogt, Max 46, 50, 56.
 Solf, Botschafter Dr. 163.
 Stahl, Fritz, Kunstkritiker 46.
 Stanislawski 198.
 Stöcker, Dr. Helene 131, 137, 149, 164.

 Tatlin 199.
 Tepper-Laski, Kurt von 132.
 Thieß, Frank 164.
 Traubel, Horace 96.
 Trotzki, Lew Davidowitsch 198, 234.

 Varga, Prof. Dr. Eugen 196.
 Vogtherr 138.

 Wedekind, Frank 44 ff., 61, 65, 74 ff.
 Wedekind, Tilly 44, 53, 65.
 Wegener, Paul 59 ff.
 Weiß, E. R. 77.
 Wels, Otto 177.
 Wietzorek 164.
 Witting, Geheimrat Richard 130 ff., 135.
 Worowsky 126.
 Wrangel, General 197.
 Wüllner, Ludwig 180.

 Zetkin, Clara 200, 202.
 Zietz, Luise 143, 146.

Inhalt

Vor einem Bild des Bauern-Brueghel	7
Die Familie um die Lebenswende	15
Der Markt und ein Theater	42
Bresche in die Zukunft	82
Jahre des Krieges	98
Die deutsche Revolution	141
Land der Utopie	190
Die Geschichte von den sieben Quirlen	204
Das Heim oder die Weite	224
Namenregister	244

Das vorliegende Werk ist die Fortsetzung meines Buches

LEBENSGESCHICHTE EINES REBELLEN

Erschienen bei S. Fischer Verlag, Berlin. 1924

WERKE VON ARTHUR HOLITSCHER

Leidende Menschen

Erzählungen. 1895. Bei E. Pierson, Dresden. (*Vergriffen*)

Weißer Liebe

Roman. 1896. Bei S. Fischer Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

An die Schönheit

Trauerspiel. 1897. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Der vergiftete Brunnen

Roman. 1900. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Das andere Ufer

Drama. 1901. (Nur im Manuskript)

Von der Wollust und dem Tode

Novellen. 1902. Bei S. Fischer Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

Das sentimentale Abenteuer

Erzählung. 1905. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Charles Baudelaire

Essay. 1905. Bei Bard Marquart & Co., Berlin. (*Vergriffen*)

Leben mit Menschen

Essay. 1906. Bei Bard Marquart & Co., Berlin. (*Vergriffen*)

Der Golem

Drama. 1908. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Worauf wartest Du?

Roman. 1910. Bei S. Fischer Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

Amerika heute und morgen

Reiseerlebnisse. 1912. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Geschichten aus zwei Welten

Novellen. 1914. Bei S. Fischer Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

In England-Ostpreußen-Südösterreich

Gesehenes und Gehörtes. 1915. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Das amerikanische Gesicht

1916. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Oscar Wilde, Ballade des Zuchthauses zu Reading

Deutsche Nachdichtung. 1917. Bei Axel Juncker Berlin

WERKE VON ARTHUR HOLITSCHER

Bruder Wurm

Ein Bekenntnisbuch. 1918. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Schlafwandler

Roman. 1918. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Adela Bourkes Begegnung

Roman. 1920. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Ideale an Wochentagen

Essays. 1920. Bei Erich Reiß, Berlin. (*Vergriffen*)

Drei Monate in Sowjetrußland

1921. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Reise durch das jüdische Palästina

1922. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Stromab die Hungerwolga

1922. Vereinigung internationaler Verlagsanstalten, Berlin. (*Vergriffen*)

Amerika. Leben, Arbeit und Dichtung.

Ein Jugendbuch. 1923. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin

Gesang an Palästina

(Mit Hermann Struck.) 1923. Bei H. H. Tillgner Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

Ekstatische Geschichten

(Mit Magnus Zeller.) 1923. Bei H. H. Tillgner Verlag, Berlin. (*Vergriffen*)

Frans Masereel

(Mit Stefan Zweig.) 1923. Bei Axel Juncker Verlag, Berlin

Das Theater des revolutionären Rußland

1924. Volksbühnen-Verlag GmbH., Berlin

Lebensgeschichte eines Rebellen

Meine Erinnerungen. 1924. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Ravachol und die Pariser Anarchisten

1925. Verlag Die Schmiede, Berlin. (*Vergriffen*)

Der Narrenbaedeker

(Narrenführer durch Paris und London)

(Mit Frans Masereel.) 1925. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

Das unruhige Asien

Reise durch Indien-China-Japan. 1926. Bei S. Fischer Verlag, Berlin

FEB 2 1967 Date Due

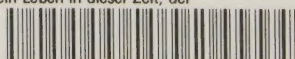
FEB 25 1977

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE

PT2617.058 L42 1928 010101 000

Holitscher, Arthur,

Mein Leben in dieser Zeit, der



0 1114 0120345 5

PT
2617
058L42
1928

